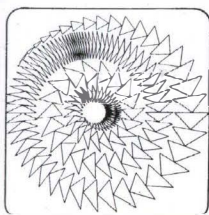


Integrative Therapie



**Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie
und Methodenintegration**

**Themenschwerpunkt: Übergänge und
Identität – 30-jähriges Jubiläum der Zeit-
schrift als „angewandter Tree of Science“**

**Hilarion G. Petzold: „Transversale Identität und Identitätsarbeit“
(Teil 2). Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine
entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch be-
gründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspek-
tiven „klinischer Sozialpsychologie“**

**Hilarion G. Petzold: In memoriam Paul Ricœur: „Vernetzendes
Denken“. Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und
Integrationsdenkens für die Integrative Therapie und ihre
„transversale Hermeneutik“**

Johanna Sieper: Zum Andenken an Hildegund Heini

**Hilarion G. Petzold: Auf dem Wege zu einer „Allgemeinen Psycho-
therapie“ und zur „Neuropsychotherapie“. Zum Andenken an
Klaus Grawe**

**Ursula Hemmer: Die Bedeutung der Neuen Medien für die Identi-
tätsentwicklung von Jugendlichen in der Adoleszenz und ihre
Relevanz für Pädagogik, Beratung und Psychotherapie mit
Kindern und Jugendlichen**

4/2005
31. Jahrg.



Junfermann Verlag

INTEGRATIVE THERAPIE

Zeitschrift für vergleichende

Psychotherapie und Methodenintegration

Begründet von Charlotte Bühler (†) und Hilarion Petzold

Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Dr. Dr. *Hilarion Petzold*, Düsseldorf/Amsterdam/Paris

Mitherausgeber: Dr. phil. *Renate Frühmann*, Salzburg — Prof. Dr. med. *Anton Leitner*, Zentrum für psychosomatische Medizin, Donau-Universität, Krems — Prof. Dr. phil. *Michael Märten*, Ev. Fachhochschule Frankfurt — Prof. Dr. phil. *Heidi Möller*, Universität Innsbruck — Dipl.-Sup. *Ilse Orth*, Europäische Akademie für psychosomatische Gesundheit, Hückeswagen — Prof. Dr. med. *Ulrich Schnyder*, Psychiatrische Poliklinik, Universitätsspital Zürich — Prof. Dr. päd. *Waldemar Schuch* M.A., Fritz Perls Institut, Düsseldorf

Redaktion: *Peter Osten*

Wissenschaftlicher Beirat: Univ.-Prof. Dr. phil. *Reiner Bastine*, Psychologisches Institut der Universität Heidelberg — Univ.-Prof. Dr. *Urs Baumann*, Psychologisches Institut der Universität Salzburg — Univ.-Prof. Dr. *Winfried Huber*, Lehrstuhl f. Klinische Psychologie der Universität Löwen — Univ.-Prof. Dr. med. *Horst Kächele*, Abt. Psychotherapie der Universität Ulm — Univ.-Prof. Dr. med. Dr. phil. *Uwe Koch*, Abt. für Medizinische Psychologie des Universitäts-Krankenhauses Eppendorf — Univ.-Prof. Dr. phil. *Jürgen Kriz*, Fachbereich Psychologie der Universität Osnabrück — Dr. med. *Grete A. Leutz*, Moreno Institut Überlingen — Univ.-Prof. Dr. phil. *Hartmut Schröder*, Fachbereich Psychologie der Universität Leipzig

International Board — Approaches to therapy: *George I. Brown*, Santa Barbara, Integrative Pädagogik (Confluent Education) — *Ruth C. Cohn*, Düsseldorf, Themenzentrierte Interaktion — *Fanita English*, Philadelphia, Transaktionale Analyse — *Bernd Fittkau*, Hamburg, Transpersonale Psychologie — *Stanislav Grof*, Big Sur, Psycholytische Therapie — *Jack J. Leedy*, New York, Poesietherapie — *Alexander Lowen*, New York, Bioenergetische Analyse — *Ilse Middendorf*, Berlin, Atemtherapie — *Zerka T. Moreno*, New York, Psychodrama — *Herbert Otto*, La Jolla, Persönlichkeitsentfaltung (Personal Growth) — *Anne A. Schützenberger-Ancelin*, Paris, Gruppendynamik — *Johanna Sieper*, Düsseldorf, Therapeutisches Theater — *Jan Velzeboer*, Maarsen, Kreativitätstraining — *Carl Whitaker*, Madison, Familientherapie — *Ken Wilber*, Boston, Spektrum-Psychologie — *Joseph Zinker*, Cleveland, Gestalttherapie — **Ehemalige Boardmitglieder:** *George Bach* † — *Kenneth D. Benne* † — *Vladimir N. Iljine* † — *Klaus Grawe* † — *Hanscarl Leuner* † — *Jakob L. Moreno* † — *Lore Perls* † — *Virginia Satir* † — Dr. *Norbert Nagler*

Integrative Therapie – Erscheinungsweise: viermal jährlich in freier Folge.

Bezugspreis: Einzelheft € 11,-, Doppelheft € 22,-, Studentenabonnement € 33,-, Jahresabonnement € 42,- zuzüglich Versandkosten.

Schriftleitung: Prof. Dr. H. Petzold, FPI, Achenbachstr. 40, 40237 Düsseldorf.

Redaktion: *Peter Osten*, Winthirstraße 21, 80639 München.

Manuskripte und Buchbesprechungen sind an die Schriftleitung in zwei Exemplaren zu senden. Richtlinien zur Erstellung von Manuskripten sind bei der Redaktion erhältlich.

© Mit der Veröffentlichung in der Zeitschrift gehen sämtliche Verlagsrechte, insbesondere das der Übersetzung, an die FPI-Publikationen, 40237 Düsseldorf. Auch der auszugsweise Nachdruck bedarf der schriftlichen Genehmigung.

Verlag: Junfermann Verlag, Imadstraße 40, 33102 Paderborn.

Satz: Junfermann Druck & Service GmbH + Co. KG, 33102 Paderborn.

Bestellungen: Junfermann Verlag, Imadstraße 40, 33102 Paderborn.

Anzeigenverwaltung: Junfermann Verlag, 33102 Paderborn, Tel. (05251) 13 44-0.

31. Jg. 2005	Inhalt	Heft 4
Editorial – Übergänge und Identität, Wandlungen im Feld – Ein Rückblick auf 30 Jahre der Zeitschrift „Integrative Therapie“ als angewandter „Tree of Science“. (<i>Transition and Identity, Changes in the Field – Looking back on 30 Years of the Journal “Integrative Therapie” as an Applied “Tree of Science”</i>).		
		348
<i>Hilarion G. Petzold: „Transversale Identität und Identitätsarbeit“ (Teil 2). Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsycho- logisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeits- und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“. (<i>Transversal Identity and Identity Work – Perspectives of “Clinical Social Psychology”</i>)</i>		
		373
<i>Hilarion G. Petzold: In memoriam Paul Ricoeur: „Vernetzendes Denken“. Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und Integrationsdenkens für die Integrative Therapie und ihre „transversale Hermeneutik“. (<i>In Memoriam Paul Ricoeur: „Interconnected Thinking“. The Significance of the Philosophy of Paul Ricoeur for Integrative Therapy and its Transversal Hermeneutics.</i>)</i>		
		401
<i>Johanna Sieper: Zum Andenken an Hildegund Heinl. (“In Memoriam Hildegund Heinl”) . . .</i>		
		416
<i>Hilarion G. Petzold: Auf dem Wege zu einer „Allgemeinen Psychotherapie“ und zur „Neuropsychotherapie“. Zum Andenken an Klaus Grawe. (<i>Pathways to a “General Approach to Psychotherapy” and to “Neuropsychotherapy”. In Memoriam Klaus Grawe.</i>)</i>		
		419
<i>Ursula Hemmer: Die Bedeutung der Neuen Medien für die Identitätsentwicklung von Jugendlichen in der Adoleszenz. Eine erweiterte Sicht entwicklungspsycho- logischer und sozialisationstheoretischer Jugendforschung und ihre Relevanz für Pädagogik, Beratung und Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen. (<i>The Impact of the New Media for Identity Development in Adolescents.</i>)</i>		
		432

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder benutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gemäß § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG WORT, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 80336 München 2, von der die Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

FPI-PUBLIKATIONEN, DÜSSELDORF
Junfermann-Verlag Paderborn

Wichtiger Hinweis

Mit dem Jahrgang 2005 wird die Zeitschrift „Integrative Therapie“ nach 30 Jahren vom Junfermann Verlag an die „Edition Donau-Universität“, Krems wechseln und vom Krammer Verlag Wien betreut werden. Am „Zentrum für Psychosoziale Medizin“ der Donau-Universität wurde 2005 ein Studienangebot in „Integrativer Therapie“ eingerichtet, mit der Möglichkeit, den akademischen Grad eines „Master of Science“ in Psychotherapie – auch im Fachspezifikum Integrativer Therapie – zu erwerben. Weiters wurde im Dezember 2005 vom Bundesministerium für Gesundheit und Frauen die Donau-Universität Krems, Zentrum für Psychosoziale Medizin gemäß § 7 Abs. 1 in Verbindung mit § 7 Abs. 4 des österreichischen Psychotherapiegesetzes, BGBl. Nr. 361/1990, als Ausbildungseinrichtung für die psychotherapeutische, methodenspezifische Ausrichtung INTEGRATIVE THERAPIE anerkannt.

Prof. Dr. med. Anton Leitner, Leiter des Zentrums, wird mit in die Herausgeberschaft der Zeitschrift eintreten. Das sind gewichtige Gründe, einen Verlagswechsel vorzunehmen, um die Zukunft der Zeitschrift an diesen Ort des Geschehens anzubinden und sie damit nachhaltig zu sichern.

Wir möchten dem Junfermann Verlag, dem Verlagseigner, Herrn Dr. Reinhard Martini, und dem Verlagsleiter, Herrn Gottfried Probst, für die langjährige, ausgezeichnete Zusammenarbeit danken. Die Zeitschrift konnte im Junfermann Verlag gedeihen und ein gutes Profil in der wissenschaftlichen Fachwelt gewinnen. Wir werden dem Verlag auch weiterhin verbunden bleiben. 30 Jahre sind eine runde Zahl, um einen neuen Anfang zu setzen.

Ab Mitte des Jahres werden die Hefte in üblicher Form für den Jahrgang 2006 erscheinen. Die Adressen aller Abonnenten werden vom Krammer Verlag übernommen. Für Änderungen und Neubestellungen wenden Sie sich bitte ab sofort an folgende Adresse:

Krammer Verlag
Kaiserstraße 13
A-1070 Wien
Tel. +43/(0)1/985 21 19
Fax +43/(0)1/985 21 19 -15
eMail: verlag@krammerbuch.at

Der Herausgeber
Prof. Dr. mult. *Hilarion G. Petzold*

Vorschau auf die Hefte des Jahrgangs 2006:

- Heft 1: Evolutionspsychologie, Psychotherapie, Menschenbild
- Heft 2-3: Sandor Ferenczi und die „aktive Analyse“
- Heft 4: 150 Jahre Freud im Spiegel der „Dissidenz“

Editorial

Übergänge und Identität, Wandlungen im Feld – Ein Rückblick auf 30 Jahre der Zeitschrift „Integrative Therapie“ als angewandter „Tree of Science“

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf

„Πάντα ῥεῖ – alles fließt“;
Heraklit zugesprochen

„Das Leben, eine Kette von Übergängen ...“
Petzold (1988t)

Dieses Heft markiert einen *Übergang*. Mit dem Jahrgang 2005, den ich mit diesem Editorial abschließe, sind es 30 Jahre, in denen diese Zeitschrift unter meiner Herausgeberschaft betreut wurde. Das ist eine lange Zeit, eine Zeitschrift zu führen und in kollegialer Zusammenarbeit zu gestalten. Der Rückblick dokumentiert auch ein Stück Psychotherapiegeschichte im deutschsprachigen Raum.

Historisches

Die Zeitschrift „Integrative Therapie“ wurde seinerzeit von *Charlotte Bühler* und mir begründet. *Charlotte Bühler* ist 1973 nach Deutschland zurückgekehrt und nahm u.a. mit *Ludwig Pongratz* Kontakt auf, um die Sache der „Humanistischen Psychologie“ in Deutschland voranzubringen. *Pongratz*, ein adlerianischer Analytiker, damals einer der Protagonisten der klinischen Psychologie und Wegbereiter schulenübergreifender Psychotherapie, hatte mich 1971 eingeladen, Lehrveranstaltungen zu Psychodrama und Gestalttherapie an seiner Abteilung an der Universität Würzburg durchzuführen. Ich hatte damals [1969] die Gestalttherapie nach Deutschland gebracht, zeitgleich mit *Ruth Cohn*, die ebenfalls in diesem Zeitraum neben ihrer „Themenzentrierten Interaktion“ Gestaltseminare durchführte. Mit *Grete Leutz*, *Heike Straub*, Moreno-Schüler wie ich, und anderen KollegInnen habe ich in diesem Jahr auch die Sektion Psychodrama im DAGG mitbegründet [1971]. Gleichzeitig war bei *Pon-*

gratz auch *Frederik Kanfer*, damals einer der führenden Verhaltenstherapeuten, in Würzburg Gastprofessor, zu dem ein guter Kontakt entstand. Ab 1974 lehrte er auch an dem von *Johanna Sieper* und mir 1972 begründeten „Fritz Perls Institut für Integrative Therapie, Gestalttherapie und Kreativitätsförderung“, das 1974 mit *Hildegund Heintz* († 27.12.2005) und den Würzburger Psychologen und Schülern von *Pongratz*, *Kathrin Martin* und *Hansjörg Süß*, als gemeinnützige Gesellschaft in Düsseldorf institutionalisiert wurde. Mit *Dieter Tscheulin* u.a. hatte auch die wissenschaftliche Gesprächstherapie in Würzburg am „Pongratz Institut“ einen festen Platz, und so war hier ein sehr lebendiges, *schulenübergreifendes* Klima entstanden. In ihm wurden die verschiedenen Therapierichtungen als unterschiedliche Möglichkeiten der Behandlung gesehen, die aber über viele „gemeinsame Grundelemente“ verfügen (*Tscheulin* (1980). Ich sah sie als „**Wege zum Menschen**“ (Petzold 1984a). *Charlotte Bühler* hatte in Würzburg einen Vortrag gehalten, und im Gespräch danach wurde die Idee geboren, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, die ein Forum für die verschiedenen „neuen“ Verfahren der Psychotherapie werden sollte, Verfahren, die sich neben der Psychoanalyse und dem behavioristischen Mainstream entwickelt hatten, eine Zeitschrift auch, die die „Humanistische Psychologie“ und ihre Ziele im deutschsprachigen Bereich verbreiten sollte. *Pongratz* fand damals diese Idee sehr gut, wollte aber aus verschiedenen Gründen nicht mitarbeiten. Ein Grund war, dass er seinen Namen nicht so pro-

nonciert mit der „Humanistischen Psychologie“ verbinden wollte, er sei breiter ausgerichtet. Später habe ich dann zusammen mit ihm ein in der Tat weiter greifendes Forschungsprojekt – das erste schulenübergreifende Projekt „vergleichender Psychotherapieforschung“ in den deutschsprachigen Ländern – im Auftrage des Bundeswissenschaftsministeriums, Bonn, durchgeführt, das meinen Titel aufnahm: „*Wege zum Menschen. Ein Projekt vergleichender Psychotherapie. Dokumentation über führende Psychotherapeuten und ihre Arbeit*“ (Petzold/Pongratz 1984). Leitfiguren aller bedeutenden Verfahren – so weit sie noch lebten die Begründer und Mitbegründer (Alexandra Adler, Karlfried Graf Dürckheim-Montmartin, Frederik Kanfer, Alexander Lowen, Zerk Moreno, Lore Perls, Carl Rogers, Virginia Satir usw.) – wurden in ihrer Arbeit und bei einem Interview gefilmt, und in zwei wissenschaftlichen Begleitbänden wurde das jeweilige Verfahren monographisch von einem Experten der jeweiligen Schule dargestellt anhand des Rasters meines Metamodells des „*Tree of Science*“ (Petzold 1971, 1975h; 1992a/2003a)¹ für die „Angewandten Humanwissenschaften“, so für die Psychotherapie oder Supervision². Dieses Modell hat erstmalig die Struktur von Psychotherapie in folgender Gliederung dargestellt:

- I. Metatheorie,
- II. realexplicative, klinische Theorien,
- III. Praxeologie,
- IV. Praxis (vgl. Abb. 2 u. 3).

Es wurde auch für die theoriegeleitete Anlage und Ausrichtung dieser Zeitschrift grundlegend. Sie hat in den dreißig Jahren ihres Bestehens aus dieser ganzheitlichen und differenziellen Sicht von Therapie über dieses ganze Spektrum des „*Tree of Science*“ publiziert – ein anspruchsvolles Unterfangen, mit dem die „Integrative Therapie“ ein im psychotherapeutischen Feld einzigartiges Profil gewinnen konnte: ein angewandter „*Tree of Science*“.

Charlotte Bühler war es ein Anliegen gewesen, mit dieser Zeitschrift die „Humanistische Psychologie“ als „third force psychology“, als dritte Kraft neben Psychoanalyse und Behaviorismus, „zurück nach Deutschland zu bringen, denn Deutschland ist das Land, in dem die humanistische Idee, die den Menschen ganzheit-

lich betrachtet, die Psychologie als eine ganzheitliche Menschenkunde sieht, ihren Ursprung hat. Von dort kam sie in die USA, zum Teil durch die Wirren des Dritten Reiches, in dem alle Ideale der humanistischen Idee verraten worden waren und die nach dem Zweiten Weltkrieg in der deutschen Psychologie nicht genügend Prägnanz gewinnen konnten, die Ideen Goethes, Herders, Wilhelm von Humboldts, Diltheys, Husserls und Schellers“ (C. Bühler³), das war die Position Charlotte Böhlers im Herbst 1973 in den Gesprächen für die Vorbereitung der Zeitschrift. Sie hielt es für wesentlich, nicht nur die akademische Psychologie in der nomothetischen Position zu entwickeln, sondern auch und verstärkt die verstehenden Momente, Ansätze der „verstehenden Psychologie“ zu betonen, der ihre Lebensarbeit und die ihres Mannes Karl Bühler gegolten hatte. Viele dieser Impulse haben auch die Orientierung dieser Zeitschrift bis heute bestimmt, die immer wieder anthropologische Themen aufgegriffen hat, Themen einer „philosophischen Therapie“, aber auch entwicklungspsychologische Perspektiven fokussieren konnte. Charlotte Bühler war besonders der Entwicklungspsychologie, Lebenslaufforschung und Persönlichkeitstheorie verbunden und hatte keine besondere Hinwendung zu den traditionellen Therapieschulen, weder zur Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, die sie kritisch sah, noch zum Behaviorismus, der ihr eher ein Ärgernis war. Charlotte Bühler stellte in dieser Gründungsphase für das internationale Board wichtige Kontakte her. Ihr Tod verzögerte das für 1974⁴ geplante Erscheinen, so dass erst im Frühjahr 1975 das erste Heft erscheinen konnte. In der Zwischenzeit war eine bedeutende Leitfigur, die ihre Mitarbeit im Board zugesagt hatte, J.L. Moreno, verstorben und seine Frau Zerk Moreno trat an seine Stelle. Die Zeitschrift erhielt dadurch, dass die federführende Herausgeberschaft in meinen Händen lag, eine deutliche Orientierung im therapeutischen Bereich. Die MitherausgeberInnen (Dr. med. Edmund Frühmann, Psychoanalyse, Dr. med. Grete Leutz, Psychodrama, Dr. med. Hildegund Heinl, Integrative Leibtherapie) legten den Schwerpunkt klar in eine klinische Richtung und keineswegs nur in die Orientierung der Humanistischen Psychologie, die nur einen Schwerpunktbe-

reich der „Integrativen Therapie“ bildete. Auch der Internationale Beirat war sehr breit orientiert. Um die Zeitschrift zu „floaten“, hatten wir zunächst intensiv nach einem Verlag gesucht, aber die etablierten Häuser sahen dieses Projekt eher skeptisch, verlegerisch nicht interessant, denn ein großer Teil der Verfahren und Orientierungen, die von der Zeitschrift repräsentiert wurden, waren Anfang der siebziger Jahre noch nicht bekannt und populär, und so entschlossen wir uns, einen eigenen Verlag zu gründen: Die *FPI-Publikationen*, als Verlagsabteilung des „Fritz Perls Instituts“, das in jener Zeit sehr aktiv in der Verbreitung der „humanistischen“ Verfahren und anderen Ansätzen innovativer Psychotherapie und Persönlichkeitsentwicklung in den deutschsprachigen Ländern war⁵, die in der Zeitschrift ein Forum des Austauschs, der Diskussion und der „Feldentwicklung“ finden sollten, übernahm die verlegerische Trägerschaft, die dann in einem Kooperationsmodell mit dem Junfermann Verlag weitergeführt wurde, der die Zeitschrift bis 2005 als Verlag betreute.

Übergänge – mit der „Humanistischen Psychologie“ und über sie hinaus

Der Austausch über unterschiedliche Zugeweisen, Theorieannahmen und Praxeologien bzw. Praxen zwischen den Verfahren und die Förderung *integrativer* und *differenzieller* Sichtweisen im Felde der Psychotherapie war für mich eine wesentliche Motivation, diese Zeitschrift ins Leben zu rufen. Sie wollte und will ein Forum für die verschiedenen Verfahren bieten, die sich neben den traditionellen „Schulen“ der Psychotherapie: der Psychoanalyse, den tiefenpsychologischen Ansätze und der Verhaltenstherapie Anfang der siebziger Jahre in den deutschsprachigen Ländern zu verbreiten begannen. Zumeist handelte es sich um die dem Bereich der „**Humanistischen Psychologie**“ zugerechneten Verfahren – Gestalttherapie (Fritz Perls⁶), Psychodrama (Jacob Levy Moreno⁷), Experimentelle Therapie (Carl Rogers, Eugene Gendlin u.a.), die Formen der Leib- bzw. Körpertherapie (zum einen in der Folge von W. Reich mit den neoreichianischen Verfahren von Alexander Lowen, John Pierrakos,

Charles Kelly⁸ u.a., zum anderen mit den leibphänomenologischen Verfahren in der therapeutischen Tradition von Elsa Gindler, Karl-fried Graf Dürckheim-Montmartin, Frederik Jacobus Johannes Buytendijk, und der leibphilosophischen Orientierung von Gabriel Marcel, Maurice Merleau-Ponty, Hermann Schmitz⁹, wie die „Integrative Leib- und Bewegungstherapie“ (Petzold 1974j, 1988n) oder die „Integrative Tanztherapie“ (Willke, Petzold, Hölscher 1991).

Die Zeitschrift gab und gibt auch den systemischen bzw. familientherapeutischen Verfahren und in besonderer Weise den imaginativen und kreativitätstherapeutischen Ansätzen einen Ort (Dramatherapie, Musiktherapie, Poesietherapie, Kunsttherapie u.a.¹⁰), da sie in der Praxis der Psychotherapie schulenübergreifende *Methoden* anbieten und anregende Impulse geben können. Natürlich waren und sind auch die *Mainstream-Verfahren* in der „Integrativen Therapie“ mit Beiträgen vertreten, aber es waren doch schwerpunktmäßig bis in die achtziger Jahre die voranstehend genannten „humanistisch-psychologischen Richtungen“ (Kriz 1985; Quittmann 1985; Völker 1980), selbst wenn die Protagonisten dieser Bewegung, allen voran Abraham Maslow oder Charlotte Bühler, in ihrer Gesundheits-, Entwicklungs- und Wachstumsorientierung keine großen Hinwendungen zu klinischen Verfahren und vor allem zur Psychotherapieszene (Bühler/Allen 1975) vollzogen haben. Auch Therapiebegründer wie Perls und Moreno wollten, wie erwähnt¹¹, ihrerseits nichts mit der Humanistischen Psychologie zu tun haben¹². Dabei hatte die Humanistische Psychologie durchaus Interessantes für die Psychotherapie zu bieten. Bühlers Biographie und entwicklungspsychologische Perspektiven, Maslows Motivationspsychologie und Theorie der Grundbedürfnisse, Rollo Mays Idee existenzieller Erfahrungen und menschlicher Sinnorientierung hätten durchaus Theoriedefizite der *Gestalttherapie* kompensieren können. Und Anschlussstellen waren ja durchaus vorhanden, etwa das auf Kurt Goldstein zurückgehende Konzept der „Selbstaktualisierung“, das der Gestaltansatz mit Rogers „*client centered therapy*“ teilt. Goldstein gehörte seinerzeit auch zum Gründerkreis der Gesellschaft für Humanistische Psychologie in den USA wie auch Abraham Maslow, Carl Rogers, Charlotte Bühler,

Erich Fromm, Arthur Koestler, Rollo May. Bezüge fanden sich bei einigen VertreterInnen der amerikanischen Humanistischen Psychologie zu existenzphilosophischen bzw. existenzialistischen Autoren wie Ludwig Binswanger oder Jean Paul Sartre, ohne dass eine Auseinandersetzung auf breiterer Ebene und in vertiefter Weise mit diesen Strömungen „europäischen Denkens“ bei humanistisch-psychologisch orientierten AutorInnen und TherapeutInnen stattgefunden hätten. Im Hintergrund stand bei Goodman, Rogers, May ein Bezug zu Otto Rank, diesem vom psychoanalytischen Establishment stigmatisierten und bis heute als Ideengeber für vielfältige Innovationen verleugneten „Dissidenten“ (vgl. Heekerens & Olhling, diese Zeitschrift 3/2005), der allerdings auch in der humanistisch-psychologischen Bewegung nie die Beachtung, geschweige denn die Position erhielt, die er verdient hätte, neben Moreno, dem hier aufgrund der Quellenlage unbestreitbar der Primat der Urheberschaft zukommt, nämlich als ein wesentlicher Protagonist der „*experientiellen Therapie*“ gewürdigt zu werden.

Inzwischen haben aber **Übergänge** stattgefunden, hatten sich die Szenen gewandelt. In Europa hatte der Existenzialismus an Boden verloren, ja war „historisch“ geworden. In den USA war er nie stark verbreitet. Dort hatte A. Giorgi (1970) mit seiner „phänomenologischen Psychologie“ Positionen weiterentwickelt, die ursprünglich auch im Bereich der Humanistischen Psychologie lagen, ihm aber gelang eine Rezeption der europäischen Quellen in einem Maß an Differenziertheit und Tiefe, die etwa von Maslow nie erreicht wurde, zumal dieser seine Forschungen und Interessen in Richtung transpersonaler Modelle und hin zur Eupsychia-Bewegung verändert hatte. Aber auch die phänomenologische Psychologie konnte in den USA im Bereich der Psychotherapie nicht wirklich erstarken. Durch Ricœur's Berufung nach Chicago und seine langjährige Tätigkeit in den USA (siehe Petzold, Nachruf, dieses Heft) erhielt die Hermeneutik in den „*social sciences*“ und in der Psychologie größere Beachtung (vgl. z.B. die Arbeiten von Dreyfus). Der soziale Konstruktivismus, die Narrationstheorie blühten auf (man denke an die bedeutenden Arbeiten von Kenneth Gergen und Ron Harré). Indes, es gelang den verschiedenen Gruppierungen aus

dem humanistisch-psychologischen und phänomenologisch-hermeneutischen Feld nie, zu einer übergeordneten Zusammenarbeit im Bereich der Psychotherapie zu kommen. Die Gründe sind hier vielfältig: eine gewisse „Monomanie“, die den meisten Schulengrüdern eignet, die nur ihren eigenen Bereich im Blick hatten, ist hier ein zentrales Moment, weiterhin die damit verbundene isolationistische Selbstzentriertheit der einzelnen „Schulen“, die zu meist mit defensiven Strategien der Identitätssicherung zugange sind, sich über **Abgrenzung** statt über **Angrenzung** definieren. Genau diesen aus der gesamten Geschichte der Psychotherapie an allen Stellen bekannten Tendenz der Schulen zur Zersplitterung im Binnenraum (Aufteilungen, Aufspaltungen, Dissidenzen etc.) wollte und will ich mit dieser Zeitschrift etwas entgegensetzen: eine gemeinsame Plattform, ein gemeinsames Forum, einen Raum der Vernetzung und des Austauschs. Ich habe die Vielfalt der Schulen, die Pluralität der Menschenbilder, die Mannigfaltigkeit der Behandlungsmethoden der Psychotherapie stets als einen *Reichtum* angesehen, allerdings als kritisch zu sichtender und diskursiv auszuwertender. Dem gleichen Impetus pluridirektionaler Diskurse entsprang die Herausgabe meiner beiden Buchreihen: „Innovative Psychotherapie und Humanwissenschaften“ (Junfermann 1974 ff.) und „Vergleichende Psychotherapie“ (Junfermann 1979 ff.) sowie die Gründung mehrerer großer schulenübergreifender Fach- und Dachverbände. Die Therapierichtungen müssen ins Gespräch kommen und im Gespräch bleiben. In den USA hat es über sehr lange Zeit an diesem Gespräch gemangelt und es musste erst eine Situation der faktischen Marginalisierung eintreten, bis die „*experientiellen Verfahren*“ wieder eine gewisse Kontaktaufnahme zu praktizieren begannen (Caine/Seeman 2002), von einer „Kultur aktiver Vernetzungen“, die Not tate, kann noch nicht gesprochen werden. Für die Entwicklungen in der humanistisch-psychologischen Szene abträglich war vielleicht auch die schnelle Folge „europäischer Moden“. Die lebhaftete Rezeption der poststrukturalistischen Strömungen mit ihrer Kritik traditioneller Humanismuskonzepte, auf denen die „Humanistic Psychology“ ja fußte, die Aufnahme von Foucault (Dreyfus/Rabi-

now 1982) und von Derrida (Culler 1994; Royle 2003) bewirkten in den USA andere Interessenschwerpunkte, mobilisierten andere Interessentengruppen. Die beiden französischen Autoren fanden z.B. starke Resonanz, besonders in der inzwischen erstarkten „Feministischen Bewegung“ (ein – durchaus möglicher – Anschluss an sie wurde in der Humanistischen Psychologie verschlafen) und die Genderdebatte war überdies lange Zeit eher dazu angehtan, Gräben aufzuwerfen denn zu überbrücken. Das hat sich erst in jüngerer Zeit etwas gewandelt. Für die Psychotherapieszene diesseits und jenseits des „großen Teiches“ wurde das nie relevant.

Auch in Europa war die Entwicklung weitergegangen. Die ursprünglichen Quellströmungen der Humanistischen Psychologie hatten sich weiterentwickelt, ohne dass es von ihr zur Kenntnis genommen worden wäre. Insbesondere Merleau-Pontys Denken fand in den Sozialwissenschaften Beachtung, wofür z.B. die Arbeiten von Grathoff, Métraux, Waldenfels und im psychologisch-therapeutischen Bereich meine Texte sorgten, aber es blieben als Interessenten dort eben auch nur die Praktiker der „Integrativen Leib- und Bewegungstherapie“ und „Integrativen Therapie“, die seit den Anfängen dieser Verfahren unmittelbar aus dieser Quelle schöpften und sie für Leib- und Beziehungstheorie nutzten. In der Beziehungsphilosophie des Humanistischen Paradigmas dominierte und dominiert immer noch eine Buber-Orientierung (so bei der Schule von Rogers, aber auch bei den europäischen Gestalttherapeuten¹³). Inzwischen hatte aber im europäischen Raum das beziehungsphilosophische und ethiktheoretische Werk von Emmanuel Levinas (Haessig/Petzold 2004b) ein beachtliches Gewicht gewonnen mit einer hohen Relevanz für die psychotherapeutische Arbeit (Petzold 1996k), aber auch durch die Intersubjektivitätstheorie Gabriel Marcel's (idem 2004f), die höchst einflussreiche und umfassende Theorie des kommunikativen Handelns und politischer Moral von Habermas (1971, 1981, 1984, 2005), in deren Hintergrund die kommunikationskonzeptuellen Gedanken von Hannah Arendt (1970, 1981; Haessig/Petzold 2006) stehen, kamen Impulse. Mit den Positionen von Habermas konnte ich mich aus integrativer Sicht bei der Entwick-

lung meines „Ko-respondenzmodells“ und Konzeptes von „sinnstiftender Kulturarbeit“ (Petzold 1978c, Petzold, Orth 2004a, 2005) Gewinn bringend auseinander setzen. Durch die Entwicklungen von intersubjektivitätstheoretischem Denken und moderner Diskurs- und Dialog- bzw. Polylogtheorie ist die Dialogik Bubers überschritten worden, unbemerkt von der buberorientierten Gestaltszene, hin zu anderen Konzeptbildungen. Im Integrativen Ansatz z.B. habe ich mein Konzept der „Polylogik“¹⁴ weiterentwickelt (Petzold 2002c). Der von uns für unsere Therapeutik seit den sechziger Jahren hochgeschätzte Mikhail M. Bakhtin öffnete mit seiner „vieltimmigen Dialogik“ die Dyade hin zu Vielpersonenbeziehungen – Menschen leben in „Polyaden“, sprechen in Polylogen (Petzold 2002c).

All diese thematischen Veränderungen in der fachlichen Diskussion veränderten auch die Szene und das hatte Folgen auch für diese Zeitschrift. Hatten wir in den ersten beiden Jahrzehnten ganz regelmäßig themenzentrierte Hefte zum Psychodrama oder zur Gestalttherapie in dieser Zeitschrift, so entstanden mit dem Erstarken der „community of psychodramatists“ oder der Gestalt-Community eigene Zeitschriften für Psychodrama oder Gestalttherapie, die in der Regel in praxeologischer Ausrichtung eher Fachzeitschriften als wissenschaftliche Zeitschriften wurden¹⁵. Sie zentrierten sich recht spezifisch auf methodenspezifische und behandlungstechnische Themen. Diese Entwicklung zeigt, dass es offenbar Übergänge gegeben hat, von kleinen „communities“, die Anfang der siebziger Jahre so etwas wie ein „gemeinsames Dach“ brauchten, es aber in der „Deutschen Gesellschaft für Humanistische Psychologie“ (DGHP) offenbar nicht gefunden hatten. In dieser Zeitschrift hatten wir eine rege Mitarbeit dieser Verfahren, aber mit dem Aufkommen eigener, verfahrensspezifischer Zeitschriften reichte offenbar das publikatorische Potenzial der „communities“ nicht aus, zusätzlich Themenhefte zustande zu bringen, so dass es bei Einzelbeiträgen für diese Zeitschrift blieb. Man las sein Verbandsorgan, publizierte in ihm und damit erhielten die Communities immer stärker „In-Group“-Qualitäten und die übergreifenden Verbindungen wurden reduziert. Zwar wuchsen die Fachver-

bände in den achtziger Jahren zu prägnanten Communities heran, die ihre eigene **Identität** finden konnten, aber sie waren nun wesentlich mehr auf Investitionen in die Sicherung dieser Identität gerichtet als auf Investitionen in ein „gemeinsames Dach“. Die Folge war, dass die Anfang der siebziger Jahre recht lebendige DGHP mit einer eigenen „Zeitschrift für Humanistische Psychologie“ in die Bedeutungslosigkeit verfiel, die Zeitschrift eingestellt wurde, die therapeutischen Gesellschaften sich aus der Mitarbeit in der DGHP herauszogen und die „Humanistische Psychologie“ zu einem Label wurde, das nur noch ein sehr schwaches identitätsstiftendes Moment bieten konnte, denn ohne eine lebendige, übergreifende Fachgesellschaft, ohne Theorienbildung und Forschung, universitäre Anbindungen sind die identitätsgenerierenden Kräfte geschwächt. Es vollzog sich in Deutschland – in den anderen deutschsprachigen Ländern gab es keine humanistisch-psychologischen Gesellschaften – eine ähnliche Entwicklung wie in den USA: Die „Third Force Psychology“ verlor an Kraft und Bedeutung. Mit dem Tod von *Carl Rogers* und *Eugen Gendlin* starben die letzten großen humanistischen Psychologen von Rang und Namen. Mit ihnen ist auch die Humanistische Psychologie weitgehend abgestorben. Im europäischen Raum und insbesondere in der deutschsprachigen Psychologie und Psychotherapie hatte es nie einen bedeutenden „Humanistischen Psychologen“ gegeben. Leute mit einem „Humanistischen Gymnasium“ als Bildungshintergrund und mit *Wilhelm von Humboldts* Bildungstheorie vertraut, wären kaum auf die Idee gekommen, eine Amalgamierung von Psychotherapie und Humanismusbegriff auf den Weg zu bringen, und nimmt man *Michel Foucaults* fundierte Kritik des Humanismusbegriffs (nicht etwa humanitärem Engagements, er war selbst – etwa in seinen Gefängnisprojekten – humanitär engagiert) ernst, so ist eine Entscheidung für dieses Label nicht ganz einfach¹⁶. Hinzu kommt noch, dass man mit dem Reklamieren des Attributes „humanistisch“ die anderen Psychotherapieverfahren – die Psychoanalyse trotz des sozialen Engagements etlicher ihrer Protagonisten von *Wilhelm Reich* bis *Horst-Eberhard Richter*, die Verhaltenstherapie trotz ihrer sozial- bzw. gemeindepsychiatri-

schen Projekte – als „nicht-humanistisch“ stigmatisieren würde. Deshalb ist die Bezeichnung heute sicher nicht mehr angemessen. Sie ist weiterhin sehr verwässert: „Heute findet man neoanalytisches, adlerianisches und jungianisches Gedankengut ebenso wie Einflüsse aus der Gestaltpsychologie und lewinschen Feldtheorie. Weiters sind Anregungen aus der existenzialistischen Philosophie und Psychiatrie europäischer Prägung und der husserlschen Phänomenologie enthalten. Besonders in den letzten Jahren fließen auch Überlegungen aus der fernöstlichen Philosophie und dem Bereich der Systemtheorie ein“ (*Hutterer* 2000, 279). Schon beim Lesen macht sich da schon eine gewisse Verwirrtheit und Diffusität breit, und wie *Hutterer* dann zu der Konklusion kommt: „Die Entwicklung der Humanistischen Psychologie ist daher als ein Verdichtungsprozess vielfältiger Einflüsse zu charakterisieren“ (ibid.), wird unerfindlich, denn es fehlt an Werken und DenkerInnen, die komplexitätsreduzierende Verdichtungen oder Vernetzungen zu Wege gebracht hätten. Die fehlen leider gänzlich, weshalb denn sich manche (z.B. *Fuhr* in *Fuhr et al.* 1999) zu dem großen „Synthetiker“ der Transpersonalen Psychologie, *Ken Wilber*, hingewendet haben, um von ihm die Synthesen zu erhalten, die bislang aus dem Konvolut der Humanistischen Psychologie nicht herausgearbeitet werden konnten. *Hutterer* spricht auch von einer „europäischen Humanistischen Psychologie“ bzw. von ihren Protagonisten, aber eine solche gab es nie – mit guten Gründen (siehe oben), und man sollte wirklich nicht hingehen und führende Existenzialisten oder Phänomenologen einfach für die Humanistische Psychologie vereinnahmen: *Sartre*, *Merleau-Ponty* oder die von *Hutterer* zitierten *Binswanger*, *Boss*, *Jaspers* hätten dem niemals zugestimmt. Er spricht dann von einem „amerikanischen Strang dieser Bewegung“ (ibid.). Nein, die Bewegung begann in den USA, bedingt durch die Realität der beiden Kräfte „Psychoanalyse und Behaviorismus“ – Letzgenannter spielte im europäischen Raum nie die Rolle, die eine „Third Force Psychology“ notwendig gemacht hätte.

Ruth Cohn (TZI), *Fanita English* (TA), *Zerka Moreno* (PD), *Lore Perls* (GT), die großen, auch in den deutschsprachigen Ländern arbeiten-

den ProtagonistInnen der als „humanistisch“ bezeichneten Verfahren, haben nicht in die Entwicklung der Humanistischen Psychologie, sondern in die Identitätsbildung ihrer eigenen „Schulen“ investiert. Anfänglich kam die eine oder andere noch zu den Konferenzen, dann zogen sie sich zurück. Die Gründe hierfür waren vielfältig, ihr zunehmendes Alter war nur ein Grund. Was allerdings eigenartig ist: Obwohl sich die Verfahren und ihre Gründer sowie die derzeitigen ProtagonistInnen praktisch nicht auf die „Humanistische Psychologie“ beziehen (vgl. z.B. das über tausendseitige „Handbuch der Gestalttherapie“ mit keinem inhaltlichen Bezug auf die Schriften der Leitfiguren der „Dritten Kraft“; Fuhr et al. 1999), auch keine theoretischen und empirischen Beiträge zu ihr liefern, obwohl also diese Bewegung besonders im europäischen Raum nur noch ein historisches Faktum ist, wird dieses „Label“ noch immer in vielen Systematiken und in Übersichten über die moderne Psychotherapie als ein Identitätsmarker geführt, gleichsam phantomhaft, ohne substanziellen Hintergrund.

Das muss den Therapeuten und TherapeutInnen, die sich heute noch der Humanistischen Psychologie zugehörig fühlen, zu denken geben. Sie müssen ihre Grundpositionen überdenken und sich fragen: Wo, wie und mit welchen Referenzen nehmen wir auf die „Humanistische Psychologie“ noch einen *lebendigen Bezug*? Was sind heute unsere Leitparadigmata? Woran richten wir uns aus? Ist ein Revival der Humanistischen Psychologie möglich oder sind neue Orientierungen erforderlich? Der Begriff der „**experientiellen Therapieverfahren**“ ist vielfach ein Ersatzbegriff geworden, ohne dass er noch eine ausreichende Prägnanz gewonnen hätte. Die Ansätze des „neuen Integrationsparadigmas“ (Petzold 1992g; Sponsel 1995) haben einen Teil der humanistisch-psychologischen Anliegen aufgenommen, greifen aber deutlich weiter aus. Wie kann man diese Entwicklungen vernetzen, um nicht von „integrieren“ zu sprechen?

Heute beginnt man im Feld der Tiefenpsychologie sich der „humanistischen Psychologie“ zu bemächtigen, wie der neuerliche Brockhausartikel von Hellmuth Benesch exemplarisch zeigt:

„Die *humanistische Tiefenpsychologie* ist Teil der humanistischen Bewegung, die in der römischen Kaiserzeit (*Seneca*), am Ausgang des Mittelalters (*Erasmus von Rotterdam*), in der Weimarer Klassik (*Goethe* und *Schiller*) und um die Mitte des 20. Jahrhunderts Blütezeiten erlebte. 1962 gründete eine Gruppe von Psychologen, unter anderem *Abraham Maslow*, *Carl Rogers*, *Charlotte Bühler*, *Erich Fromm*, *Arthur Koestler* und *Rollo May*, in Amerika eine »Gesellschaft für Humanistische Psychologie«, die wegen der Herkunft ihrer Mitglieder stark tiefenpsychologisch geprägt war. Sie kritisierten die zergliedernde (als »biologistisch« verunglimpfte) Analyse von Freud und die zerstückelnde Experimentalpsychologie psychischer Prozesse (zumeist in einer tierpsychologischen Ausrichtung). In den Mittelpunkt stellten sie demgegenüber die Menschenwürde und das individuelle Erleben sowie das jedem Menschen eigene Bestreben, sein Potenzial an Begabungen, Kräften und Gefühlen zu verwirklichen, nicht nur punktuell, sondern in seinem ganzen Leben. Das Anliegen der *humanistischen Tiefenpsychologie* hat sich in einer Reihe von Einzelrichtungen niedergeschlagen, etwa in der von *Rogers* begründeten Gesprächspsychotherapie, in der Gestalttherapie, der themenzentrierten Interaktion und im Psychodrama“ (*Hellmuth Benesch*, in Brockhaus Multimedial, Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG, CD-Rom 2005; Hv.d.A.).

Dieser Artikel über „Unbewusstes und Überbewusstes“ voller tendenziöser und auch falscher Darstellungen und mit der Neuerfindung einer „*humanistischen Tiefenpsychologie*“ liegt in der Linie von Entwicklungen, die in Deutschland dazu geführt haben, dass humanistisch-psychologisch orientierte TherapeutInnen plötzlich als „tiefenpsychologisch fundiert“ firmieren wollten, obwohl viele der BegründerInnen der amerikanischen Humanistischen Psychologie diese Attribuierung abgelehnt hätten. Im „Feld“ der europäischen Psychotherapie hatte es nämlich dramatische Umbrüche gegeben, die „Übergänge“ notwendig machten, was die Identitätssicherung der einzelnen Verfahren und ihrer VertreterInnen anbelangte. Der wesentlichste Einflussfaktor war der Beginn von Maßnahmen, die Psychotherapie gesetzlich zu regeln, ein Prozess, der

in den einzelnen europäischen Ländern zu sehr unterschiedlichen Regelungen führte, sehr restriktive, was die beruflichen Zugangsmöglichkeiten und die Vielfalt der zugelassenen Verfahren anbelangt – am restriktivsten Deutschland (letztlich kamen bis jetzt nur zwei Verfahren in eine leistungsrechtliche Regelung¹⁷: Verhaltenstherapie und Psychoanalyse/Tiefenpsychologie – wir zählen sie wissenssoziologisch korrekt als *ein* Verfahren –; Zugang: MedizinerInnen, PsychologInnen, bei Kinder- und JugendlichenpsychotherapeutInnen, PädagogInnen), etwas weniger restriktiv in den Niederlanden (Verhaltenstherapie, Psychoanalyse, Systemische Therapie, Experientielle Therapie Rogers/Gendlin; Zugang: Ärzte, Psychologen, Gesundheitswissenschaftler). In Österreich hingegen wurde eine große Offenheit für die Zugangsberufe und gleichfalls eine sehr breite Zulassung von „Therapieschulen“ im Gesetz ermöglicht. Diese Entwicklungen sind in Europa noch keineswegs abgeschlossen. In der Schweiz zeichnet sich, was die Zulassungsberufe anbelangt, eine restriktive Lösung (Ärzte, Psychologen) ab. Was die Zulassung von Verfahren anbelangt, ist die Situation noch offen. Solche **Übergänge** in Feldern führen in der Therapieszene und in den Psychotherapieverfahren zu gravierenden Konsequenzen, was die Stärkung und Schwächung der Identität anbelangt. Der DGHP war es seinerzeit nicht gelungen, eine Arbeits- und Integrationsplattform bereitzustellen, durch die die „humanistischen“ Psychotherapieverfahren in ihrem Kampf um Anerkennung und Zulassung zusammenarbeiten konnten. Diese Verfahren sammelten sich stattdessen in der von mir 1978 begründeten „Arbeitsgemeinschaft Psychotherapeutischer Fachverbände“ (AGPF), die im Vorfeld des Psychotherapiegesetzes über Jahre eine bedeutende identitätsstiftende Funktion einnahm und mit großem Einsatz ihrer Protagonisten (z.B. Annie Michelmann, Jörg Hein, Hilariön Petzold) darum bemüht war, für die von ihr vertretenen Verfahren eine Anerkennung im Rahmen des Gesetzes zu erreichen. Nachdem das Gesetz die Regelungen getroffen hatte, wie sie bekannt sind, gab es wiederum Veränderungen: die AGPF, der es gelungen war, eine Solidarität der in ihr zusammengeschlossenen Verfahren zu erreichen, Symposien und

einen großen, schulenübergreifenden Kongress zu organisieren (Dudler et al. 1997), verlor an Bedeutung, und es fand ein Übergang in eine relativ starke Vereinzelung der Verfahren als Strategie der „Identitätssicherung“ statt. Sie konzentrierten sich auf ihr Überleben, ohne wirklich zu reflektieren, ob sie nicht in einer *gemeinsamen Plattform*, z.B. wie von mir seinerzeit vorgeschlagen, in einer **gemeinsamen Akademie**, mit dem Aufbau einer *gemeinsamen Identität* bessere Überlebenschancen durch eine Bündelung der Kräfte (z.B. in Forschung und Theorieentwicklung) haben würden. Die „Humanistische Psychologie“ hatte sich, entgegen der Hoffnungen von Charlotte Bühler, deren bedeutende Arbeiten übrigens nie von den „humanistischen“ Therapieverfahren rezipiert und genutzt wurden, als nicht tragfähig erwiesen. Eine gemeinsame Basis und damit ein gemeinsames Label wäre vielleicht mit den Bezeichnungen „phänomenologisch-experientielle“ oder „phänomenologisch-hermeneutische“ Grundorientierung, wie ich das seinerzeit als Umbrella-Bezeichnung vorgeschlagen hatte (und wie das der Bund Deutscher Psychologen damals auch aufgenommen hatte), gewonnen. Das könnte vielleicht ein stärkerer „gemeinsamer Nenner“ sein als „Humanistische Psychologie“, die natürlich ihre historische Bedeutung hat, jetzt aber nur noch über die als „humanistisch-psychologisch“ apostrophierten Verfahren im Gespräch ist. Zumindest muss das neu überdacht werden, und auf jeden Fall wären für diese Verfahren gemeinschaftliche Theorieanstrengungen erforderlich, wenn sie den Rang *eigenständiger* Verfahren behalten wollen, welche *zugleich* die Entwicklungen mit vollziehen, die im wissenschaftlichen Feld in der neurobiologischen und immunologischen Grundlagenforschung und in der Psychotherapieforschung im Gange sind und die in den eigenen Theorie- und Praxeologiefundus integriert werden müssen. Das derzeit stärkste Verfahren der zu den „humanistischen“ Richtungen gerechneten Orientierungen, die „wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie“, hat in diesen gesamten Prozessen der Umbrüche im psychotherapeutischen Feld klug taktierend ihre eigene Position zu sichern gesucht, und das ist ihr zu einem Teil gelungen (die leistungsrechtliche Anerkennung steht indes immer noch aus). Zu

einem solidarischen Miteinander der humanistischen Orientierungen, das durchtragend und weiterführend gewesen wäre, ist es aber bislang nicht gekommen, und hier wäre wohl erneut anzusetzen mit der Frage: Was gibt es an übergreifenden und verbindenden Momenten, was an wissenschaftlicher Substanz, das ausreichen würde, eine *gemeinsame Basis* zu bieten, ein gemeinsames Dach, unter dem man sich finden könnte? Wäre eine „psychologische Psychotherapie“ eine solche Basis, wie sie *Grawe* (1998) vorgeschlagen hatte? Für viele könnte ein solches Label ansprechender sein als seine „allgemeine Psychotherapie“ (*Grawe et al.* 1994), in der man vielfach eine graue Einheitsmethode befürchtet. Die moderne Psychologie als zentrale Referenzwissenschaft, so *Grawes* Vorschlag, könnte gerade für die so genannten „Humanistischen Verfahren“, denen noch eine stärkere Rückbindung an die „wissenschaftliche Psychologie“ möglich wäre, als das bei den psychoanalytischen und tiefenpsychologischen Richtungen zu erwarten ist, eine „Umbrella-Bezeichnung“ sein. Aber mehr noch als ein Label wären Bemühungen um ein konstruktives Miteinander notwendig, der Beginn neuer Gespräche, die zu gemeinsamen Anstrengungen führen könnten, die „Qualität“ der Psychotherapie und in der psychosozialen Hilfeleistung mit den Richtlinien- bzw. Mainstreamverfahren und auch noch über sie hinaus zu entwickeln. Diesem Ziel war und ist diese Zeitschrift stets verpflichtet, und ich hoffe, sie kann ihm noch über lange Zeit dienen und wird in dieser Zielsetzung auch von ihren Lesern unterstützt.

Konzeptuelles – Differenzierung, Integration, Angrenzungen

Die Zielsetzung dieser Zeitschrift wurde *konzeptuell* vor dem Hintergrund meiner Erfahrung in vielen Psychotherapieverfahren und Fachgesellschaften im internationalen Rahmen vorbereitet. Die Orientierung auf die Metastruktur von Psychotherapie führte von Anfang an zu dem Konzept, in dem wir uns entschieden hatten, Arbeiten über therapierelevante Themen in der ganzen Breite der Wis-

sensgebiete zu akzeptieren: von klinischen Spezialfragen zu therapiethesischen Problemen, von diagnostischen zu therapiemethodischen Themen, und das in schulenübergreifender Ausrichtung. Im Editorial des ersten Heftes, das noch in der Zusammenarbeit mit *Charlotte Bühler* entstand, formulierten wir: Es gehe darum, „Brücken zwischen den einzelnen Methoden zu schlagen, um durch bessere Information Gemeinsamkeiten und Divergenzen klarer zu sehen, mit dem Ziel, über einengendes Schulendenken hinaus zu integrativen Ansätzen zu führen (...) zur Entwicklung übergreifender Konzepte und zur Überwindung von Methodendogmatismus. Voraussetzung für ein solches Bemühen um Integration ist Information und Dialog. Hier sieht die neue Zeitschrift eines ihrer Hauptanliegen“ (*Petzold* 1975a, 1). Dahinter stand eine Überzeugung, die ich in der zweiten Ausgabe wie folgt formulierte:

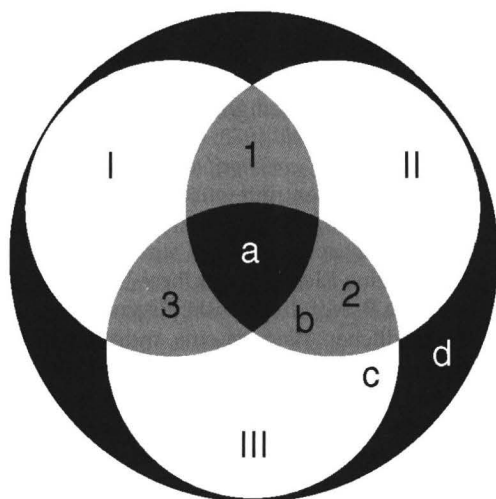
»Die Zeit der „eindimensionalen“ Behandlungen beginnt abzulaufen und die Forderung nach einem ganzheitlichen und integrativen Ansatz der Therapie, der sich nicht nur auf die psychische Realität beschränkt, sondern auch die körperliche, geistige und soziale Dimension des Menschen zu erreichen sucht, stellt sich immer dringlicher. Eine Integration verschiedener therapeutischer Verfahren über eine Analyse der ihnen gemeinsamen *Theoreme* und *Praktiken* und eine empirische Untersuchung der verschiedenen therapeutisch effizienten Variablen durch vergleichende (Psycho-)Therapieforschung wird vielleicht die Lösung der Zukunft sein, wenn man auf die nicht mehr zu überschauende Methodenvielfalt in der Psychotherapie blickt. Dabei kann es nicht nur um die Reduktion von Komplexität (*Luhmann* 1968) gehen, sondern um die Freisetzung und Erschließung eines enormen und weitgehend ungenutzten Potenzials« (*Petzold* IT 2, 1975e, 115).

Das wurde, wie ersichtlich, vor 30 Jahren geschrieben. Wenn *Grawe* († 10.06.2005) im Jahr 2005 schreibt: „... irgendeine Form von Integration oder Zusammenwachsen der verschiedenen Richtungen in der Psychotherapie muss die Zukunft sein“ (*Grawe* 2005a, 78; Hv.d.A.), so zeigt das, wie lange innovative Ideen im Felde der Psychotherapie brauchen, um sich zu entwickeln und umgesetzt zu werden.

Mit Gründung dieser Zeitschrift 1973–1974 und ihrem ersten Erscheinen 1975 tritt international das *erste* wissenschaftliche Fachorgan auf die Bühne, das sich auf das Thema „Methodenintegration in der Psychotherapie“¹⁸ zentrierte. Es war ein Markstein in der Entwicklung einer Bewegung, die ich als das „neue Integrationsparadigma in der Psychotherapie“ (idem 1992g) bezeichnet hatte und die sich in den verschiedenen „communities“ unterschiedlich verbreitete. In den USA bezeichneten sich schon 1992 über 50% der praktizierenden PsychotherapeutInnen als „integrativ“ (Norcross/Goldfried 1992). In den deutschsprachigen Ländern hat die Mehrzahl der PsychotherapeutInnen ein Zweit- oder Drittverfahren erlernt – in der ärztlichen Psychotherapieausbildung ist das Zweitverfahren strukturell verankert – so arbeiten viele PsychotherapeutInnen *de facto* „eklektisch“, obgleich sie eine Schulenzugehörigkeit angeben bzw. wegen der deutschen Psychotherapierichtlinien angeben müssen, eine Tendenz, die durch die Psychotherapiegesetze in Deutschland und Österreich stark beeinflusst wurde, weil sie eine schulenorientierte Sicht in der Psychotherapie festgeschrieben haben, in Österreich in besonders dezidierte Weise, was ganz gegen die Entwicklungen in der Psychotherapieforschung und in den Neurowissenschaften geht (Graue 1998, 2004; Petzold/Märtens 1999). Diese Entwicklungen und Forschungsarbeiten zeigen überzeugend, dass es *Wirkfaktoren, Konzepte und Prinzipien* gibt, die in allen wirksamen Psychotherapien zum Tragen kommen. Das war stets meine Position für eine Integrative Therapie gewesen

(Petzold 1974j, Abb. III, 304 ff), eine Auffassung, die auch von anderen Protagonisten des „neuen Integrationsparadigmas“ vertreten wurde (Frank 1974; Garfield 1973; Lazarus 1973), wobei in der Regel auf „*common factors*“, gemeinsame Wirkfaktoren, zentriert wurde (so schon Rosenzweig 1936; Garfield 1992). Ich selbst war dabei immer auch auf „*divergent factors*“ gerichtet: wo geht eine Richtung mit ihrer Wirkungsannahme (z.B. Nondirektivität, Rogers) einen unterschiedlichen Weg als eine andere (z.B. Direktivität, Glasser)? Das sah ich als eine sehr relevante Frage an. Ich war überdies an übereinstimmenden und divergierenden theoretischen Ansätzen interessiert und entwickelte das Konzept eines „*common and divergent concept approach*“ (Petzold 1971 f), weil ich davon überzeugt war und bin und gerade durch die Herausgabe dieser Zeitschrift in dieser Auffassung bestärkt wurde, dass theoretische Konzepte, Sichtweisen, Orientierungen nachhaltige Einflüsse auf das therapeutische Prozedere haben (z.B. anthropologische, persönlichkeits-theoretische, beziehungstheoretische Annahmen, wertetheoretische Positionen, Einbezug oder Ausgrenzung methodischer Vorgehensweisen aus therapieideologischen Gründen, z.B. Leibinterventionen in der Psychoanalyse, Direktivität in der wissenschaftlichen Gesprächspsychotherapie usw.).

Auf dem Amsterdamer Gruppenpsychotherapiekongress 1971 stellte ich zum ersten Mal mit dem von mir entwickelten „Schnittmengendiagramm“ meinen „Common and Divergent Concept Approach“ vor, der **Differenzierungen** und **Integrationsmöglichkeiten** aufzeigt.



Legende:

- I Psychoanalyse/Tiefenpsychologie
(Freud, Jung, Adler, Lacan)
- II Humanistische Psychotherapie
(Moreno, Perls, Rogers)
- III Verhaltenstherapie
(Eysenck, Kanfer, Meichenbaum)
- a Homologes/Konvergentes (dunkelgraues Feld)
- b Similäres (hellgraue Felder)
- c Divergentes und Differentes (weiße Felder)
- d Synergetisches (mittelgraue Felder)
- 1 Verfahren, die zu Psychoanalyse/Tiefenpsychologie und Humanistischer Psychotherapie Ähnlichkeiten haben
- 2 Verfahren, die zu Humanistischer Psychotherapie und Verhaltenstherapie Ähnlichkeiten haben
- 3 Verfahren, die zu Verhaltenstherapie und Psychoanalyse Ähnlichkeiten haben.

Abb. 1: Homologien und Differenzen – „common and divergent concepts“ in den Orientierungen der Psychotherapie als Grundlagen für Psychotherapieintegration (Schnittmengendiagramm Petzold 1971 f)

Aus einer solchen Sicht ergaben sich für mich Konsequenzen für die Psychotherapieausbildung, die ich später anhand dieses Diagramms beschrieb: Die drei genannten Mainstreams haben spezifische Zugeweisen zum Menschen (Menschenbild), zur Persönlichkeit (Persönlichkeitstheorie), zu Krankheitsverständnis (Pathogenesetheorie) und zur Behandlungsmethodik (Petzold 1980q). Es sei deshalb, so meine These, notwendig, die „Positionen“, die Grundannahmen der einzelnen Richtungen differenziell zu kennen, um durch **Konvergentes** (IIIa) bestätigt, durch **Divergentes** (IIIc) herausgefordert zu werden. Ausbildungen mit einer integrativen Perspektive müssten das vermitteln. Sie bieten damit auch die Chance, dass sich **Synergien** (IIId) ergeben und durch interdisziplinäre bzw. intermethodische Polyloge neue Erkenntnisse *emergieren* können (Krohn/Küppers 1992; Petzold 1998a), so dass ein transdisziplinäres, transmethodisches Wissen entsteht. Damit ist **Therapieintegration** keineswegs oder überwiegend als ein Weg der „Methodenkombination“ zu sehen – das ist nur eine Möglichkeit, wie ich in meiner Analyse des „neuen Integrationsparadigmas“ gezeigt habe (Petzold 1992g) –, sondern es gibt auch die Möglichkeit, Wege zu neuen, eigenständigen Entwicklungen einzuschlagen, wobei man immer auch auf den Schultern Anderer steht. In dem von mir entwickelten Ansatz ei-

ner „**Integrativen Therapie**“ (Petzold 1971, 1974j, 1993a) wurden beide Möglichkeiten genutzt und verschiedene Wege beschritten, auch aus der Erkenntnis, dass jeder *Diskurs* seine Würde und Einzigartigkeit hat, wie mein Lehrer in der Hermeneutik, *Paul Ricœur* (†20.5.2005), herausgearbeitet hatte (vgl. *Matern* 1996; Petzold, Nachruf in diesem Heft). Deshalb müssen die verschiedenen „Grundorientierungen“ der Psychotherapie (und natürlich auch der Leibtherapie oder Soziotherapie) auf ihre differenzielle Substanz hin ausgewertet werden, um zu sehen, was von ihrer *différance*¹⁹ eine übergreifende, auch für die anderen Verfahren wesentliche Bedeutung hat, auch wenn hier ein „*différent*“, „Widerstreit“ zwischen Positionen als Möglichkeiten gegeben ist (Lyotard 1987). „**Positionen**“ werden hier verstanden als Standorte, die ein oder mehrere Gegenüber ermöglichen und damit *Differenz* (*différance*) und *Angrenzung* – ein zentrales Konzept der Integrativen Therapie (Petzold 2005r) – als strukturelles Moment beinhalten, durch das *Diskurs*, *Ko-responsenz*, *Polylog* möglich werden“ (Petzold 2006a).

Pluridirektionale „Angrenzungen“ (ibid.) bilden die Voraussetzungen für Diskurse „nach vielen Seiten“, für ein „vielstimmiges Sprechen“, wie es der Dialogiker *Mikhail M. Bakhtin* (1981) herausgearbeitet hat, dessen Einfluss für das Integrative Konzept des *Polylogs* wesentli-

che Inspirationen gegeben hat (Petzold 2002c). Die in solchen *Polylogen* erarbeiteten *Positionen* sind aber durch das Vorhandensein des Anderen und der Anderen niemals völlig sicher. Sie sind *prekär*, und die größte Sicherheit, die sie gewinnen können, ist eine „*ausgehandelte Positionalität auf Zeit*“, getragen von „wechselseitigem Respekt“, vom *Willen und Wollen* (Petzold/Sieper 2003b, 2006), den Anderen als Gleichen anzusehen und wertzuschätzen: „Als Gleiche sind wir nicht geboren. Gleiche werden wir als Mitglieder einer Gruppe erst kraft unserer Entscheidung, uns gegenseitig die gleichen Rechte zu garantieren“ (Arendt 1949, 764).

Ausgrenzungen, wie sie die Richtlinienverfahren hierzulande vorgenommen haben, sind kein guter Weg, zeigen sie doch destruktive Machtspiele (Foucault 1978, 1998), die zu Lasten einer „kreativen Kultur der Vielfalt“ gehen und auch zu Lasten einer Vielzahl von PatientInnen, denn die Nicht-Richtlinienverfahren haben ein reichhaltiges Repertoire heilsamer Wirkfaktoren, insbesondere auch solcher, über die die Richtlinienverfahren *nicht* verfügen (trotz der zunehmenden Exploitation des Behandlungsmethodischen Arsenal von Psychodrama, Gestalttherapie, Kreativtherapie, Familientherapie durch Tiefenpsychologie und Verhaltenstherapie, oft ohne Nennung der Quellen). Auch wissenschaftliche Ausgrenzung ist kein guter Weg. Deshalb habe ich bei allen Affinitäten zum Ansatz von Klaus Grawe²⁰ nie seine Position geteilt, dass man die traditionellen Verfahren ersatzlos aufgeben solle (Grawe 1998, 2004). Wertvolles ginge verloren, Problematisches bliebe unaufgearbeitet und könnte sich reinszenieren. Eine „allgemeine Psychotherapiewissenschaft“ hatte ich bejaht und gefordert (Petzold 1994g), denn ich sah die „Psychotherapie der Zukunft“ in einer „Kultur korrespondierender und evidenzbasierter Humantherapie“ (Petzold 1999p), wie ich es 1998 in meinem Abschlussvortrag auf dem 4. Deutschen Psychologentag in Würzburg umrissen hatte. Ich sah die Zukunft – auch mit Blick auf die menschliche Tendenz, Gruppierungen zu bilden – nicht in einer „allgemeinen Psychotherapie“, die die einzelnen bestehenden Verfahren des Feldes ersetzt und wegselegiert, wie Grawe das vertrat. Einer solchen Position stehe ich eher skeptisch gegenüber, auch wenn ich es

für notwendig erachte, dass PsychotherapeutInnen aller „Orientierungen“ (den Begriff der „Schulen“ halte ich heute für obsolet) einen soliden Fundus an Kenntnissen über die Grundpositionen der wesentlichsten *Mainstream-Verfahren* der Psychotherapie haben sollten und sie darüber hinaus der wissenschaftlichen Psychologie und ihre Forschung verpflichtet sein müssen. Grawes Term „Psychologische Psychotherapie“ halte ich da für zutreffender, weil er auch ermöglicht, Wissensstände der großen Therapieverfahren einzubeziehen, wie Pongratz (1978) das im Handbuch der Psychologie unternommen hatte, dessen Band 8 „Klinische Psychologie“ er betreute mit der Position, dass man die Arbeiten von Freud, Adler, Jung nicht aus dem Corpus der Psychologie ausgrenzen dürfe, wenngleich ihnen (wegen ihrer fehlenden empirischen Absicherung) eine Sonderstellung zukomme. Diese Richtungen sind durchaus wichtig, weil im Differenten „**Positionen**“ klar werden als Themen, „mit denen man noch zugange ist“ (Derrida 1986)²¹. Ich schrieb im Editorial 1975: Die verschiedenen Verfahren weisen in „behandlungstechnischer, methodologischer und theoretischer Hinsicht zahlreiche gemeinsame Elemente im Sinne funktionaler Äquivalente oder synonyme Inhalte auf (...), die es ermöglichen, die bestehenden – und wünschenswerten – divergenten Auffassungen nicht nur als Stoff für Kontroversen, sondern als Bereicherung im Prozess von Diagnose und Therapie aufzunehmen“ (Petzold 1975a, 1). Damit kann es in „Korrespondenzen, in Begegnungen und Auseinandersetzungen“ (Petzold 1978c) zu Klärungen kommen, in denen Differentes different bleiben darf und Konnektivierbares verbunden werden kann. Psychotherapie erhält damit die Chance, mit wechselnden Perspektiven auf PatientInnen und ihre Lebenslagen zu schauen (Petzold 1993a; Gebhard/Petzold 2005; Jacob-Krieger/Petzold et al. 2004). Nur in einer differenzfreundlichen Kultur, in der eine „Wertschätzung von Verschiedenheit“ gepflegt wird, sind Integrationen möglich. Im Felde der Psychotherapie sind hier noch viele und weite Wege zu gehen.

Auch in und an dieser Zeitschrift zeigten sich die **Übergänge** und Veränderungen „im Feld“, denn in all diesen vorangehend beschriebenen Entwicklungen verschob sich die

Orientierung noch stärker in die Richtung eines Organs des „Integrationsparadigmas“, was durchaus in ihrer ursprünglichen Ausrichtung lag – der Name der Zeitschrift besagt das ja. 1990 wurde unter den Herausgebern beschlossen, den Untertitel der Zeitschrift zu verändern. Er lautet: *„Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie und Methodenintegration“*. Mit dieser Umstellung im Titel wurde auch eine Veränderung im Editorial Board vorgenommen. Es wurden Hochschullehrer aus dem Feld der klinischen Psychologie mit einer schulenübergreifenden Orientierung im deutschsprachigen Bereich für den „wissenschaftlichen Beirat“ gewonnen.

Es war das Ergebnis eines „Übergangs“ hin zu einer weiteren Akzentuierung der klinischen Orientierung in der Identität dieser Zeitschrift. Die „Integrative Therapie“ verließ damit durchaus nicht ihren übergreifenden Rahmen. Nach wie vor finden sich methodenspezifische Beiträge über das ganze Spektrum der Verfahren, allerdings mit einer Ausrichtung auf methodenübergreifende Themenstellungen. Schwerpunktheft zu Themen wie „Sinn, Schuld, Gerechtigkeit“, zu Fragen der Anthropologie und philosophischen Therapeutik tragen das geistige Erbe von *Charlotte Bühler* weiter, genauso wie das Aufgreifen entwicklungspsychologischer Fragestellungen. In dieser Zeitschrift wird die Position des „*life span developmental approach*“ vertreten, die der Herausgeber und diese Zeitschrift aus dem Feld der „*klinischen Entwicklungspsychologie*“²² in das Feld der Psychotherapie einbrachten (vgl. Editorial 1-2, 1992), weiterhin geht es auch um die Rezeption wesentlicher, therapierelevanter, entwicklungspsychologischer Erkenntnisse etwa aus der Säuglingsforschung oder der Gerontopsychologie, um sie hin zu den PsychotherapeutInnen für Praxis und Theorienbildung zu transportieren. Diese Sichtweise beginnt sich allmählich auch in anderen therapeutischen Orientierungen zu verbreiten. *Grawe* (1998) hatte sie noch für seine psychologische Therapie als defizient benannt. In „*Neuropsychotherapie*“ (2004) beginnt er entwicklungspsychologische Perspektiven – wenn auch noch recht eng führend – aufzugreifen. Entwicklung ist an der Basis im Frühbereich als Entwicklung des Körpers und dann sukzessive der personalen

„Leiblichkeit“ zu sehen, die sich über die Kleinkindentwicklung in biologischen Reifungsschritten, Genexpressionen in „sensiblen Phasen“, in neuronalen Lernprozessen und in kognitiven und emotionalen persönlichen Lernprozessen vollzieht. Neuronales und subjektives Lernen sind in komplexen Lernvorgängen verschränkt, wie es die Integrative Lerntheorie (*Sieper/Petzold* 2002) herausgearbeitet hat. Cerebrale Lernprozesse sind für das „lernende Subjekt“ eine unabdingbare Voraussetzung, aber sie sind nicht gleichzusetzen mit subjektivem Erfahrungslernen. Natürlich „lernen“ Neuronen, genauso wie das Immunsystem „lernt“, aber das sind kategorial andere Lernprozesse als die des „sozialen Lernens“, bei denen kulturelles, „kollektives Wissen“ über Enkulturations- und Sozialisationsprozesse aus dem *intermental*en Bereich „kollektiver Repräsentationen“ in den *intramental*en Bereich (*Vygotskij* 1978) „subjektiver mentaler Repräsentationen/subjektiver Theorien“ transportiert werden (*Petzold* 2003a). Subjekte lernen über und mit ihren neuronalen Prozessoren, aber sie lernen als Subjekte *persönlich bedeutsame* und in kollektiven Bezügen *sinnvolle, konsensuell* getragene Wissensstände (*Petzold/Orth* 2005).

Das Wissen um die *Neuroplastizität*, über das Entstehen und die Veränderung von Aktivierungsbereitschaften und von neuronalen Netzwerken, wie sie die Bio- und Neurowissenschaften uns in neuerer Zeit erschlossen haben, wirft die Frage auf, wie die neuen Wissensstände der Neurowissenschaften mit den anthropologischen Konzepten, die in dieser Zeitschrift immer wieder vertreten wurden, angenähert, vielleicht integriert werden können. *Entwicklungspsychologie, Neurobiologie* und *Leibtheorie* müssen in Diskurse gebracht werden, die für therapeutisches Handeln relevant sind. *Merleau-Ponty* (1945), der zentrale Referenzpsychologe und -philosoph des Integrativen Ansatzes, wurde schon früh als Ideengeber erkannt. „The meta-psychology of Merleau-Ponty as a possible basis for reorientation in psychology“ titelte A. Giorgi (1974), der führende Kopf der phänomenologischen Psychologie, und *Francisco Varela*, der Biologe und Kognitionswissenschaftler, der das Autopoiese-Konzept mit *Humberto Maturana* inaugurierte, entdeckt Anfang der neunziger Jahre *Merleau-Pon-*

ty als Pionier der Idee des „*embodied mind*“ (Varela et al. 1991). In der Tradition von Merleau-Pontys Denken akademisch sozialisiert, fand ich diese Entwicklungen spannend, war aber dann erstaunt, wie wenig Resonanz sie in den PsychotherapeutInnenkreisen der „phänomenologischen“ Verfahren (von Perls und Rogers) fanden, denen sich m.E. die Aufgabe stellt, hier weiterzuarbeiten.

Da die Entwicklung des Menschen nie dekontextualisiert betrachtet werden kann, Leiblichkeit immer als eingebettet in soziale und ökologische Kontexte gesehen werden muss, das Subjekt als „*être-au-monde*“ (vgl. Müller 1975; O’Neil 1970) betrachtet und als „*embodied and embedded*“ begriffen werden sollte (Petzold, Goffin, Oudhof 1991, idem 2002j), kommen mit diesen Themen und Fragestellungen auch Lebenslagen und soziale Netzwerke, sowie „kollektive mentale Repräsentationen“ (*social worlds*) in den Blick (Moscovici 2001; Petzold 2003b). Sie sind in hohem Maße interventionsrelevant etwa im Bereich der „*social network therapy*“ oder in modernen Formen von „Case Management“ bzw. von „*organized process facilitation*“, wie ich derartige Strategien organisierter sozialer Fürsorge in Vermeidung des Begriffes „Case“ genannt habe (Petzold 2005r). Das führt unmittelbar an sozialpsychologische Fragestellungen (Stroebe et al. 2003) und ihre evolutionsbiologischen und evolutionspsychologischen Voraussetzungen heran (Buss 2004; Kennair 2002, 2003; Petzold 1986h, 2005t), die bislang in der Psychotherapie wenig berücksichtigt wurden. Die Moreno-Tradition allerdings, die seit den Anfängen dieser Zeitschrift immer wieder mit Schwerpunktthemen Beachtung fand, legte es nahe, die Perspektive einer „*klinischen Sozialpsychologie*“²³ zu entwickeln, wie sie natürlich auch für die Soziotherapie/Sozialtherapie und die Supervision wesentlich sind – beide Felder wurden über die gesamte Laufzeit der „Integrativen Therapie“ immer wieder in Fachbeiträgen und Themenheften aufgegriffen. Einerseits Neurobiologie, Traumaforschung, Evolutionspsychologie und andererseits die „*clinical wisdom*“ der traditionellen Psychotherapieverfahren – wo sie denn „*wisdom*“ generiert haben und nicht obskurantistisch sind, denn auch diese Seiten finden sich – sowie schließlich die Erträge moderner philo-

sophischer Erkenntnistheorie und Anthropologie gilt es zu integrieren. Das liegt als Aufgabe vor der „*community of psychotherapists*“:

„In einer modernen Therapietheorie heute muss alles erkenntnistheoretisch, anthropologisch, persönlichkeits-theoretisch, entwicklungspsychobiologisch, sozialisationstheoretisch und neurobiologisch hinlänglich abgestimmt und gesellschafts- und kulturtheoretisch reflektiert sowie ethiktheoretisch unterfangen sein. Darin liegt die große Herausforderung für alle Therapierichtungen als differenzielle und integrative Formen von Humanwissenschaft, und da liegt die immense Aufgabe, die von ihnen angegangen werden muss.“ (H.G. Petzold 1996e).

Das erfordert immer wieder auch politische Positionierungen, denn PsychotherapeutInnen können sich gegenüber gesellschaftlichen Problemen nicht politisch „abstinenter“ verhalten.

Dieser Aufgabe hat sich diese Zeitschrift über drei Jahrzehnte in sehr spezifischer Form gewidmet und damit in der therapeutischen Fachwelt ein einzigartiges Profil gewonnen. In einer Zeit zunehmender Spezialisierung und fachlicher Engführung – was durchaus auch notwendig ist, das sei unbestritten – versucht diese Zeitschrift „Integrative Therapie“ einen Denkraum zu eröffnen und freizuhalten, in dem diese übergeordneten Fragen und Probleme, die sich uns in der „transversalen Moderne“ stellen, aufgegriffen werden und „proaktiv“ angegangen werden sowie konkrete klinische Umsetzungen finden, was die praxeologischen und klinischen Beiträge der Zeitschrift zeigen.

Entwicklungen des Verfahrens der „Integrativen Therapie“ und die Zeitschrift „Integrative Therapie“ als angewandter „Tree of Science“

In den 30 Jahren des Aufbaus und der Entwicklung dieser Zeitschrift hat sich auch der Ansatz der „Integrativen Therapie“ entwickelt. In seinem Kernanliegen war er von mir schon in einer frühen studentischen Arbeit aus einem Gerontotherapieprojekt formuliert worden, ohne dass ich vor 40 Jahren daran gedacht

hätte, ein eigenes Therapieverfahren zu begründen. Für die Arbeit mit den Alterspatienten erschien es mir unverzichtbar, dass

„eine integrative Therapie, Sozialarbeit und Bildungsarbeit geleistet werden muss, die den Menschen in seiner *leiblichen Realität* ernst nimmt (...) durch Somatotherapie; die seine *emotionale Realität* ernst nimmt durch Psychotherapie und die den Menschen in seiner *geistigen Realität* ernst nimmt durch Nootherapie. (...) *Der Mensch ist eben ein körperliches, seelisches und geistiges Wesen in einer je gegebenen Lebenswelt*“ (...), welches „durch intersubjektive Begegnung, durch wertschätzende Beziehung von Subjekt zu Subjekt im Sinne von *Gabriel Marcel*“ lebt und sein Leben gestaltet für sich und mit Anderen (ibid. 1965, 16f; dtsh. 1985a, 29; Hervorhebungen im Original, vgl. idem 2003e).

Eine solche integrative Therapie stellte ich mir vor als „einen hochkomplexen Prozess der Veränderung auf der biologischen, psychischen, sozialen, ökologischen und geistigen Ebene“ (Petzold 1965/1985a, 14). Von solchen programmatischen Überlegungen, die aus der Situationsanalyse eines gerontotherapeutischen Settings, in dem es an Vielem fehlte, hervorgegangen sind und die Idee einer „biopsychosozialen“ Betrachtungsweise²⁴ vertraten (vgl. idem Abb. III, 1974j, 304), bis zur Entwicklung eines elaborierten *biopsychosozialen* Behandlungsverfahrens (Petzold 1993a, 2001a) war es ein langer WEG der Identitätsfindung mit beständigen Übergängen und Weiterentwicklungen. Diese Zeitschrift war hierbei eine wichtige Quelle der Erfahrung, des Austauschs, eine Möglichkeit der Entwicklung von Ideen, der Förderung von Projekten zu spezifischen Themenstellungen, die einen intermethodischen Diskurs notwendig machten. Über die Jahrzehnte konnte in dem *Polylog* mit Kolleginnen und Kollegen aus den verschiedensten Psychotherapierichtungen durch diese Zeitschrift an Konzepten zu integrativen Modellen und Methoden für die Psychotherapie gearbeitet werden, die weit in das psychotherapeutische Feld hineinwirkten – z.B. wurde das Modell meiner „**Fünf Säulen der Identität**“ (idem 1981g) weit in der Psychotherapieszene verbreitet oder meine Idee des „**informierten Leibes**“ (1975h, 1988n), für die die Neurobiologie durch die Arbeiten von *Anokhin, Bernstein, Lurija, Ukhtomskij*

seit dem Kontakt mit dem Denken dieser Forscher in den Pariser Studientagen der mittsechziger Jahre immer eine grundlegende Rolle spielte und in der „Integrativen-Leib- und Bewegungstherapie“ über das nonlineare Prinzip der „dynamischen Regulation“ (idem 1974j, 304) zum Tragen kam. Besonders fruchtbar aber wurde es über die gute Anschlussfähigkeit an die modernen Neurowissenschaften, die über diese Quellen eröffnet wurden. Im eigenen Verfahren der Integrativen Therapie konnten über die Zeit immer mehr „weiße Flecken“ auf der Orientierungskarte des „Tree of Science“ in *ko-kreativer* Weise ausgefüllt werden. Dieses schon erwähnte Metamodell der Struktur von Psychotherapie war ursprünglich von dem alten Bild des „Weisheitsbaumes“ (*Danthine* 1937) inspiriert worden – man denke an den „Baum der Erkenntnis“ 1. Buch Moses 2, 9 –, mit dem ich mich im Kontext früher ikonologischer Studien (*Petzold* 1967IIc) befasst hatte. Wurzel, Stamm und Krone sind eine gute Metapher für gegliedertes, geordnetes, verästeltes Wissen. Der katalanische Philosoph, Alchemist und Mystiker *Ramon Llull* (*Raimundus Lullus*, 1232-1316, vgl. *Cruz Hernández* 1977; *Johnston* 1987) war einer der Ersten, der mit seinem »*arbre de ciència*« (um 1295/96) die Wissenschaften in ein System gliederte und sich dabei des Bildes des Baumes bediente. Dieser große Denker, Schöpfer der katalanischen Schriftsprache, Wegbereiter eines Dialogs mit dem Islam, Autor eines bedeutenden Erziehungsromans („*Blanquerna*“ 1283-86) hatte mit seinem Werk Nachwirkungen bis in die Moderne²⁵. Die Wissenschaft als einen Baum zu betrachten mit vielfältigen Ästen und Zweigen bietet eine **Modellmetapher**, die für jeden einzelnen Wissensbereich spezifisch ausgearbeitet werden muss. Ich hatte die Wissensstruktur als „**Tree of Science**“ für die „angewandten Humanwissenschaften“ am Beispiel von Psychotherapie und Supervision ausgearbeitet und in verschiedenen Versionen zwischen 1971 und 2003 präzisiert (Petzold 1988n, 1992a, 2002b, 2003a, 65 und 396, vgl. Abb. 2). Diese „**vierfältige Gliederung**“ (Metatheorie, klinische Theorie, Praxeologie, Praxis) mit ihren Subgliederungen, die immer mehr zu Gemeingut zu werden scheint, eben weil sie nahe liegend ist, sehe ich als einen meiner wesentlichen Beiträge zum beginnenden Selbstverständnis der Psychothe-

„Tree of Science“ 2000

I. Metatheorie (large range theories)

- Erkenntnistheorie
- Wissenschaftstheorie
- Allgemeine Forschungstheorie
- Kosmologie
- Anthropologie (einschließlich Gendertheorie)
- Gesellschaftstheorie
- Ethik
- Ontologie

II. Realexplikative Theorien (middle range theories)

- Allgemeine Theorie der Psychotherapie (Rezeption von Ergebnissen therapiespezifischer Wissensbestände in den Human- und Biowissenschaften, Theorie der Ziele von Psychotherapie, Theorie sozialer Relationalität, Genderfragen in der Psychotherapie etc.)
- Theorie, Methodik und Ergebnisse der Psychotherapieforschung
- Persönlichkeitstheorie
- Entwicklungstheorie
- Gesundheits-/Krankheitslehre (einschließlich Theorie der Diagnostik)
- Spezielle Theorien der Psychotherapie

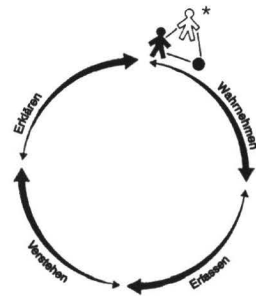
III. Praxeologie (small range theories)

- Praxeologie als Theorie zielgruppen- und genderspezifischer psychotherapeutischer Praxis
- Praxis der Psychotherapieforschung
- Interventionslehre (Theorie der Methoden, Techniken, Medien, Stile etc.)
- Prozesstheorien
- Theorien zu verschiedenen, insbesondere „prekären“ Lebenslagen
- Theorie der Settings
- Theorien zu spezifischen Klientensystemen
- Theorien zu spezifischen Institutionen und Feldern

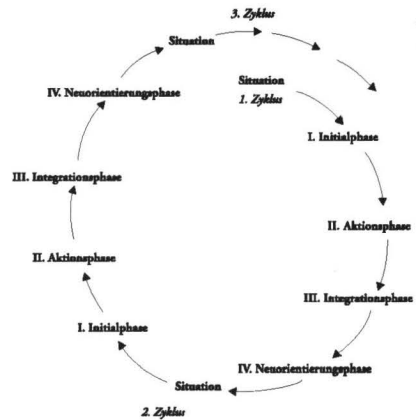
IV. Praxis

- in Dyaden
 - in Gruppen und Netzwerken, Feldarbeit, „Life“-Situationen
 - in Organisationen, Institutionen.
- (nach Petzold 1998a, 96)

Theorie als Matrix von Praxis



Hermeneutische Spirale
(Petzold 1991a, 489)



Theorie-Praxis-Zyklus
(Petzold 1992a, 626)

Praxis als Matrix von Theorie

Abb. 2: Das Metamodell des „Tree of Science“ (nach Petzold 1971, 1975h, 1988n, hier aus 2003a, S. 65)

* = Ego/Ich, = Alter/Anderer, • = Gegenstand/Sache/Thema

rapie, die sich in ihrer Wissensstruktur mehr und mehr zu begreifen beginnt und begreifen muss. Diese Zeitschrift habe ich in ihrer Publikationsstrategie als „angewandten Tree of Science“ angelegt und ediert, und das ist eine in der Zeitschriftenlandschaft einzigartige Konzeption. Hätte Grawe (2004) in seinem wichtigen Buch „Neuropsychotherapie“ die erkenntnistheoretische und die anthropologische Frage, aber auch die persönlichkeits-theoretische Frage schon präziser gestellt, wären manche Bereiche von Reduktionismusrisiken, an die er herangedröht ist, klarer vermieden worden.

Jedes Verfahren kann dieser formalen Struktur folgen und sie ausarbeiten, um eine hinlängliche Konsistenz in der theoretischen Konzeptualisierung zu erreichen. Das schon erwähnte Forschungsprojekt „Wege zum Menschen“ (Petzold/Pongratz 1984) zeigte die methodenübergreifende Nützlichkeit dieses Modells und auch, wie viel Arbeit noch zu tun ist, eine wirklich umfassende Psychotherapie/Humantherapie auszuarbeiten und zu praktizieren. „Die herkömmlichen Behandlungsverfahren sind, für sich genommen, für eine derart komplexe Aufgabe, wie sie sich aus der Forderung nach einem integrativen Ansatz ergibt, nicht ausgerüstet“ (Petzold 1975, 2), schrieb ich in der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift. Integrierende Strategien „werden bisher in keiner einzigen Therapierichtung verwirklicht“, meinte Grawe (2005a, 78) vor kurzem noch. Ich stimme ihm im Prinzip zu, wenngleich nicht ganz, denn die „Integrative Therapie“ hat sich diesem Ziel schon recht weit angenähert, und dazu haben Arbeiten von Forschern wie K. Grawe oder M. Rutter Wesentliches beigetragen. Natürlich ist diese Arbeit noch lange nicht beendet. In der „Integrativen Therapie“ wurde und wird an der Ausarbeitung der einzelnen Bereiche dieser Gliederung des „Tree of Science“ in Theorienbildung und Forschung in der „community of integrative therapists“ auf dem Boden der Quell- und Referenzwissenschaften und der allgemeinen Grundlagen- und Therapieforschung fortlaufend gearbeitet. Das Tree-of-Science-Modell ist Grundlage der Ausbildung und dient den Ausbildungskandi-

datInnen als Leitfaden, um durch das komplexe Theorien- und Praxeologiegebäude, das eine moderne, gut elaborierte Psychotherapie bzw. Humantherapie heute bieten muss, sicher navigieren zu können. Natürlich können auch andere Modellmetaphern verwandt werden und sollten es auch, denn damit werden weitere Möglichkeiten der Auslotung bereitgestellt. So habe ich auch immer wieder die **Modellmetapher** des **Feldes** oder der **Landschaft** verwandt im Sinne eines Feldbegriffes, der nicht an dem der Physik orientiert ist, sondern am Lateinischen „campus“ als Feld zwischen Wald und Flur, als „Kamp“ (mhd. Feldstück, Garten, das in die ganze lebensvolle Vielgestaltigkeit von Landschaft eingebettet ist). Dieser „kampanale Feldbegriff“ (Petzold, Ebert, Sieper 1999/2001)²⁶ erschien mir lebensnäher als der Feldbegriff der Physik, auf den Lewin rekurrierte. Solche Modellmetaphern helfen dabei, neue Erkenntnisse aus Grundlagen-, Psychotherapie-, Sozialforschung aufzunehmen und zu konnektivieren, wo Anschlussfähigkeit besteht oder – wo sie nicht gegeben ist – die Differenz (différance) zu spüren und zu nutzen. Dass das keine abgehobene, „verkopfte“ Sache sein muss, zeigt die Abb. 3 einer Absolventin des kunsttherapeutischen Zweiges an der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, die die Lerninhalte aus dem „Tree of Science“ für ihr Abschlussexamen aufgrund ihrer Lektüre (Petzold 1988n, 2002b, 2003a) mit der Modellmetapher der „Landschaft“ illustrierte und die Kernkonzepte, Modelle, Theoreme in diese lebendige Darstellung brachte:

Im Zentrum des Bildes steht das integrative Subjekt- und Persönlichkeitsmodell in der von mir konzipierten Form der „Fünf Säulen der Identität“ (Petzold 1975h, 1981g, Petzold, Orth 1994), gegründet auf dem zentralen Konzept der „**dynamischen Regulation**“, das allen intra- und interpersonellen Prozessen zugrunde liegt (Petzold, Orth, Sieper 2005). Sonne und Wind, Erde und Wasser treiben als bewegende Kräfte die Gedanken, die Erkenntnisse, die Kreationen voran. Das Bild zeigt: Alles ist im Fluss, in Entwicklung, im Wachsen (...) *there is no end to creation!*

bringen, verlegt im Krammer Verlag, Wien. Die langjährige und fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Junfermann Verlag, dem Verleger Dr. Reinhard Martini und dem Verlagsleiter Gottfried Probst geht damit – zumindest was diese Zeitschrift anbetrifft – zu Ende. Beiden sei an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Ich werde in Zukunft die Aufgabe der Herausgeberschaft mit meinem Kollegen Prof. Dr. Anton Leitner teilen und hoffe, dass damit die Zukunft dieses über so lange Jahre innovativen Fachorgans, das so viele Impulse in die deutschsprachige Psychotherapieszene gegeben hat, in einer guten Weise gesichert ist. Die Anbindung an die Edition einer Universität bietet dafür eine solide Grundlage. Auch eine Umstellung im Lektorat ist damit verbunden. Peter Osten wechselt in den Kreis der Mitherausgeber der Zeitschrift und bleibt so unserem Projekt mit Rat und Tat erhalten. Die Zeitschrift wird in der bisherigen Ausrichtung und Linie weitergeführt, dynamisch an wichtigen Themen des psychotherapeutischen Feldes und an Entwicklungen der Psychotherapiewissenschaft und relevanter Referenzdisziplinen orientiert, **auf die Förderung des Integrationsparadigmas und des schulenübergreifenden Polylogs** zentriert, für humanitäres Engagement im psychosozialen und klinisch-therapeutischen Bereich eintretend im Sinne humanistisch-psychologischer und – weitergreifend – humanitärer und sozialpolitischer Anliegen (Habermas 2005, Petzold 2003h, 2006n). Sie will weiterhin den breiten Rahmen gewährleisten, den die Psychotherapie heute braucht.

Wir hoffen, dass unsere Leserinnen und Leser uns die Treue halten, denn es ist heute nicht immer leicht, die Herausgabe einer solchen Zeitschrift auf dem erforderlichen und gewünschten hohem Niveau zu gewährleisten. So ist uns jede Anregung und Unterstützung durch unsere Leserschaft willkommen.

Dieses letzte Heft des Jahrganges 2005 markiert auch einen schmerzlichen Übergang, der es mir persönlich noch einmal besonders sinnvoll erscheinen lässt, diese Entscheidung einer Veränderung in der Herausgeberstruktur getroffen zu haben. **Identität** ist ein Schwerpunktthema des Heftes, **Übergänge** ein anderes. Zu Beginn des Jahres wusste ich, ich hätte

eine Hommage für *Hannah Arendt* und eine für *Simone de Beauvoir* zu schreiben, denn *Arendts* 30. Todesjahr († 4.12.1975) stand ins Haus und *de Beauvoirs* 20. Todesjahr († 14.4.1986) würde folgen. Diesen beiden höchst engagierten Autorinnen hat die Integrative Therapie und hat die Psychotherapie viel zu danken, mehr als gemeinhin erwähnt wird²⁷ – etwa die Sensibilisierung für Genderfragen, für die Machtthematik, für das Thema „Altern und Alter“, für politisches Bewusstsein und humanitäres Engagement. Ich hatte nicht erwartet, wie ich das in dieser Ausgabe nun unternehmen muss, vor einer Reihe von Verabschiedungen zu stehen. *Hildegund Heintz*, langjährige Mitherausgeberin der Zeitschrift und Weggefährtin in der Arbeit an der Ausgestaltung der Integrativen Therapie ist am 27.12.2005 verstorben. *Johanna Sieper*, meine früheste Mitarbeiterin seit den mittsechziger Jahren, die – seit *Hildegund Heintz* Anfang der siebziger Jahre zu uns stieß –, mit ihr in allen Bereichen der Integrativen Therapie und beim Aufbau unserer Ausbildungseinrichtungen zusammengearbeitet hatte, hat einen Nachruf geschrieben, der diese außergewöhnliche Leibtherapeutin und Pionierin orthopädischer Psychosomatik ehrt. Ich habe es unternommen, einen Text für und über *Klaus Grawe* zu schreiben, der gleichfalls langjährig im Beirat dieser Zeitschrift diente und mit dem ich lange Jahre zusammenarbeiten konnte. Er verstarb gänzlich unerwartet am 10.6.2005. Mit ihm verlieren wir einen Protagonisten des Integrationsparadigmas und schulenübergreifender, „psychologischer“ Psychotherapie sowie einen der bedeutendsten Psychotherapieforscher der Gegenwart. Mit dem Tod von *Paul Ricœur* (20.5.2005) haben wir den Verlust eines der wichtigsten Referenzphilosophen der Integrativen Therapie und habe ich den Verlust des letzten der großen gedanklichen Leitfiguren aus unseren Pariser Zeiten zu beklagen. *Ricœur*, Schüler und Freund von *Gabriel Marcel* (der Neosokratiker war auch unser Mentor), hat mit seinem Denken mich und *Johanna Sieper* in vielen Bereichen weitergeführt. Ich hoffe in meinem kurzen Nachruf etwas vermitteln zu können von seiner besonnenen, tiefgründigen, menschlichen und offenen Art zu philosophieren und zu erzählen, von seiner Präsenz voller Weisheit und Modernität.

Wir waren bemüht, Prinzipien und Konzepte dieses *an Menschen engagierten Denkens*, das für uns viele Quellen hat (Petzold 2002h), in methodisch-praktisches Handeln umzusetzen, Arbeitsformen und Praxeologien zu entwickeln, die ganz konkret Menschen zugute kommen können und in denen diese Ideen Niederschlag fanden. Auch hierfür war und ist diese Zeitschrift ein Publikationsorgan²⁸.

Sie wollte und will Theorie und Praxis verbinden, denn²⁹ „**Integrative Therapie**“ be-

stimmt sich aus ihrer „**Arbeit mit Menschen**“, sie ist letztlich nur in diesem Zweck begründet worden und ist mit dieser Ausrichtung immer auch eine „**Arbeit am Menschlichen**“: in einer persönlich-individuell ausgerichteten Qualität als Unterstützung eines Menschen in der Arbeit an sich selbst, seiner Gesundheit, Entwicklung, an seiner Persönlichkeit und **Hominität** und in einer kollektiv ausgerichteten Qualität als Mitarbeit an der Entwicklung von **Humanität** und einer menschengerechten Weltkultur³⁰.

Zusammenfassung

Es wird ein Überblick über 30 Jahre der Herausgabe der Zeitschrift „Integrative Therapie“ gegeben vor dem Hintergrund der Veränderungen und Entwicklungen im Felde der Psychotherapie und Psychologie – ein Stück „Psychotherapiegeschichte“ im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus. Entwicklungen, die die Humanistische Psychologie geschwächt haben, das „neue Integrationsparadigma“ förderten, die Auswirkungen der Psychotherapiegesetze werden in den Blick genommen. Die Entwicklung der Zeitschrift und ihre im Bereich der Psychotherapie einzigartige Konzeption eines „angewandten Tree of Science“, der das Gesamthemenspektrum psychotherapierelevanter Fragestellungen gemäß einer integrativen anthropologischen Sichtweise behandeln will, werden herausgestellt.

Summary

An overview is given over 30 years editing of the journal „Integrative Therapy“ looking also on the background dimension of changes and developments in the field of psychology and psychotherapy – a view on a stretch of „history of psychotherapy in the German speaking countries and beyond. Developments that weakened Humanistic Psychology, that fostered the „New Integration Paradigm“, the consequences of the psychotherapy legislation are taken into view. The development of this Journal and its unique concept in the area of psychotherapy to deal as an „Applied Tree of Science“ with the whole spectrum of topics relevant to psychotherapy grounded in an integrative anthropological perspective is high lightened.

Keywords: Integrative Therapy, Humanistic Psychology, History of Psychotherapy, Tree of Science

Anmerkungen

1. Mein „Tree of Science Modell“ diente später auch als Strukturraster des ersten europäischen *schulenübergreifenden psychotherapeutischen Dachverbandes*, der „Schweizer Psychotherapie-Charita“ (idem 1992q).
2. Vgl. idem 1998a, 99.
3. Pers. Aufzeichnung.
4. Charlotte Bühler, Psychologin, *Berlin 20.12.1893, † Stuttgart 3.2.1974. 1929 Professorin für Entwicklungspsychologie in Wien, 1938 Emigration in die USA, 1945 Professorin in Los Angeles.
5. Wir veranstalteten die ersten Seminare mit Transaktionsanalyse in Deutschland, in dem wir *Fanita English, George Thompson* u.a. nach Deutschland brachten. Für die Gestalttherapie kamen *Jim Simkin, George und Judith Brown* u.a. *Alexander Lowen* und seine Mitarbeiter machten ihre ersten Seminare am FPI, *Zerka Moreno, Barbara Seabourne* u.a. kamen für das Psychodrama, *Virginia Satir, Martin Kirschenbaum* u.a. machten ihre ersten familientherapeutischen Veranstaltungen in Deutschland am Fritz Perls Institut, und diese Aktivitäten der Jahre 1972- 1978 kamen der Entwicklung der Zeitschrift sehr entgegen und boten gute Synergien.

6. Fritz Perls hatte zur „Humanistischen Psychologie“ keine Verbindung und hatte sich dieser Bewegung nie aktiv zugewandt. Zu einigen ihrer Protagonisten Bill Schutz, Abe Maslow usw. hatte er ein eher gespanntes Verhältnis. Zeitlebens hatte er sich dieser Strömung nie zugeordnet. Das gleiche gilt für Paul Goodman. Auch Lore Perls hatte nie eine aktive Rolle in der amerikanischen Humanistisch-psychologischen Bewegung. Das Theoriekonvolut dieser drei Gründerpersönlichkeiten nimmt denn auch keinen Bezug auf die Protagonisten Humanistischer Psychologie (A. Maslow, S. Jourard, Ch. Bühler u.a.). F. Perls sieht seinen Ansatz als eine „behavioristische Phänomenologie“ und grenzt sich deutlich von Psychoanalyse und Tiefenpsychologie ab, was Hartmann-Kottek (2004) u.a. nicht daran hindert, seinen Ansatz tiefenpsychologisch zu amalgamieren. Ein solider Boden für die Zuordnung zur Humanistischen Psychologie, wie sie im deutschsprachigen Raum allenthalben geschieht, findet sich bei Perls oder Goodman nicht (Petzold 1984h, 1997h).
7. Auch J. L. Moreno und seine erste Frau Florence Moreno sowie seine zweite Frau Zerka Toeman Moreno – beide leisteten bedeutende theoretische und praxeologische Beiträge zum Verfahren – hatten keine Beziehungen zur Humanistischen Psychologie, Moreno wollte sie auch nicht. Er war lange bevor diese Bewegung begann, in den USA etabliert und nimmt in seinem gesamten Werk auf die Humanistische Psychologie keinen Bezug. (Vgl. für einen Überblick Petzold 1975i, 1978a, 1982a, 1984b).
8. Vgl. zu einem Überblick Petzold 1974j, 1977k, 1992s.
9. Zum Überblick idem 1985i, k, 1988n, 2004h, 2005m, n.
10. Zum Überblick, Petzold, Orth 1985a, 1990a, 2006a.
11. Vgl. Anmerk. 5 u. 6.
12. Aus theoriestrukturellen Gründen hatten sie mit dieser Orientierung Probleme. Moreno war die Humanistische Psychologie zu individuumszentriert, denn der Begründer der Soziometrie und Protagonist der modernen Mikrosoziologie sah den Menschen in erster Linie als soziales Wesen, fokussierte das „Soziale Atom“. Perls als „biologischer Systemtheoretiker“ sah seinen Ansatz als „die Therapieform, die der Medizin am nächsten stehe“, und auch diese Selbstinterpretation öffnete ihm keinen Zugang zur Humanistischen Psychologie. – Überdies sind die Zuordnungen in der Literatur eher okkasionalistisch oder willkürlich, denn die Transaktionsanalyse oder die Bioenergetische Analyse, oft der Humanistischen Psychologie zugerechnet, sind theoriestrukturell dieser Richtung keineswegs zuzuordnen, sondern sind eindeutig dem psychoanalytischen bzw. psychodynamischen Paradigma zugehörig, obwohl über lange Zeit die tiefenpsychologischen Orientierungen die Bioenergetik sich nicht zugeordnet hatten, aber das verändert sich, weil sich der Einbezug des Körpers im tiefenpsychologischen Feld in neuer Zeit zu verändern beginnt.
13. Obgleich Goodman und Perls nichts mit Buber anfangen konnten (Goodman zitiert ihn nicht, Perls viermal marginal). Sie nehmen auf ihn keinen theoretischen Bezug. Perls hat ihn, wie er in seiner Autobiographie schreibt, allen anderslautenden Behauptungen der Gestaltszene zum Trotz, **nicht** in Frankfurt gehört. Sein Kontaktbegriff hat keinen Anschluss an Bubers Begegnungsbegriff und Dialogik, sondern gründet, wie er ausführlich darlegt (Perls 1959/1980), in einer kybernetisch-systemischen Kommunikationstheorie, was er bis in sein Spätwerk so vertritt, ein Faktum, was von der Buber-orientierten neueren Gestalt Community nicht zur Kenntnis genommen wird.
14. Mit dem „Polylog“ wird klar die Bubersche Dialogik überschritten, die auch in der aktuellen Diskussion zur Dialogik an Bedeutung verloren hat. Die von mir inaugurierte **Polylogik** ist nichtsdestotrotz dem wissenschaftlichen Arbeitsbereich der **Dialogik** und **Diskursforschung** zuzuordnen, der leider in den überwiegend dyadologisch orientierten Psychotherapieverfahren nicht zur Kenntnis genommen wird. Auf einige Arbeiten sei hier hingewiesen: Hellsprong, L. (1988): Regulation of Dialogue. Stockholm: Meddelingen från Institutionen för nordiska språk vid Stockholm universitet MINS 30; Kühnlein, P., Rieser, H., Zeevat, H. (2003): Perspectives on Dialogue in the New Millennium. Amsterdam: Benjamins Publishing Company; Linnell, P. (1998): Approaching Dialogue. Amsterdam: Benjamins Publishing Company; Marková, I. (2003): Dialogicality and Social Representations: The Dynamics of Mind, Cambridge: Cambridge University Press. Marková, I., Graumann, C. F., Foppa, K. (1996): Mutualities in Dialogue. Cambridge: Cambridge Univ. Press; Siffrin, D. (1994): Approaches to Discourse. Cambridge: Blackwell.
15. Sie konnten in der Regel nicht den Standard von „reviewed journals“ erreichen mit der Folge, dass ihre Arbeiten bibliographisch nicht als Beiträge zur internationalen Psychotherapieliteratur zu Buche schlagen, wodurch auf Dauer diese Ansätze in weitere Marginalisierung gedrängt zu werden drohen.
16. Ich selbst habe der Humanistischen Psychologie gegenüber eine sehr wohlwollende Haltung, aber auch eine gewisse Zurückhaltung gehabt (vgl. Petzold 1977q). Sie war mir nicht „psychologisch“ genug, zu wenig in der wissenschaftlichen Psychologie verortet und sie war mir in ihrer philosophischen Fundierung zu schwach, aber ich hatte in den siebziger Jahren noch auf Entwick-

lungen gehofft. Die sind ausgeblieben. Ich bin von Vielen in diesen Jahren als ein Protagonist dieser Bewegung gesehen worden, hatte mich aber selbst von der metatheoretischen Position und vom epistemologischen Paradigma her einer modernen, kritischen phänomenologisch-hermeneutischen Orientierung (Merleau-Ponty, Ricœur) zugeordnet – also den Quellen der Humanistischen Psychologie und ihren Weiterentwicklungen und nicht dem Reimport –, und war von den fachwissenschaftlichen Positionen der wissenschaftlichen Psychologie und ihren Teilgebieten, vornehmlich Entwicklungs-, Sozial- und klinischer Psychologie verpflichtet sowie der Psychophysiologie und den therapierelevanten empirischen Sozialwissenschaften.

17. Therapiewissenschaftlich betrachtet ist die „wundersame Verdoppelung“ des tiefenpsychologischen Paradigmas in *Psychoanalyse* (sie ist eine Form der Tiefenpsychologie) und *Tiefenpsychologie* (sie ist ein Abkömmling der Psychoanalyse) theoretisch nicht wirklich zu rechtfertigen. Als berufspolitischer Schachzug in den Machtkämpfen im Vorfeld des Psychotherapiegesetzes war diese Verdoppelung strategisch hervorragend platziert. Sie war darauf gerichtet, die wissenschaftlich und evidenzbasiert überlegene Verhaltenstherapie in den Gremien nicht zu übermächtig werden zu lassen. Die wissenschaftliche Gesprächstherapie wurde im Machtpoker immer wieder abgelehnt mit – das ist die Auffassung des Autors – fadenscheinigen Gründen (genauso fadenscheinig wurde die „systemische Therapie“ abgelehnt trotz/wegen ihrer höchst innovativen Ansätze, vgl. Schiepek 1983, 1999). Bis heute ist die wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie leistungsrechtlich nicht zugelassen, obwohl die Evidenz ihrer Wirksamkeit besser belegt ist als die von Psychoanalyse und Tiefenpsychologie, die strukturell in das Gesetz hineingenommen wurden (d. h. aufgrund von Machtverhältnissen), ohne dass zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme die vorgegebenen Kriterien für die Wirkungsnachweise überprüft und erfüllt worden wären. Das ist bekannt, muss aber immer wieder schwarz auf weiß erscheinen.
18. So der Titel meines 1982 bei Junfermann, Paderborn, erschienenen Buches.
19. Dieses Kernkonzept der Philosophie Derridas kann hier seine Fruchtbarkeit entfalten. Durch die Schreibweise von „différance“ mit „a“ (1976), will Derrida ein Bündel von Bedeutungen evozieren und auf die Selbstgenerierungsprozesse der Differenzen verweisen. Hinzu kommt Wortform „différend“, die er wie J.-F. Lyotard (1987) in der Bedeutung von „Widerstreit“ verwendet, wobei man „das oder den im Wider-

streit Widerstreitende(n)“ mitdenken muss (Kimmerle 2000, Royle 2003).

20. Vgl. zu den Gemeinsamkeiten und Divergenzen der Integrationsansätze von Grawe und der IT jetzt Petzold, Orth, Sieper (2005).
21. Derridas „besonderer Ansatz wird vielleicht am ehesten erfasst durch einen ‚beständigen Perspektivenwechsel‘“ (Kimmerle 2000, 48). Ein solcher ist im Integrativen Ansatz als strukturelles Moment eingebaut (Gebhardt, Petzold 2005), und ein solches Vorgehen zumindest eines gelegentlichen Perspektivenwechsels sollte jedem Psychotherapeuten möglich sein, nämlich einmal eine „systemische“ oder „lerntheoretisch-behaviorale“ Brille aufzusetzen. Ähnliches gilt für die Praxeologie. Eine psychodramatische Intervention oder Gestalt-Awareness-Übungen sollten zum gängigen Repertoire gehören.
22. „**Klinische Entwicklungspsychologie** ist eine Subdisziplin der *life span developmental psychology*, die Fragen der Interaktion von salutogenen/gesundheitsfördernden, protektiven Faktoren und risikohaften bzw. potenziell pathogenen/belastenden Faktoren (adverse events, critical life events) und die Ausbildung von Resilienzen im Kontext sozialer Situationen untersucht, also darum bemüht ist, die Bedingungen für das Entstehen von Gesundheit und Krankheit über die Lebensspanne in spezifischen Altersabschnitten, die Ätiologie spezifischer Störungsbilder und die Formen ihres Verlaufs gender- und ggf. ethniewissens mit den Konzepten und Methoden der empirischen Entwicklungspsychologie aufzuklären. Dafür und für die ‚Karriereforschung‘ (Petzold, Hentschel 1991), d.h. für die Untersuchung von therapiegestützten und therapiedefizienten Karrieren, sind longitudinale Betrachtungsweisen und Studien unerlässlich, die kognitive, emotionale, volitionale, sozial-interaktive und ökologische Perspektiven berücksichtigen müssen. Klinische Entwicklungspsychologie ist für die Psychotherapie und die klinische Psychologie, aber auch für Heil- und Sonderpädagogik, Sozialarbeit etc. eine wichtige Referenz- und Supportdisziplin“ (Petzold, Goffin, Oudhof 1991, 1).
23. „Unter ‚**Klinischer Sozialpsychologie**‘ ist einerseits zu verstehen der konsequente Einbezug sozialpsychologischer Forschungen und Theoriebildung für klinisch-psychologische und psychotherapeutische Fragestellungen, die Zupassung der vorhandenen Wissensstände auf klinische Kontexte und die Überprüfung klinischer Praxeologien unter der Perspektive sozialpsychologischer Untersuchungsergebnisse, andererseits die Beforschung klinischer Fragestellungen unter der Perspektive und mit Methodologien der Sozialpsychologie sowie die Generierung klinischer

- Theorien aus dem sozialpsychologischen Fundus (etwa zu sozialen Kognitionen, zu Attributionsverhalten, zu Kleingruppenphänomenen, zu Identitäts- und Stigmaprozessen, zu Gesundheitsverhalten usw.), da dieser eine Fülle von Erkenntnismöglichkeiten für Psychotherapie, Soziotherapie und Supervision bereitstellt und vor allen Dingen individuumszentrierte Perspektiven (z.B. der persönlichkeitspsychologischen Sicht) mit kollektiv orientierten Perspektiven (soziologische Sicht) verbindet. Die Klammer dabei sind der phänomenologische Zugang zu den Forschungsgegenständen und die Rückbindung menschlichen Sozialverhaltens an evolutionsbiologische Grundlagen, ohne dabei einem biologistischen Reduktionismus anheim zu fallen oder kulturalistische Perspektiven auszublenden, die im Gegenteil eine wichtige Perspektive in der Sozialpsychologie darstellen“ (Petzold 1999r).
24. Meistens mit den Arbeiten von G. L. Engel (1977) verbunden, der diese Idee im medizinischen Bereich bekannt machte. Der Sache nach wurde sie aber neben meinen Arbeiten im gleichen Zeitraum auch von Udo Derbolowski, Hans Strotzka u.a. vertreten.
 25. Vgl. jetzt z.B. das Tree-of-Science-Modell, Science Museum of Virginia <http://www.smv.org/Education/treesci.html>
 26. „Feld – wir sprechen auch *sozioökologisch* von einem in sich in Mikro-, Meso-, Makrobereiche gestaffelten **Kontext/-Kontinuum** – ist aus sozioökonomischer und sozialkonstruktiver Perspektive ein von gesellschaftlichen *Gruppen/Gruppierungen* wahrgenommener, in ihren Interaktionen definierter, interpretierter, bewerteter, mit kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen und Handlungen erfüllter Raum (in mehrperspektivischer Betrachtung und in unterschiedli-
 - chen Kategoriensystemen sozial, ökologisch, ökonomisch, physikalisch und metaphorisch differenzierbar, auffassbar, interpretierbar und dabei immer temporal). Gruppen, die sich wechselseitig beeinflussen, miteinander koalieren, wettstreiten oder kämpfen, konstituieren ihn im historischen Prozess (Berlin 1998). Dieser Raum stellt ein *dynamisches Ganzes* dar, dessen – zu meist unscharfe, gelegentlich scharfe – Grenzen und Macht- und Einflussphären als zentralen oder peripheren *Sektoren bzw. Arealen* im Feld ko-respondierend in Konsens-Dissens-Prozessen ausgehandelt oder durch Kampf und Strategien der Gewalt bestimmt wurden, d.h. aus Prozessen der **Feld**dynamik hervorgehen. Ein *Feld* mit den in ihm befindlichen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen ist damit als ein umgrenzter Lebens-, Aufgaben- und Sinnbereich innerhalb umliegender oder übergeordneter Felder im Gesamtkontext der Gesellschaft zu sehen, ein „*kampanales*“ Gesamt von Sektoren/Arealen, das durch unspezifische und spezifische, in multiplen Kausalbeziehungen stehende „Feldkräfte“ gekennzeichnet ist. (Petzold 1999r, Petzold, Ebert, Sieper 2001).
 27. Diese Texte sind denn auch geschrieben worden: Haessig, Petzold (2006) und Petzold (2005r) und waren für diese Zeitschrift vorgesehen, wurden jetzt aber anders publiziert.
 28. Die Identitätssäulen, die Panoramatechnik, die Netzwerkarten und Body Charts usw. usw. sind in dieser Zeitschrift publiziert worden.
 29. Diese Texte sind denn auch geschrieben worden: Haessig, Petzold (2006) und Petzold (2005r).
 30. Wie sie Demokrit, Seneca, Erasmus, Kant, Goethe, Dunant, Florensky, Bakhtin, Arendt, Derrida, Habermas und viele andere Referenzautoren des Integrativen Ansatzes vertreten haben (Petzold 2006a).

Literatur:

- Arendt, H. (1970): Macht und Gewalt. München: Piper.
- (1986): Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. München: Piper.
- Bakhtin, M. (1981): The Dialogic Imagination: Four Essays. Holquist, M. (Hrsg.): Austin: University of Texas Press.
- Buss, D.M. (2004²): Evolutionäre Psychologie. München: Pearson Studium.
- Cain, D.J., Seeman, J. (Ed.) (2002): Humanistic Psychotherapies: Handbook of Research and Practice. Washington, DC: American Psychological Association.
- Culler, J. (1994): Dekonstruktion. Reinbek: Rowohlt.
- Cruz Hernández, M. (1977): El pensamiento de Ramón Lull. Madrid.
- Derrida, J. (1967): L'écriture et la différence, Paris: Gallimard; dtsh. Die Schrift und die Differenz, Suhrkamp, Frankfurt, 1972.
- (1976): Die différence, in: ders., Randgänge der Philosophie, Frankfurt/M./Berlin/Wien, S. 6-37.
- (1986): Positionen, Graz: Böhlau.
- Dreyfus, B. (1980): Holism and hermeneutics, *Review of Metaphysics* 34, 3-23.
- Dreyfus, H.L. (1976): Alternative philosophische Konzeptionen in der Psychopathologie, in: Métraux, A., Waldenfels, B., Leibhaftige Vernunft. Spuren von Merleau-Pontys Denken, Fink, München, S. 276-288.
- , Rabinow, P. (1982): Michel Foucault: Beyond hermeneutics and structuralism, Chicago: University of Chicago Press.
- Dudler, A., Sieper, J., Zimmermann, C. (1997): Psychotherapeutische Schulen im Diskurs – 20 Jahre AGPF, Integrative Therapie 4, 535-543.
- Engel, G.L. (1976): Psychisches Verhalten in Gesundheit und Krankheit. Bern: Huber.

- (1977): The need for a new medical model: A challenge for biomedicine. *Science* 196 (1977) 129-136.
- (1997): From biomedical to biopsychosocial. *Psychotherapy Psychosom* 66 (1997) 57-62.
- Foucault, M. (1978): *Dispositive der Macht*. Berlin: Merve.
- (1985a): Freiheit und Selbstsorge. Frankfurt: Suhrkamp.
- (1985b): Hermeneutik des Subjekts. In: Foucault, M. (1985a) 32-60.
- (1996): Diskurs und Wahrheit: Die Berkely Vorlesungen. Berlin: Merve.
- (1998): Foucault, ausgewählt und vorgestellt von Mazumdar, P., München: Diederichs.
- Fuhr, R., Screckovic, M., Gremmler-Fuhr, M. (1999): *Handbuch der Gestalttherapie*. Göttingen Hogrefe.
- Gergen, K.J. (1982): *Toward transformation in social knowledge*, New York: Springer, 2. Aufl. 1994.
- (1991): The saturated self: Dilemmas of identity in contemporary life, New York: Basic Books.
- , Gergen, M.M. (1984): Narrative and the self as relationship, in: Berkowitz, L. (ed.), *Advances in experimental social psychology*, Academic Press, New York 17-56.
- Giorgi, A. (1970): *Psychology as a human science. A phenomenologically based approach*, New York.
- (1974): The meta-psychology of Merleau-Ponty as a possible basis for reorientation in psychology, *Journal of Phenomenological Psychology* 5 53-74.
- (1987): Taking on the problem of psychology's unity, *International Newsletter of Uninomic Psychology* 4, 26-31.
- Grathoff, R., Sprondel, W. (1976): Maurice Merleau-Ponty und das Problem der Struktur in den Sozialwissenschaften, Stuttgart.
- , Waldenfels, B. (1983): *Sozialität und Intersubjektivität*, München: Fink.
- Habermas, J. (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz, in: Habermas, J., Luhmann, N., *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie? Was leistet die Systemforschung*, Frankfurt: Suhrkamp 1971.
- (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*, 2 Bde., Frankfurt: Suhrkamp.
- (1984): *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt: Suhrkamp.
- (2005): *Zwischen Naturalismus und Religion*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Haessig, H., Petzold, H. G. (2006): Hannah Arendt – Protagonistin einer „politischen Philosophie“, Referenzautorin einer politischen Therapeutik. *Psychologische Medizin* (Graz) 1, 61-65.
- Harré, R.M. (1984): *Personal being*, Oxford: Blackwell.
- (1986): *The social construction of emotions*, Oxford: Basil Blackwell.
- (1987): *Enlarging the paradigm*, *New Ideas in Psychology* 5, 3-12.
- Hutterer, R. (1998): *Das Paradigma der Humanistischen Psychologie*. Wien: Springer.
- (2000): Humanistische Psychologie, In: Stumm, G., Pritz, F., *Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien: Springer, S. 279-280.
- Johnston, M.D. (1987): *The spiritual logic of Ramon Llull*. Oxford.
- Kenmair, L.E.O. (2002). *Evolutionary psychology: An emerging integrative perspective within the science and practice of psychology*. *Human Nature Review*, 2, 17-61.
- (2003). *Evolutionary psychology and psychopathology*. *Current Opinion in Psychiatry*, 16, 691-699.
- (2004): *Evolutionarypsychologi. En innføring i menneskets natur*. Trondheim: Akademisk Forlag.
- (2005). *The evolving science of the developable*. *Evolutionary Psychology*, 3, 216-226.
- Kimmerle, H. (2000): Jaques Derrida: Zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.
- Krohn, W., Küppers, G. (1992): *Emergenz. Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lazarus, A.A. (1973): A multimodal behaviour therapy: treating the „basic ID“, *J. of Nervous and Mental Disease* 156, 401-411.
- (1976): *Multimodal behaviour therapy*, New York: Springer.
- Lyotard, J.-F. (1987): *Der Widerstreit*, München: Fink.
- Mattern, J. (1996) *Paul Ricoeur zur Einführung*. Hamburg: Junius Verlag.
- Merleau-Ponty, M. (1945): *Phénoménologie de la perception*, Paris: Gallimard; dtsh. (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*, De Gruyter, Berlin.
- Müller, W. (1975): *Être-au-monde. Grundlinien einer philosophischen Anthropologie bei Maurice Merleau-Ponty*, Bonn: Bouvier.
- Norcross, J.C. (1986): *Handbook of eclectic psychotherapy*, New York: Brunner & Mazel.
- , Goldfried, M.R. (1992): *Handbook of psychotherapy integration*, New York: Basic Books.
- (1970): Perception, expression and history: The social phenomenology of M. Merleau-Ponty, Evanston.
- Petzold, H.G.: *Die Arbeiten von Petzold und MitarbeiterInnen finden sich, soweit hier nicht aufgeführt, in: Petzold, H. G. Gesamtbibliographie von Hilarion G. Petzold 1958-2005*: Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – Jg. 2006.
- Petzold, H.G. (1975a): *Integrative Therapie. Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik. Begründet von Charlotte Bühler und Hilarion Petzold 1975 ff.; ab 1991 mit dem geänderten Untertitel: Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie und Methodenintegration*.
- (1975i): Psychodrama and role-playing in group work. In: Benne, K.D., Bradford, L.P., Gibb, J.R., Lippitt, R.D. (Hrsg.). *The Laboratory Methods of Changing and Learning*, Palo Alto: Science and Behaviour Books, 365-392.
- (1977n): *Die neuen Körpertherapien*, Paderborn: Junfermann; dtv, München 1992, 2. Aufl. 1993.
- (1978a): *Das Psychodrama als Methode der klinischen Psychotherapie*. In: *Handbuch der Psychologie*. Bd. 8, II. Hogrefe, Göttingen, 2751-2795; erweiterte und überarbeitete Fassung in: Petzold 1979k.
- (1978c): *Das Ko-respondenzmodell in der Integrativen Agogik. Integrative Therapie* 1, 21-58; revid. und erw (1991a)19- 90.
- (1980q): *Zur Methodenintegration in der Psychotherapieausbildung, Gestalt-Bulletin* 2/3, 5-14.
- (1982): *Methodenintegration in der Psychotherapie*, Junfermann, Paderborn.
- (1984a, Hrsg.): *Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. Ein Handbuch*. 2 Bde., Paderborn: Junfermann.
- (1984h): *Die Gestalttherapie von Fritz Perls, Lore Perls und Paul Goodman, Integrative Therapie* 1/2, 5-72.
- (1985k): *Die »nonverbalen Therapieverfahren« – Moderne Methoden der Leib- und Bewegungstherapie in: To-man, W., Egg, R. (Hrsg.), Psychotherapie. Ein Handbuch, Kohlhammer, Stuttgart, Bd. 1, 100-123.*

- (1994g): Unterwegs zu einer allgemeinen Psychotherapiewissenschaft: "Integrative Therapie" und ihre Heuristik der "14 healing factors" – theoriegeschichtliche, persönliche und konzeptuelle Perspektiven und Materialien. Überarbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrages auf dem Symposium der Rheinischen Landesklinik in Düren, 10.09.1994. In: Weißig, N. (1995) (Hrsg.): Differenzierung und Integration. Köln: Kohelet Press, 6-83.
- (1997h): Integrative Therapie ist nicht Gestalttherapie. *Gestalt (Schweiz)* 29 (1997) 39-46.
- (1999p): Psychotherapie der Zukunft – Reflexionen zur Zukunft und Kultur einer korrespondierenden und evidenzbasierten Humantherapie. Abschlussvortrag 4. Deutscher Psychologentag, Würzburg. *Integrative Therapie* 4, 1999, 338-393.
- (2004h): Der „informierte Leib im Polylog“ – ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie, in: Hermer, M., Klinzing, H.G. (Hrsg.) (2004): Nonverbale Kommunikation in der Psychotherapie. Tübingen: dgvt. 107-156.
- (2005m): Materialien zur Geschichte der Körperpsychotherapie. *Integrative Bewegungstherapie* 1, 28-42.
- (2005n): Die Theoriefrage in der Leib- und Körpertherapie. *Integrative Bewegungstherapie* 1, 43-48.
- (2005t): Homo migrans. Der „bewegte Mensch“ – Frauen und Männer in Bewegung durch die Zeit. Transversale Überlegungen zur Anthropologie aus der Sicht Integrativer Therapie. Hommage für Simone de Beauvoir. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – Jg. 2005.
- (2006a): Lust auf Erkenntnis. *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit*. www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm
- (2006n): Engagement, Respekt, Heilung – „Grundregel, Leitprinzipien, Werte für eine kritisch-reflexive und gerechte Psychotherapie“ (in Vorber.).
- , Pongratz, L. (1984): Wege zum Menschen. Ein Projekt vergleichender Psychotherapie. Dokumentation über führende Psychotherapeuten und ihre Arbeit. Universität Würzburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, Beversee.
- Quitmann, H., (1985): Humanistischer Psychologie. Göttingen: Hogrefe.
- Rosenzweig, S. (1936): Some implicate common factors in diverse methods of psychotherapy, *Am. J. Orthopsychiatry* 6, 412-415.
- Ricœur, P. (1981): Hermeneutics and the human sciences. Essay on language, action and interpretation. Cambridge, Cambridge University Press, 1998².
- (1990a): Soi-même comme un autre. Paris, Seuil [dt.: (1996) Das Selbst als ein Anderer. München-Freiburg, Wilhelm Fink].
- (2000/2004): Gedächtnis, Geschichte, Vergessen München. Fink. [orig. (2000) La mémoire, l'histoire, l'oubli. Paris, Seuil.].
- Royle, N. (2003): Jacques Derrida, London: Routledge.
- Schiepek, G. (1991): Systemtheorie in der Klinischen Psychologie, Braunschweig: Vieweg.
- (1999): Die Grundlagen der Systemischen Therapie: Theorie – Praxis – Forschung, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Sponsel, R. (1995): Handbuch Integrativer Psychologischer Psychotherapie, Erlangen: IPPT, IEC.
- Varela, F., Thompson, E., Rosch, E. (1991): The embodied Mind. Cognitive Science and Human Experience, Cambridge, MA: MIT Press.
- Völker, U. (1980): Humanistische Psychologie, Weinheim: Beltz.
- Waldenfels, B. (1981): Phänomen und Struktur bei Merleau-Ponty, *Integrative Therapie* 2/3, 120-137.
- (1985): In den Netzen der Lebenswelt, Frankfurt: Suhrkamp.
- (1985): Das Problem der Leiblichkeit bei Merleau-Ponty, in: Petzold (1985a) 149-172.
- Weißig, N. (1995): Differenzierung und Integration. Köln: Kohelet Press.
- Willke, E., Hölter, G., Petzold, H.G. (1991): Tanztherapie – Theorie und Praxis. Ein Handbuch, Paderborn: Junfermann.

„Transversale Identität und Identitätsarbeit“ (Teil 2)

Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“*

Hilarion G. Petzold **, Amsterdam, Düsseldorf, Paris***

2.3 Entwicklung von Identität in „sozialen Welten“ durch kollektive und persönliche Repräsentationen – die Sicht entwicklungsorientierter „klinischer Sozialpsychologie“

Vor dem entfalteten Hintergrund philosophischer Überlegungen soll nun spezifisch den psychologischen Dimensionen des Identitätskonzeptes in ihrer Relevanz für therapeutische Theorienbildung und klinische, psycho- und soziotherapeutische Praxeologie und Praxis (Orth/Petzold 2004) nachgegangen werden. Dabei wird auf ein von mir entworfenes Konzept „**klinischer Sozialpsychologie**“ Bezug genommen

Die Rückbindung der Integrativen Therapie an die wissenschaftliche Psychologie hatte einerseits zur Perspektive einer „**klinischen Entwicklungspsychologie** in der Lebensspanne“ (vgl. dieses Heft S. 369, Petzold 1999b) und andererseits zum Konzept einer „**klinischen Sozialpsychologie**“ (idem 1999r) geführt – beide Konzepte haben in der Integrativen Therapie und Supervision eine große Bedeutung. Moscovici (1990) hatte in einer bedeutenden Arbeit die Notwendigkeit eines vertieften Dialoges zwischen Entwicklungspsychologie und Sozialpsychologie herausgestellt. Ich selbst hatte betont, dass dieser Dialog durch Einbezug der klinischen Psycho-

logie als Dialogpartnerin zu einem *POLYLOG* ausgeweitet werden müsse (Petzold 1999r).

„Unter ‚**Klinischer Sozialpsychologie**‘ ist einerseits zu verstehen der konsequente Einbezug sozialpsychologischer Forschungen und Theorienbildung für klinisch-psychologische und psychotherapeutische Fragestellungen, die Zupassung der vorhandenen Wissensstände auf klinische Kontexte und die Überprüfung klinischer Praxeologien unter der Perspektive sozialpsychologischer Untersuchungsergebnisse, andererseits die Beforschung klinischer Fragestellungen unter der Perspektive und mit Methodologien der Sozialpsychologie sowie die Generierung klinischer Theorien aus dem sozialpsychologischen Fundus (etwa zu sozialen Kognitionen, zu Attributionsverhalten, zu Kleingruppenphänomenen, zu Identitäts- und Stigmaprozessen, zu Gesundheitsverhalten usw.), da dieser eine Fülle von Erkenntnismöglichkeiten für Psychotherapie, Soziotherapie und Supervision bereitstellt und vor allen Dingen individuumszentrierte Perspektiven (z.B. der persönlichkeitspsychologischen Sicht) mit kollektiv orientierten Perspektiven (soziologische Sicht) verbindet. Die Klammer dabei sind der phänomenologisch-hermeneutische Zugang zu den Forschungsgegenständen und die Rückbindung menschlichen Sozialverhaltens an evolutionsbiologische Grundlagen, ohne dabei einem biologistischen Reduktionismus anheim zu fallen oder kulturalistische Sichtweisen auszublenden, die im Gegenteil eine wichtige Perspektive in der Sozialpsychologie darstellen“ (Petzold 1999r).

* Ursprünglich in „Polyloge“ 10/ 2001p als Internet-Text publiziert und für diese Printversion aktualisiert durch Ergänzung neuerer Literatur im September 2004. / Teil 1 erschien in Heft 4/2004 dieser Zeitschrift.

** Aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, dem Zentrum für IBT, Freie Universität Amsterdam, dem Institut, St. Denis, Paris, Lehrstuhl für „Klinische Philosophie und Psychologie“ (Prof. Dr. H.G. Petzold) und dem Zentrum für psychosoziale Medizin (Leitung Prof. Dr. Anton Leitner), Studiengang Supervision, Donau-Universität Krems.

*** Ich danke Ilse Orth und Johanna Sieper für die kritische Diskussion dieses Textes und für das Zurverfügungstellen von Ideen und Materialien, mit denen sie meine Identitätskonzeption didaktisch umgesetzt haben.

In einem solchen Rahmen sind die folgenden Ausführungen zum Konzept der „**Identität**“ zu sehen. Der psychologische Begriff der „Identität“ wurde der Sache nach in die Psychologie von *William James* (1890, 293) eingeführt. Im psychotherapeutischen Feld wurde er bekannt durch *Erik Homburger Erikson* (1973, 1981). Dieser definierte Identität als die „unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und die damit verbundene Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (idem 1980, 18). *James* und *Erikson* repräsentieren zwei große Strömungen der modernen Identitätstheorien. *James* fokussiert auf die soziale Dimension des Menschen und die Theoretiker in seiner Folge wie *Cooley* (1902), *Mead* (1934) oder *Goffman* (1963/1974) folgen ihm hier. *Erikson* fokussiert in seinem Ansatz zu einer Identitätstheorie – trotz seiner Öffnung zum Bereich der Sozialität hin – stark auf das Individuum, wie es für Identitätstheoretiker in der psychoanalytischen Tradition, die häufig aufgrund von Rezeptionsmängeln nicht vertieft soziologisch und sozialpsychologisch reflektieren, kennzeichnend ist (vgl. z.B. *Bohleber* 1997). Diese unterschiedlichen Akzente bzw. Orientierungen im Bereich der Identitätstheorien zeigen zwei Möglichkeiten auf, die Fragen nach den Problemen der Identität anzugehen: Wenn Identität aus der Selbstwahrnehmung, der Selbsteinschätzung und Selbstbewertung hervorgeht, ist der Blick nach *innen* gerichtet, eine „*Innenperspektive*“ auf das eigene Erleben und Handeln, auf die eigenen Empfindungen, Gefühle und Gedanken, seien sie nun bewusst oder unbewusst. Dies ist letztlich die Perspektive introspektiver Philosophie, aber auch der Psychotherapie seit *Pierre Janet* (bei ihm nur im Frühwerk, er korrigierte das in seinen späteren Arbeiten) und in seiner Folge von *S. Freud* bis *H. Kohut* und *O. Kernberg* (2006). In dieser Sichtweise erlebt sich der Mensch als Identischer in der *Identifikation* mit sich selbst, *seinem* „affektiven Betroffensein“ (*H. Schmitz* 1990), *seiner* Selbstreflexion, *seinem* Tun und bildet auf dieser Grundlage „Selbstrepräsentanzen“ aus. Das Wahrnehmen, wie *andere* ihn sehen, wird in seiner für die Selbstrepräsentanzen bestimmenden Kraft in diesem *Diskurs* nicht ausreichend berücksichtigt.

Mit *James* wird nun die „*Außenperspektive*“ zur Grundlage des Identitätsverständnisses gemacht: Das „*Social Self*“ wird über die Anderen definiert (vgl. *James* 1890, 293f). Es handelt sich um Bilder, die relevante Andere von einem Menschen in sich tragen, aufgrund derer sie ihn identifizieren. Da derartige Außenperspektiven natürlich wahrgenommen werden können, wirken sie auch auf das Identitätserleben von Menschen. Die englische Sprache macht die Differenzierung von Innenperspektive („*I*“) und Außenperspektive („*me*“) sehr gut deutlich, wie schon *James* (1890, 400f) hervorgehoben hat. *Cooley* (1902) konzeptualisiert hieraus das „*looking-glass self*“, indem er betonte, dass die persönliche Identität durch den „sozialen Spiegel“ hindurchgehe:

„*Die Frau hat eine schöne Stimme und ist eine ausdrucksstarke Sängerin. Und ihre Lieder, die sie macht, sind phantastisch gut!*“ [*fremdattributive Identifizierung*]

„*Sie finden, dass ich eine schöne Stimme habe und meine Lieder toll sind [Wahrnehmung dieser Identifizierung]. Und wirklich, meine Stimme ist objektiv schön, und meine Lieder sind wirklich toll!*“ – meint „*SIE*“ [*Im Integrativen Modell sprechen wir hier von der kognitiv orientierten Einschätzung/appraisal und der emotional orientierten Bewertung/valuation der wahrgenommenen Fremdattribution/Identifizierung*]. „*Ja, die haben Recht, ich finde das selbst auch*“, – meint „*SIE*“ [*Identifikation mit der eingeschätzten/bewerteten Fremdattribution*].

G.H. Mead und *E. Goffmann*, die Traditionen des „symbolischen Interaktionismus“, haben diese Perspektive der wechselseitigen Identifizierungen in sozialen Welten weiter ausgearbeitet, wobei von der Voraussetzung ausgegangen wird, dass Identitätsbildung an Interaktionen gebunden ist und diese Interaktionen über gemeinsame Symbole – u.a. Sprache – verlaufen. Aber auch musikalische Formen, die „Sprache der Musik“, können hier einbezogen werden. *Mead* sieht das „*I*“ als die persönliche Individualität, die die im „*me*“ zusammenkommenden sozialen Zuschreibungen aufnimmt, die natürlich auch das „*I*“ prägen. Denn die kollektiven Bewertungsparameter, ob nun das Lied schön und die Stimme wohlklingend ist, prägen natürlich auch die Selbstbewertungen. Sie sind nicht kontextenthaben. Das wird auch von den

Kontexttheoretikern der Sozial- und Entwicklungspsychologie der „kulturhistorischen und tätigkeitspsychologischen russischen Schule“ (Vygotskij, Leontjew, Lurija, Galperin) deutlich gemacht. Vygotskij betont, dass *intramentale* Realitäten Niederschlag von *intermentalen* Realitäten sind, dass also Persönlichkeit sich durch interpersonale Erfahrungen in „Zonen optimaler Proximität“ bildet (Petzold 2002h). Die Integrative Therapie bezieht sich auf dieses Paradigma (Sieper/Petzold 2001) und greift Vygotskij's Gedanken für die Psychotherapie genauso auf wie die Tradition von Mead. Damit werden *Entwicklungstheorie* und *Sozialisierungstheorie*, *Entwicklungspsychologie* und *Sozialpsychologie* in organischer Weise verbunden, wie dies Serge Moscovici, bei dem ich studierte, in seinem berühmten Aufsatz: „Social psychology and developmental psychology: extending the conversation“ (Moscovici 1990) gefordert hat. Moscovici hat auf dem genannten Hintergrund das Konzept der „*représentations sociales*“ ausformuliert, das – wie das Denken von Vygotskij und Mead – deutlich macht: Entwicklungspsychologie kann ohne die Berücksichtigung der sozialen Realität, in der Entwicklung stattfindet, nicht sinnvoll betrieben werden. In der Integrativen Therapie wurde das durch die Erarbeitung des Konzeptes der „*social world*“, als „kollektiver Weltsicht“ einerseits, und durch die Ausarbeitung des „*Social-network-Modells*“ zum „*Konvoi-Modell*“ (Petzold 1979c; 1995a; Hass/Petzold 1999; Kahn/Antonucci 1980), d.h. zum „*Weggeleit über die Zeit*“, zum Netzwerk in einem „*life span developmental approach*“ andererseits für die „Persönlichkeitstheorie in der Lebensspanne“ (Petzold 1999b) fruchtbar gemacht. Unterstützt wurde dieser Ansatz durch meine Arbeiten in der Säuglingsforschung zur Interaktion von „*Infant-caregiver-Situationen*“ (Petzold et al. 1994), die zeigen: Von den ersten Lebenstagen an ist der Mensch in soziale Kontexte eingebettet und bildet in ihnen seine Persönlichkeit aus, beeinflusst durch die umgebende Kultur und Sozialwelt mit ihren „kollektiven Repräsentationen“, die die „individuellen Repräsentationen“ prägen.

„**Soziale Repräsentationen** sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: Einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen, um zu ermöglichen, dass zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte.“ Serge Moscovici (1976, 3)

Wo solche Codes nicht bestehen oder keine hinreichende „*Passung*“ zwischen ihnen vorliegt, kommt es zu Konflikten (Petzold 2003b) – in der Außen- wie in der Innenwelt. Ich habe die überwiegend kognitiv orientierte – aber auch durchaus breiteren Möglichkeiten Raum gebende – Theorie von Moscovici auf der Grundlage meiner „*Integrativen Theorie*“ und von Konzepten Vygotskij's für interventive Praxeologien wie Beratung, Supervision und Therapie zu einer Theorie „komplexer mentaler Repräsentationen“ erweitert:

Für den *individuellen Bereich* als Konzept „*persönlicher*“ bzw. „*subjektiv-mentaler Repräsentationen*“, die leibhaftig in einer biologisch-somatischen (genetischen, cerebralen, neuronalen, immunologischen) Basis gründen – alles Mentale hat im Leib seinen Boden, der *mens* (Geist) wird nicht vom *corpus* (Körper) getrennt, sondern in Begriffen wie „*social body*“ oder „*Leibsubjekt*“ synthetisiert, die den in *Sozialisation* und *Enkulturation* durch „*Verkörperungen*“ (Petzold) bzw. „*Einleibungen*“ (Hermann Schmitz), d.h. Aufnahme von Information ausgebildeten „*personalen Leib*“ bezeichnen, der damit ein „*informed body*“, „*informierter Leib*“ ist (Petzold 2002j).

Für den *kollektiven Bereich* dient uns das Konzept „*sozialer*“ bzw. „*kollektiv-mentaler Repräsentationen*“, die natürlich auch, da sie individuell „*verkörpert*“ sind, die „*subjektiven Theorien, Gefühle und Willensregungen*“, d.h. die „*subjektiv-mentalen Repräsentationen*“, durchfiltern:

»Komplexe soziale Repräsentationen – auch „kollektiv-mentale Repräsentationen“ genannt – sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenden und mit ihren *Performanzen*, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln.« (Petzold 2000h)

Diesem Konzept sehr ähnlich ist die der phänomenologischen Soziologie entstammende Idee der „social world“ (Strauss 1978; Petzold, Petzold 1993; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004).

»Soziale Welten (*social worlds*) als intermentale Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt, und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen „soziale Repräsentationen“ zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.« (idem 2000h)

In dem, was sozial repräsentiert wird und dem was die „social worlds“ umfassen und beinhalten, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Akzional-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um „Filme“, besser noch: um dramatische Abläufe als Szenenfolgen, um „sequenzielle Hologramme“, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. »Verstehensprozesse erfordern deshalb eine *diskursive* und eine *aktionale* Hermeneutik in Kontext/Kontinuum (Petzold 1992a, 901), die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (Petzold 2000h)

In den „kollektiven Repräsentationen“ sind natürlich **Kollektive/Polyaden** von **Individuen/Personen** mit ihrer „intermentalen Wirklichkeit“ (Vygotsky) repräsentiert und in der „intra-

mentalen Wirklichkeit“ von **Individuen** ist das Denken, Fühlen und Wollen von **Kollektiven/Gruppen/Polyaden** präsent, was ihre Persönlichkeit, in Sonderheit ihre „Identität“ nachhaltig prägt: Individualität im Kollektiven, Kollektivität im Individuellen – ein *Bakhtinsches Konzept* (Bakhtin 1981, 1986).

Die im Integrativen Ansatz so wesentliche Idee der „**Verkörperung**“ kommt bei den „mentalen Repräsentationen“ durchaus zum Tragen, haben sie doch eine materielle, neurophysiologische Grundlage. Das wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zum „embodied mind“ (Lakoff, Nuñez 2001; Nuñez, Freeman 1999; Petzold 1988n, 2002j) unterstützt. Der Begriff „mental“ hat eben eine *Doppelqualität*, ist nicht allein als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern auch als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“, *mens* als cerebrale Aufzeichnung, als eingelebte, verkörperte Geistigkeit gedacht wird (Petzold 2005r, t).

»Unter **Mentalisierung** verstehe ich aus der Sicht der Integrativen Therapie die *informationale Aufnahme und Transformierung* (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) der konkreten, aus extero- und propriozeptiven Sinnen vermittelten Erlebnisinformationen von erfahrenen Welt-, Lebens- und Leibverhältnissen, die Menschen wahrgenommen haben, in *mentale Information*. Die Transformierung von materiell-physiologischen Prozessen in Transmaterielles geschieht durch *kognitive, reflexive* und *ko-reflexive* Prozesse und die mit ihnen verbundenen Emotionen und Volitionen auf *komplexe symbolische Ebenen*, welche Versprachlichung, Analogisierungen, Narrativierungen, Mythenbildung, Erarbeitung vorwissenschaftlicher Erklärungsmodelle, Phantasieprodukte ermöglichen. Mit fortschreitender mentaler Leistungsfähigkeit durch Diskurse, Meta- und Hyperreflexivität finden sich als hochkulturelle Formen *elaborierter Mentalisierung*, ja *transversaler Metamentalisierung* künstlerisch-ästhetische Produktion, fiktionale Entwürfe, wissenschaftliche Modell- und Theorienbildung sowie aufgrund geistigen Durchdringens, Verarbeitens, Interpretierens, kognitiven und emotionalen *Bewertens* von all diesem die Ausbildung ethischer Normen, die Willensentscheidungen und Handlungen regulieren können. Prozesse der *Mentalisierung* wurzeln grundsätzlich in (mikro)gesellschaftlichen Ko-responsenzprozessen zwischen Menschen, wodurch sich individuelle, intramentale und kollektive, *intermentale* „Repräsentationen“ unlösbar verschränken (Vygotsky, Moscovici, Pet-

zold). Je komplexer die Gesellschaften sind, desto differenzierter werden auch die Mentalisierungen mit Blick auf die Ausbildung komplexer Persönlichkeiten und ihrer Theorien über sich selbst, ihrer „theories of mind“. Und desto umfassender wird die Entwicklung komplexer Wissenschaftsgesellschaften selbst mit ihren Theorien- und Metatheorien neuro- und kulturwissenschaftlicher Art über sich selbst: *Hypermentalisierungen*. Es entstehen auf diese Weise permanent Prozesse der Überschreitung des Selbst- und Weltverstehens auf der individuellen und kollektiven Ebene, eine *transversale Hermeneutik und Metahermeneutik* als unab abschließbare Prozesse (Petzold 2000h)«.

Mentalisierung ist also immer Einleibung/ Verkörperung von materieller und transmaterieller Informationen aus der Welt oder aus der eigenen Leibsphäre, wodurch der menschliche Körper zum „informierten Leib“ (idem 2002j) wird. Die Information geht zugleich in die „Welt des Materiellen“ ein (in Form neurophysiologischer Gedächtnisspuren), und ist auch Umformung des Materiellen in eine „Welt des Transmateriellen“ durch *Emergenz* von mentaler Information, von Vorstellungen, Kognitionen, Gedanken. In der **Mentalisierung** geschieht beides. Durch diese Materielles und Transmaterielles verbindende Doppelqualität von Mentalisierungsprozessen entwickelte sich über die Jahrtausende der menschliche Geist, lt. *mens*, dieses hohe Vermögen der Vernunft und Geistigkeit, „mind“ and „the mind of mind“ **auf dem Weg** der Menschen durch die Evolution (Petzold, Orth 2004) bis zu den gegenwärtigen hyperexzentrischen Mentalisierungen. In ihnen kann erkannt werden, dass auch in der extremsten Selbstüberschreitung es der sich als Subjekt selbst zu ergründen suchende Menschengestalt immer selber ist, der sich zu objektivieren sucht. Das Subjekt kann sich aber niemals vollends zum Objekt machen, es bleibt durch ein *strukturelles punctum caecum* begrenzt – und es ist schon viel, das zu wissen. „**Mentalisierung**“, dieses zentrale Konzept des Integrativen Ansatzes beinhaltet also die in Prozessen „*komplexen Lernens*“ (Sieper/Petzold 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „*Inkorporierung erlebter Welt*“, Konfigurationen von Information als abgespeicherte Szenen, als mentale Bilder (Hüther 2004), bei deren Aktualisierung/Vorstellung auch die damit verbun-

denen Physiologien aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes – ein „Hologramm des Erlebens“.

»**Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch subjektiv-mentale Repräsentationen genannt – sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* erworbenen, d.h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann verkörpert informationalen Aufzeichnungen/Bilder über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitativen Aspekten, die sich in Prozessen „*komplexen Lernens*“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen Repräsentationen“ (vom *Intermentalen* der Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/ Überlebenswissen, als *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d.h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen.« (Petzold 2000h).

Die Theorie der komplexen „*kollektiv-mentalen Repräsentationen*“ (*représentations sociales*; *Moscovici*) muss immer mit der der „*subjektiv-mentalen Repräsentationen*“ (*représentations personnelles*; Petzold) verbunden betrachtet werden und *vice versa*. Bei fehlender oder unzureichender „Passung“ liegen hier erhebliche Konfliktpotenziale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „*sozialen Repräsentationen*“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „*social worlds*“ hin. Diese Theorie erklärt damit auch *intrapersonliche* Konflikte wie Rollen- und Identitätskonflikte als Verinnerlichungen *interpersönlicher* Konflikte (Petzold 2003b). Beim Thema „Konflikte“ kommt natürlich auch das Willenthema unausweichlich ins Spiel, weil in Konflikten oft *Wille gegen Wille* steht, auf der subjektiven Ebene, hinter der oft genug dann auch *kollenktives Wollen* als Hinter- oder Untergrundsdimension erkennbar wird.

Der Wille ist der erlebte *Impetus des Wollens*, wenn sich die Kraft leiblichen Strebens, die Macht der Affekte, die Stärke der Vernunft (*on the brain level*: Hirnstamm, limbisches System, neocorticale Areale/cingulärer Gyrus, Lobus frontalis) in bewussten und nicht-bewussten Prozessen *synergetisch* verbinden. Damit kommen auch die mit diesen cerebralen Zentren verbundenen und mnestisch archivierten, individuellen und kollektiven lebensgeschichtlichen Erfahrungen in motivationalen Lagen, Prozessen des Entschließens, Entscheidens und Durchtragens zur Geltung. Entfaltet sich dieser *Impetus des Wollens*, gelangt er gesättigt mit seiner Informationsfülle zur Dauer (*durée*), dann wird er zu einer *Kraft*, mit der sich dieses *Synergem* „Wille“ in zielgerichtetem und zielstrebendem – eben willensbestimmtem – Handeln umsetzt: durch souveränen Willensentscheid und persönliche Willenskraft getragene Aktion“ (Petzold 1969c).

Da in Identitätsprozessen über die Einschätzungen/Bewertungen auch Willensprozesse zum Tragen kommen können, Menschen ihr Selbst, ihre Identität gestalten/mitgestalten, können sie aus diesen Willensimpulsen „*makers of their own identity*“ werden, so weit, wie es die Spielräume der gegebenen Realkontexte und der „*social worlds*“, der sozialen Normen, zulassen (Petzold, Sieper 2003a, b, 2006).

In dieser komplexen Konzeptualisierung liegt eine Eigenständigkeit und *Besonderheit des Integrativen Ansatzes* etwa gegenüber den persönlichkeits-theoretischen Positionen der Psychoanalyse und der Objektbeziehungstheorie, da sie einerseits das individuelle, *leibliche Moment*, die Verkörperung von Beziehungen hervorhebt (bis zur Ausbildung spezifischer Mimik, Gestik, Haltungen und Bewegungen), zum anderen die Kollektivität der repräsentierten Beziehungen in ihrer Qualität als kollektiv bestimmte Muster betont (familien- oder ethniespezifische Körpersprache). Auch gegenüber den Positionen des *Morenoschen* Psychodramas besteht eine deutliche Differenz, denn dieses affirmiert, dass die Persönlichkeit durch Rollen konstituiert wird. Ansonsten seien „Selbst, Ich, Persönlichkeit, Charakter usw. (...) Cluster-Effekte, heuristische Hypothesen, Logoide“ (Moreno 1946, 53) – Sprachspiele also. Das **Ich**: „*Die greifbaren Aspekte von dem, was wir „ego“ nennen, sind die Rollen, in denen es handelt*“ (Moreno 1940a, 20). Für das **Selbst**: „*Role play-*

ing is prior to the emergence of the self. Roles do not emerge from the self, but the self may emerge from roles“ (Moreno 1946, 157). Für die **Identität**: Sie ist „*the identity of role*“ (ibid. 381f). Ich habe zum ersten Mal die in einer Vielfalt von Arbeiten unsystematisch verstreuten Elemente von *Morenos* Rollen- und Persönlichkeitstheorie rekonstruiert und die Quellentexte zusammengestellt publiziert (Petzold / Mathias 1983). – Leider wird *Morenos* höchst interessante Theorie – obwohl von mir umfassend zugänglich gemacht und weiterführend entwickelt – bis heute in der Psychodramaszene vielfach nicht korrekt rezipiert und klinisch umgesetzt. Die Schwäche dieser Theorie liegt in dem generalisierenden Primat des Rollenbegriffes und ihrer fehlenden Anbindung an die empirische Entwicklungspsychologie (trotz der verdienstvollen Arbeit von Moreno & Moreno [1944], die einen Ansatz zum Dialog mit der Entwicklungspsychologie bietet, der in der Psychodramatherapie leider nicht fortgeführt wurde). Die Auseinandersetzung mit der Arbeit von J.L. Moreno, bei dem und bei seiner Frau *Zerka Moreno* ich noch meine Psychodramausbildung absolvieren durfte, war für die Entwicklung des Integrativen Ansatzes sehr fruchtbar. Das gilt genauso für meine Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, den Theorien von *Freud* und von *Ferenczi* – in seiner Tradition durchlief ich meine Psychoanalyse –, besonders mit *Ferenczis* sozialpsychologischer Seite. Die Rezeption von E.H. Erikson, H. Kohut und meine kritische Diskussion von *Goodmans* Sozialphilosophie und der Probleme von *Perls* Persönlichkeitstheorie (Petzold 2001d) haben die Theorie des Integrativen Ansatzes beeinflusst und bereichert, auch und gerade durch Dissensprozesse.

Das Originelle des Integrativen Ansatzes liegt in seiner Zusammenführung des leibtheoretischen und sozialisations- bzw. enkulturationstheoretischen Diskurses und der Absicherung dieser Konnektivierung durch die empirische „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ (Petzold 1982c, 1992a, 1994j, 1999c), die spezifisch die Entwicklung der Kognitionen, Emotionen, Volitionen, der Kommunikation berücksichtigt und durch eigene Forschungen und klinische Arbeit und Beobachtungen fundiert (Säuglinge, Kleinkinder: Petzold, van Beek, van der Hoek 1994; Kinder: Petzold, Ramin 1987;

Metzmacher, Petzold/Zaepfel 1995; Alter, hohes Senium: Petzold/Bubolz 1976, 1979, Müller/Petzold 2002; Petzold 2004a, 2005a). Vor diesem Hintergrund konnte ich folgende *kulturalistische* persönlichkeits-theoretische Position formulieren:

„Dem Verstehen der menschlichen *Persönlichkeit* in der *Einzigartigkeit* ihrer *Verkörperung* durch Prozesse leiblich-konkreter Enkulturation und Sozialisation kann man sich nur *annähern*, wenn man ihre Einbettung in die Kultur, ihre Durchdrungenheit von kollektiver Wirklichkeit und damit ihre prinzipielle *Vielfalt* zu begreifen beginnt. *Persönlichkeit ist verleiblichte Kultur, sich inkarnierende Kultur*. *Persönlichkeiten wiederum sind kulturschöpferisch – über die ganze Lebensspanne hin*. Das Verständnis der Entwicklung der Persönlichkeit als lebenslanger Prozess von der Säuglingszeit bis zum Senium muss deshalb stets von der entwicklungspsychologischen und sozialisationstheoretischen Forschung unterfangen werden, um auf solcher soliden Basis Konzepte für eine fundierte Psychotherapie von Kindern, Erwachsenen und alten Menschen zu erarbeiten, die verantwortlich umgesetzt werden können“ (Petzold 1975h).

Einer solchen Programmatik blieb und bleibt der Integrative Ansatz verpflichtet, der von seinen Anfängen bis heute aus der kindertherapeutischen, erwachsenen-therapeutischen und gerontotherapeutischen Praxis Behandlungskonzepte und Methoden im Anschluss an den jeweiligen Stand der klinischen Psychologie und der Entwicklungs- und Sozialisations-theorie entwickelt bzw. weiterentwickelt hat zu einer Sicht, die am besten als „*developmental clinical social psychology*“, „*entwicklungsorientierte klinische Sozialpsychologie*“ bezeichnet werden kann (vgl. für den Bereich Kinder: Petzold 1972e, Petzold, Ramin 1987, Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1996; für den Bereich Jugendliche: Petzold 1971c, 1974c, 1995e; Erwachsene: Petzold 1974j, 1992a, 2001a; Rahm et al. 1993; für den Bereich Alter: Petzold 1965, 2004a, 2005a, Petzold, Bubolz 1979, Müller, Petzold 2002, 2003). Letztlich bedeutet das, dass für jede Altersgruppe auch spezifische Identitätsprozesse berücksichtigt werden müssen und hier noch ein immenser Forschungsbedarf besteht.

3. Identität im „Feld“, in „Kontext und Kontinuum“ – Kultur und Sozialisation als sozialpsychologischer Rahmen für die Identitätskonstitution

Identitätstheoretische Überlegungen können m.E. nicht auf eine Anschlussfähigkeit an feldtheoretische Konzepte verzichten, seit Kurt Lewin in seinen grundsätzlichen Arbeiten zum „Lebensraum“ die Verbindung von Person und Umwelt herausgearbeitet hat. Die Überlegungen des großen Sozialpsychologen haben konsequent seine „dynamische Theorie der Persönlichkeit (Lewin 1935) mit feldtheoretischen Überlegungen verbunden und auch Bezüge zu einer entwicklungspsychologischen Betrachtung hergestellt (idem 1946) – Lewin war ja auch Entwicklungspsychologe (Marrow 1977) –, und genau diese Verbindung ist es, hinter die man nicht zurück kann, denn die Person steht in Entwicklungen (ist letztlich Ergebnis von Entwicklungsprozessen) und diese wiederum sind eine „*function of the total situation*“ (ibid.). Auch Serge Moscovici (1990), derzeit der Doyen der Sozialpsychologie, mit Piaget und seiner Arbeit über viele Jahre verbunden, betont diesen Bezug, der sich aber auch zum klinisch-psychologischen Diskurs und zur Psychotherapie erweitern müsste. Das aber ist nicht geschehen. Der psychoanalytische/tiefenpsychologische Diskurs hat Lewin (und andere Kontexttheoretiker wie Lurija und Vygotskij) gänzlich ausgeblendet. Aktuelle Umweltbedingungen interessieren offenbar wenig. Die Gestalttherapeuten zitieren zwar Lewin, haben es aber nicht zu einer seriösen Auseinandersetzung gebracht, sondern Perls, Hefferline & Goodman (1951), haben eine obskure Konzeptbildung in die Welt gesetzt, „Organismus/Umwelt Feld“, die man bis in die Gegenwart fort-schreibt (vgl. die Arbeiten in Fuhr et al. 1999). Eine Ausnahme bildet die „gestalttheoretische Psychotherapie“ des Gestaltpsychologen Hans-Jürgen Walter (1978), der die *lewinsche* Lebensraum-perspektive aufnimmt, eine psychotherapie-relevante Persönlichkeitstheorie im Paradigma Lewins konzipiert, den entwicklungspsychologischen Bezug jedoch nicht aufgreift und weiterführt. Die Gestalttherapie selbst hat Lewins Persönlichkeitstheorie nie rezipiert, trotz

ihrer gravierenden persönlichkeits-theoretischen Defizite, und die *Perlssche Therapiepraxis*, „a sort of individual therapy in a group setting“ (Perls 1969), dokumentiert mit dieser Konzeption ihre Ferne von *Lewins* Ansatz. Eine konsistente gestalttherapeutische Konzeption der Gruppentherapie fehlt bis heute (vgl. den wilden Eklektizismus bei *Feder/Ronall* 1979; aber *Orth, Petzold* 1995).

Im Integrativen Ansatz haben wir uns mit *Le-win* und der Feldtheorie in verschiedenen Bereichen mit Gewinn auseinander gesetzt (*Petzold* 1980j, k, 1981e, 2001d, k, 2004n, *Petzold* et al. 1999), haben uns aber entschieden, seine in der Tendenz physikalistische Feldkonzeption nicht zu übernehmen, wohl aber seine Grunderkenntnis, dass *Person, Umwelt, Entwicklung* zusammen gesehen werden müssen. Die Integrative Identitätstheorie hat seit ihren Anfängen auf das *Lewin-sche* Lebensraumkonzept und seine berühmte Formel $V = f(PU)$ bzw. $V = (L)$, Verhalten ist die Funktion der handelnden Person (P) und ihrer (U) Umgebung bzw. des „Lebensraumes“, der ja $L = PU$, Person und Umwelt ist, Bezug genommen (*Petzold* 1975h, *Petzold/Heinl* 1980). Der „Lebensraum“ ist ein **Feld**, ein von psychologischen Kräften in seiner Struktur bestimmter Raum. Während die Gestaltheorie (*Köhler, Koffka, Werthheimer*) eine Entsprechung nervöser Erregungsvorgänge mit Hirnrindengebieten (Hirnfeld) annahm (vgl. *Köhlers* Isomorphieannahme), hat *Lewin* das Verhalten im Feld in seiner topologischen und Vektorpsychologie in mathematischen Begriffen abzubilden versucht. In dieser letztlich physikalistischen Orientierung und der strikten Mathematisierung von psychischen und sozialen Phänomenen sind wir *Lewin* nicht gefolgt, weil wir hier einen Kategorienfehler sehen: psychische Prozesse – phänomenale Wahrnehmungen, ihre soziokulturell bestimmte Bewertung, das Verstehen der Phänomenwahrnehmungen in interpretativ-hermeneutischen Prozessen – lassen sich auf diese Weise nicht adäquat erfassen. So haben sich unsere theoretischen Entwicklungen stärker kontext-theoretisch/ökologisch und kulturalistisch orientiert. Dennoch kann man mit der *Lewin-schen* Perspektive sagen, dass Identität (I) Funktion der Ichprozesse des Leibes (iL) im Kontext (Kn) und lebenszeitlichen Kontinuum (Kt) sind, denn Identität lässt sich in ihrer performativen

Dimension auch mit einem weit gefassten, „komplexen Verhaltensbegriff“ (*Sieper/Petzold* 2003) fassen – wobei die attributive Seite des Identitätsprozesses hier nicht berücksichtigt ist. Die Ichprozesse des Leibes selbst können in *Lewins* P untergebracht werden, genauso wie Kontext bei U. Dass das alles im Zeitkontinuum (Kn) steht, ist durch das funktionale bzw. prozessuale Moment schon evident. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass der integrative begriffliche Apparat weitere und andersgeartete Verweisungshorizonte erschließt und weiter greifenden Referenztheorien einbezieht, wie dieser Text hinlänglich deutlich macht. Der „*lifespan developmental approach*“ longitudinaler Entwicklungspsychologie ist in der „Zeitperspektive“ *K.L. Franks*, die *Lewin* für das Lebensraumkonzept bezieht, nicht wirklich unterzubringen. Die persönliche und gemeinschaftliche Interpretation der erlebten Umwelt und des eigenleiblich Erspürten, die *hermeneutische Arbeit des Subjekts* und seiner Mitsubjekte, die Gestaltung des Erlebten in identitätsstiftenden, diskursiven und aktionalen Narrationen (*Ricaur* 1990), die selbst wieder Gegenstand persönlicher und sozialer Hermeneutik (und damit von Identitätsprozessen) werden (*Petzold* 2001b, 2003g), übersteigen den feldtheoretischen Ansatz *Lewins*.

Ich verwende das Identitätskonzept im Rahmen meiner „Integrativen Persönlichkeits-theorie“ (idem 2003a), die noch näher dargestellt werden soll, in einer konsequenten *Kontextualisierung* (Feldbezug) und *Temporalisierung* (Zeitbezug) – in einer spatiotemporalen Verschränkung – und in einem „*narrationstheoretischen*“ Rahmen: Menschen sind in soziale Erzählnetze und -ströme eingebunden (idem 2003g), in denen persönliche Biographie aus dem erlebten Lebensraum und Lebensvollzug als „*eigene Biographie*“ mit Einsetzen des *autobiographischen Memorierens* (*Conway* 1990) über die Zeit durch vielfältige Narrationen gebildet wird (*Nelson* 1979; *Petzold* 1991o; 1999k, 2001b *Petzold/Müller* 2004a), wobei vom zweiten Lebensjahr an *Identitätsprozesse* mit wachsender Prägnanz zu einer hinlänglich „kohärenten Identität“ führen (*Petzold* 1992a, 671ff). In ihnen werden durch fortlaufende „Identitätsarbeit“ (idem 1991o) und durch „Identitätsprojekte“ (idem 2000h) des sich entwickelnden Subjekts zahllose Umwelteinflüsse in sozialisatorischen

Prozessen „*reziproker Identitätsattribution*“ verarbeitet, so dass sich das Subjekt auf diese Weise von einseitigen Determinierungen zu befreien vermag und zu einer „*emanzipierten, transversalen Identität*“ findet, welche sich in vielfältigen „*Identitätsstilen*“ und „*life styles*“ realisiert (Müller/Petzold 1998; Walters 1998). Persönliche Identität wächst damit über die Lebensspanne, bestimmt von drei Größen: 1. genetische Vorgaben, 2. Umwelteinflüsse und 3. die persönlichkeits- bzw. identitätsgestaltende Aktivität des Subjekts – was nicht genug berücksichtigt wird.

Identitätsarbeit findet in komplexen, lebenslangen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen innerhalb von *sozioökologischen Feldern* statt. Man könnte durchaus auch von „so-

zioökologischen Systemen“ sprechen oder von „gesellschaftlichen Bühnen“¹, denn diese identitätsstiftenden Prozesse können mit Gewinn durchaus unter unterschiedlichen theoretischen Optiken (Jacob-Krieger/Petzold 2004; Gebhardt/Petzold 2005) und in verschiedenen „Sprachspielen“ (Wittgenstein) erfasst und analysiert werden. Die *sozialökologische Feldtheorie* und *Sozialisations-theorie* der Integrativen Therapie mit ihrem nicht-physikalistischen bzw. mathematisierten „kampanalen“ Feldbegriff, der die Lebendigkeit von biologischen, sozioökologischen Zusammenhängen betont“ (von lt. *campus*, dt. *Kamp* = bestelltes Feld; engl. *camp* = Feldlager) kann hier nicht ausführlich vorgestellt werden (vgl. Petzold, Ebert, Sieper 1999). Zwei kompakte Definitionen mögen genügen:

»Feld – wir sprechen auch von einem in sich in Mikro-, Meso-, Makrobereiche gestaffelten **Kontext-/Kontinuum** – ist aus sozioökologischer, sozioökonomischer und sozialkonstruktivistischer Perspektive ein von gesellschaftlichen *Gruppen/Gruppierungen* wahrgenommener, in ihren Interaktionen definierter, interpretierter, bewerteter, mit kollektiven Kognitionen, Emotionen und Handlungen erfüllter Raum (ein sozial, ökologisch, ökonomisch, physikalisch und metaphorisch und dabei immer temporalisiert aufzufassender „*Lebensraum*“). Gruppen, die sich wechselseitig beeinflussen, miteinander koalieren, wettstreiten oder kämpfen, konstituieren ihn im historischen Prozess (Berlin 1998). Dieser Raum stellt ein *dynamisches Ganzes* dar, dessen – zumeist unscharfe, gelegentlich scharfe – Grenzen und Macht- und Einflussphären als zentrale oder periphere *Sektoren* im Feld ko-respondierend ausgehandelt oder durch Kampf bestimmt wurden. Ein *Feld* mit den in ihm befindlichen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen ist damit als ein umgrenzter Lebens-, Aufgaben- und Sinnbereich innerhalb umliegender oder übergeordneter Felder im Gesamtkontext der Gesellschaft zu sehen, ein *kampanales Areal*, das durch unspezifische und spezifische, in multiplen Kausalbeziehungen stehende „*Feldkräfte*“ gekennzeichnet ist: *affordances und constraints* (vgl. Gibson 1979), ökonomisches, symbolisches, kulturelles **Kapital** (vgl. Bourdieu 1976, 1980, 1992), **Diskurse** und **Dispositive der Macht** (vgl. Foucault 1978 a,b), Netzwerkdynamiken mit ihren kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen (*social worlds*; vgl. Hass/Petzold 1999; Moscovici 1984) und ihren im kollektiven Gedächtnis aufgehobenen Vergangenheitsbelastungen, Gegenwartskrisen, Zukunftschancen. Feldbedingungen und Feldprozesse konstituieren in Form intentionaler und fungierender sozialisatorischer Interaktionen und Narrationen sowie durch Wirkungen von formellen und informellen Sozialisationsagenturen das Sozialisationsklima und prägen die Sozialisationsprozesse von Individuen und Gruppen als „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekten“ (Hurrelmann 1995, 69)« (Vgl. Petzold, Ebert, Sieper 1999).

- 1 *Feldtheorie* (Lewin) und *Systemtheorie* (Uktomsky, Anokhin, von Bertalanffy, Luhmann) sind strukturell verwandte Theorietypen (Metzger 1975), die vielfach „funktional äquivalent“ sind (Petzold 1998a). Es handelt sich um unterschiedliche „Sprachspiele“ (Wittgenstein), deren *communities* jeweils dem „Feldbegriff“ oder dem „Systembegriff“ den Vorzug geben. Die Beschreibung von „Feldverhältnissen“ – etwa wie Menschen miteinander in Organisationen, Arbeitskontexten, Klientensituationen umgehen, ihre Dynamiken und Interaktionen in einem konkreten Lebensraum mit seinen „Feldkräften“ – lässt sich mit feldtheoretischen Begriffen für eine bestimmte „Reichweite“ des Erfassens und der Erklärung gut bewerkstelligen. Konkreter, lebensnäher noch sind „dramatistische“ Sprachspiele (Burke, Goffman, Moreno), die mit Begriffen wie Rolle, Bühne, Szene, Skript, Spiel eine unmittelbare Anschaulichkeit ermöglichen. In der systemtheoretischen Formulierung wird eine weitaus größere Abstraktionsmöglichkeit erreicht und können Zusammenhänge mit einem hohen Grad von Verallgemeinerung dargestellt werden. Alle drei „Theoriesprachen“ können in multitheoretischen Arbeitsprojekten *differenziell* (Luhmann 1992) mit Nutzen eingesetzt werden, wie dies im Integrativen Ansatz immer wieder geschieht, etwa im Kontext von Supervision (Petzold 1998a; Ebert 2001) und teilweise auch in dieser Arbeit.

»Ein Feld wird external bestimmt durch die Attribution von spezifischen und unspezifischen Identitätsmerkmalen (von „harten“ oder „weichen“ Territorialgrenzen und Sektormarkierungen, von Werten und Normen, von Problemen, Ressourcen und Potenzialen, von Informationen und Diskursen) aus angrenzenden oder übergeordneten Feldern. Es wird weiterhin internal bestimmt durch Territorientzung, Segregations-, Hermetisierung-, aber auch durch Expansions- und Konkurrenzendenzen, durch fachliche Konzepte, Werte und Normen, durch *Probleme*, *Ressourcen* [u.a. Kapital] und *Potenziale* (PRP), durch

Informationen und Wissensstände, Diskurse und Kapitalströme, die im Feld und seinen zentralen und peripheren Sektoren selbst vorhanden und wirksam sind. Sie werden mit dem Ziel seiner *Stabilisierung* und seines *Wachstums* genutzt oder kommen fungierend zum Tragen (durch Kommunikations- und Aufgabenspezifität, Ressourcenvorrat, Produktangebot, Handel und Austausch nach innen und außen). Im Feld können *propulsive Untergrundkräfte* aus seiner Tiefenstruktur zum Tragen kommen, *laterale Kräfte* von seinen Rändern und *attraktoriale Kräfte* aus seinem Zukunftsraum wirksam werden (ibid.).

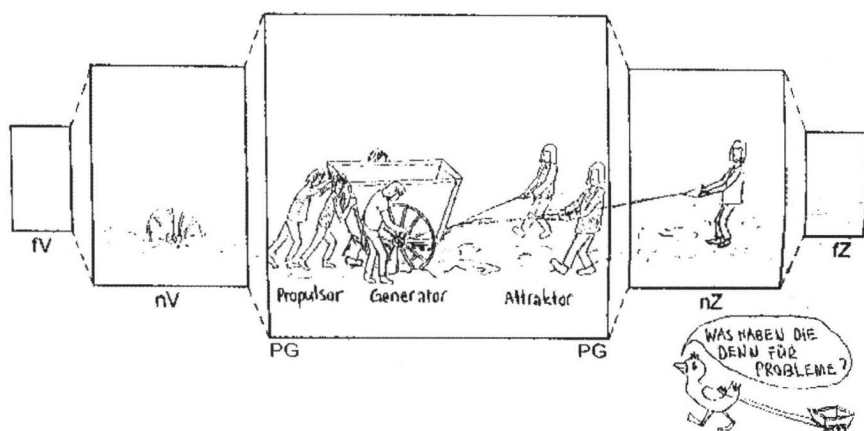


Abb. 1: Das Subjekt/die Person im „Konvoi“ auf der Lebensstrecke – Identitätsprozesse in Kontext/Kontinuum

Legende: Die Grundstruktur der Graphik stammt von Kurt Lewin (1963). Es handelt sich um den so genannten *Lebensraum*, der eine *Zeitperspektive* (Frank) einschließt und eine *Identitätsmatrix* darstellt. In diesem *Kontext/Kontinuum* steht das Subjekt/die Persönlichkeit, bildet sich ihre Identität. Der Lebensraum hat über die Zeitperspektive durch Gedächtnis/Erinnerung der Person und der Personen ihres „Konvois“ eine *ferne (fV)* und *nahe Vergangenheit (nV)*, im Zentrum die *psychologische Gegenwart (PG)*, weiters die *nahe (nZ)* und die *ferne Zukunft (fZ)*. Die *ferne Vergangenheit*, der Raum des Vergangenen, wird immer kleiner, genauso wie die *ferne Zukunft*. Die *nahe Zukunft* ist etwas größer. Die *psychologische Gegenwart* kann unterschiedlich lang sein, z.B. eine Woche oder ein Monat ... Hier nun kann sich ganz leicht ein Fehler einschleichen, wenn man nicht beachtet, dass es sich in dieser Darstellung um die *Zeitperspektive* eines erwachsenen Menschen handelt. Beim kleinen Kind haben wir gar keine „ferne Vergangenheit“, beim Hochbetagten keine „ferne Zukunft“. Je nachdem, in welchem Alter wir gerade stehen, aber auch, in welcher Situation wir uns gerade befinden – in Stress oder Muße – kann das Erleben dieser *Zeitperspektive* sehr unterschiedlich sein. Meistens indes ist die „psychologische Gegenwart“ das Zentrale. In ihr laufen *Identitätsprozesse* ab, findet unser *Identitätserleben* statt, allerdings immer mitbestimmt von *Memoriertem* und *Antizipiertem*. Wir, unser „Lebensgefährte“, ist in der Regel nicht allein auf der Strecke (ahd. *sin*, sinn), und haben wir eine gute *Orientierung* (ahd. *sin*, sinn), läuft alles glatt. Manchmal aber „stecken wir fest“, sind in ein „Sandloch“ gefahren, in *Lebensschwierigkeiten* geraten und müssen sehen, wie wir da wieder herauskommen. Wir brauchen dazu in der Regel unsere *Erfahrung*, die in *Erfahrenem* wurzelt oder in *Erfahrungen Anderer*, die uns übermittelt wurden, um in solchen Situationen *sinnvoll* handeln zu können. In unserer *Vergangenheit* gibt es manchmal Menschen und Ereignisse, die uns

voranbrachten, durch positive Identitätsattributionen nach vorne geschoben haben. Wir nennen solche Kräfte *Propulsoren*. Wenn wir viele gute Kräfte in unserer Vergangenheit haben, Freunde, Lehrer, Eltern, Geschwister, die uns Gutes zutrauten, zuschrieben, dann ist das eine starke, vorwärts treibende Kraft, ist Zuversicht in unserem Leben, das wir dann als *sinn-voll* erleben, was mit dem Erleben einer starken, prägnanten Identität verbunden ist. Es „stimmt“ alles, die Dinge passen zusammen, gehen ihren guten Gang (ahd. *sin*, sinn). – Nun fahren wir mit einem Wegeleit (mhd. *gesinde*) auf der Lebensstraße, und wenn unser „soziales Netzwerk“ ein guter „Konvoi“ ist, ressourcenreich und unterstützend (Petzold 1997p), haben wir in einer festgefahrenen Situation unserer Gegenwart auch Helfer, Menschen, die uns in die Speichen greifen, Kräfte generieren und uns wieder voranbringen. Wenn es solche Menschen gibt – wir nennen sie *Generatoren* – sind die Chancen auch ganz gut, aus diesem „Sandloch“ wieder herauszukommen. Es gibt aber noch weitere Kräfte: etwa unsere eigenen und gemeinsamen Pläne, Wünsche und Hoffnungen, die uns nach vorne ziehen, die Ziele, die uns winken oder die wir uns gesetzt haben (z.B. das Haus, das wir bauen wollen, die Kinder, die wir aufziehen wollen, die Karriere, die wir machen wollen). Derartige Kräfte nennen wir *Attraktoren*. Verheißungen und Versprechungen von persönlich bedeutsamen Menschen, erlebte, antizipierte Ereignisse können starke Motivationen sein, Zukunftspläne in Angriff zu nehmen, unsere Persönlichkeit, unsere Identität zu entwickeln. Wenn wir „gut ziehende“ Zukunftsziele haben, die eine „Attraktion“ haben, uns wichtig und wertvoll scheinen, die „Sinn machen“ (Petzold 2001i; Petzold/Orth 2004a), dann kommen wir auch vorwärts, können die Ziele realisieren, unsere Identität wächst, gewinnt an Prägnanz, Stabilität und zugleich an Flexibilitätspotenzial.

Die *Synergie* der vielfältigen externalen und internalen Einflüsse und Austauschprozesse, ihre differenzielle und integrierende Vernetzung in der *kollektiven Identitätsarbeit des Feldes* konstituieren im *Kontinuum* in fortwährenden Emergenzen „**Feldidentität im Prozess**“: durch Dekonstruktionen, Bricolage, Navigation, durch Diskurse, Narrationen, Reflexionen, Metareflexionen, durch Macht- und Wahrheitsspiele (Foucault 1998). Gelingende Feldprozesse –

überlegt und legitimiert gesteuerte und spontane, selbstorganisierende Prozesse – bestimmen in ihrer kokreativen Interaktion mit den Einwirkungen aus umliegenden und übergeordneten Feldern transversale, sich beständig überschreitende **Feldentwicklungen**“ (vgl. Petzold et al. 1994b, 321; Petzold et al. 1999; Petzold/Steffan 1999b). In diesen Prozessen geschieht Sozialisation und damit Ausbildung von *Identität*.

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen [Feldsektoren bzw. -arealen] in multiplen Kontexten entlang des *Zeitkontinuums* (Petzold/Bubolz 1976) aufgefasst. Es ist der – gelingende oder misslingende Prozess der Entstehung und Entwicklung des Leibsubjekts mit seiner Persönlichkeit [Selbst, Ich, Identität] in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, in sozialen Netzwerken und Konvois (Hass/Petzold 1999) über die *Lebensspanne* hin. In diesen Kontexten prägen und formen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse, die *Feldkräfte*, den Menschen unmittelbar und mittelbar in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen: durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung und Abwertung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, durch Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (J. Assmann 1999), durch Förderung oder Misshandlung. Dabei wird der Mensch als ‚produktiver Realitätsverarbeiter‘ (Hurrelmann 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt als ‚Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse‘ (vgl. Brandtstädter 1985, 1992): durch Meistern von ‚Entwicklungsaufgaben‘ (Havighurst 1948), durch Identitätsentwürfe, Ausbildung von ‚Identitätsstilen‘, Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen ‚multipler Reziprozität‘, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretieren und gestalten Menschen die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (Vygotskij 1978). Das geschieht in einer Weise, dass sich die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (Müller/Petzold 1999) beständig verändern. Das Subjekt entwickelt sie und sich selbst mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* und *Individuation* (d.h. Generierung von ‚social worlds‘, von kollektiven Kognitionen, Klima und Praxen einerseits und Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen andererseits). Das Ergebnis dieser Dialektik im Sozialisationsprozess ist eine je spezifische, in beständigen konnektivierenden und balancierenden Konstitutionsprozessen stehende **flexible, transversale Identität**. Mit ihr ist das in der Weltkomplexität navigierende Subjekt, ist seine sich beständig emanzipierende Persönlichkeit für eine wachsend globale, *transkulturelle* Gesellschaft, für ihre Makro-, Meso-, Mikrokontexte und deren Strukturen und Zukunftshorizonte in optimaler Weise ausgerüstet“ (Petzold et al. 1999; vgl. Petzold/Orth 1999, 202f).

Identität bildet sich demnach in multiplen Beziehungen, dem aktionalen und narrativen Wechselspiel (Petzold 1991o, 1992a, 900 ff) des Menschen als Person [= Selbst, Ich, Identität] in ihrer Umwelt, ihrem „Feld“ [feldtheoretisches Sprachspiel], sie formt sich in Interaktionen des Menschen als „personalem System“ mit umliegenden Systemen [systemtheoretisches Sprachspiel], die als ‚Identitätsmatrizen‘ verstanden werden. Welches Sprachspiel wir auch aufgreifen, es geht jeweils um Prozesse, in denen das Eigene im Kontakt mit dem Anderen durch das „Aushandeln von Grenzen“, im Erkenntwerden und Sich-selbst-Erkennen immer wieder herausgebildet wird. Dieser Prozess der *Identitätsarbeit* als persönliche und gemeinschaftliche Hermeneutik (idem 1988a, b) in intersubjektiven, sozialen und kulturellen Konstellationen macht deutlich, dass es um eine ‚Identität im Wandel‘ von sich verändernden Kontext- und Kontinuumsverhältnissen geht, um eine Identität, die *Strukturmomente* und *Prozessmomente*, Flexibilität und Stabilität emanzipatorisch verbindet und so dem Subjekt ermöglicht, im ‚Meer der Weltkomplexität‘ mit hinlänglicher Sicherheit zu navigieren, seinen Kurs zu bestimmen unter ko-kreativer Be- und Verarbeitung der durch den Kontext gegebenen *Probleme*, *Ressourcen* und *Potenziale* (idem 1997p).

Im Folgenden sei der Ansatz der „Integrativen Identitätstheorie“ in Kürze mit Referenz zu den vor- und nachstehenden Definitionen von Kultur, Feld, Sozialwelt, Sozialisation, Lifestyle Community dargestellt, denn es dürfte deutlich geworden sein:

Ohne Einbettung in die – differenziell zu betrachtende – soziale Realität, und ohne Bezug zu den kollektiven Dimensionen der Identität von *Personen*, die ihrerseits wieder zur Konstitution kollektiver Identitäten etwa von *Gruppe* und *Gesellschaft* (Ruano-Borbalan 1998) beitragen, wird „Identität“ nicht verstehbar, denn sie ist immer „Identität im Feld“, in Konvivialitätsräumen, in „Kontext und Kontinuum“.

Menschen sind seit den Anfängen der Humanisation und auf ihren „Wegen“ durch die Jahrtausende „sinnstiftende und kulturschaffende Wesen“ (Petzold 2003e; Petzold/Orth

2004a, 2005). In gemeinsamer „*Kulturarbeit*“ bringen Gruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften, Völker „*Kulturen*“ mit ihren „*Kulturgütern*“ hervor (Sagen, Volkslieder, Brauchtum, Überlieferungen, Monumente), die neben kulturellen Errungenschaften wie Sprache, Territorien, Verfassung etc. wichtige Momente seiner *Eigen-art* sind, durch die diese Gruppe „von außen“, durch andere Gruppen, Gemeinschaften, Völker „*identifiziert*“ wird. Durch diese „*Identifizierungen*“ von „außen“ und die damit verbundene Erfahrung eines *Anderen*, im Kontakt mit diesem Fremden oder auch Bekannten, kann *Eigenes* klarer erfahren werden und wird auch *Fremdes* als solches vertraut, denn „das Eigene wächst am Fremden“ (idem 1995f). Fremdes gewinnt dadurch die Chance, nicht zum Bedrohlichen zu werden, sondern zum Moment eines *reziproken bzw. doppelt reziproken Identitätsprozesses* (idem 1996j), in dem die Angehörigen unterschiedlicher Völker oder Gruppen sich jeweils nach „außen“ zum *angrenzenden* Nachbarn hin als *zugehörig/konvivial* erleben und nach „innen“ eine *Zugehörigkeit/Konvivialität* durch „*Identifikation*“ mit „ihrer“ Gemeinschaft aufbauen und erhalten können. *Identitätsprozesse* zwischen und in komplexen Gemeinschaften können deshalb nicht linear-kausal betrachtet werden, sondern sind als „*multiple Konnektivierungen*“ (Petzold 1998a) zu sehen. Für das Entstehen von „Kulturgütern“ muss demnach die Matrix einer Gemeinschaft mit ihrer Kultur im Kontext anderer Gemeinschaften mit ihren Kulturen als einer „*Hypermatrix*“ vorhanden sein. Diese faktisch gegebene „*Hypermatrix*“ begründet ein explizites und implizites Wissen um die „*eigene Kultur*“ und um eine „*Multikulturalität*“, die – sind gute und vielfältige Beziehungen, *Angrenzungen* vorhanden – durch solche Multilateralität „*interkulturelle Qualitäten*“ möglich machen. Diese wiederum bieten die Chance, bei gemeinsamen Projekten, intensiven Polylogen, Kooperationen und wechselseitiger Kenntnis, dass auch „*transkulturelle Qualitäten*“ emergieren können, in denen sich Kulturübergreifendes als ein über die Interkulturalität hinausgehendes „*Novum*“ artikuliert, z.B. ein gemeinsamer, übergreifender Konvivialitätsraum (z.B. die EU, idem 2003m). Von all diesen in und zwischen Kollektiven ablaufenden Prozessen wird

jedes Einzelmitglied der jeweiligen Gemeinschaft mehr oder weniger mitgeprägt und in seiner Identität bestimmt. Jede Persönlichkeit ist über ihre Identität *individueller Kulturträger* der *kollektiven Kultur*, der sie zugehört und die ihre Identität prägte (Bakhtin 1986). Sie wird durch etwaige interkulturelle Öffnungen ihrer kulturellen Matrix zu anderen Kulturen hin von diesen berührt und ggf. beeinflusst, ja geformt, wie bei mehrsprachig Aufgewachsenen bzw. Aufwachsenden deutlich wird (Petzold 1968c).

Das Kulturverständnis und der Kulturbegriff des „Integrativen Ansatzes“ seien wegen ihrer hohen Relevanz für das Verständnis von Identitätsprozessen kurz umrissen:

Lebendige Kulturen (im Unterschied zu vergangenem, historisch gewordenen) gründen in einem aktuellen *kulturellen Raum/ Feld* mit seinen Grundbeständen (Territorien, Landschaften, Sprache) und Dokumenten (Monumente, Archivalien, Literatur usw.) und begründen *diesen Raum/dieses Feld* zugleich durch *Emergenzphänomene*, welche aufgrund kulturschaffender Prozesse von sozialen Gemeinschaften und Gruppen, aber auch von Individuen zustande kommen. In diesen Prozessen *emergiert* Kultur als Qualität mit spezifischen Qualitätsmerkmalen aus der *Matrix* vielfältiger Konnektivierungen: von *kulturellen Mustern/ Schemata* als Mikrophänomenen, *kulturellen Stilen* und *kulturellen Strömungen* als Meso- und Makrophänomenen sowie durch die Verbindungen zu der *Hypermatrix* der umliegenden Kulturen. **Kultur** wird als solche innerhalb und außerhalb des Raumes/ Feldes wahrnehmbar. Dabei kann es territoriale (ländergebundene, z.B. die Schweizer Kultur) und transterritoriale (z.B. die deutsche Kultur weltweit) Kulturräume geben, Makro-, Meso- und Mikrokulturen (z.B. National-, Organisations-, Teamkulturen usw.). Kultur prägt die **Identität** der ihr zugehörigen Menschen, die damit zu „Kulturträgern“ werden und ggf. durch individuelle Ausformungen zu „ihrer“ Kultur beitragen (Petzold 1975h).

Dieser Kulturbegriff kann vielfältig verwendet und spezifiziert werden (vgl. Petzold 1998a, 312), abhängig davon, für welchen Kontext, welche Felddimension (Petzold et al. 1999) man ihn verwendet: z.B. für den Makrobereich der *Gesellschaft* oder den Mikrobereich einer *Per-*

sönlichkeit mit ihrer Identität, weil *Persönlichkeit* ohne die **Matrixkultur**, aus der sie hervorgegangen ist und zu der sie beiträgt, nicht hinlänglich erfasst und verstanden werden kann. Immer aber beinhaltet der Kulturbegriff ein synergetisches Moment. Er führt Elemente zusammen, konnektiviert sie zu einem Netz von Bezügen (*schwache Integration*) oder zu einem übergeordneten Ganzen (*starke Integration*, vgl. idem 2002b).

Eine Kultur ist ein Gesamt von archivierten und tradierten kollektiven Wissensständen, Kenntnissen, Erfahrungen, Techniken und ihrer aktuell vollzogenen Umsetzung in kollektiven bzw. kollektiv imprägnierten Kognitionen, übergreifenden emotionalen und volitiven Lagen und Lebenspraxen von Gruppen und Einzelpersonen. Sie verfügt über Prospektionen, kollektive Entwicklungstendenzen und Zukunftsprojekte, insgesamt also über eine gemeinsame Geschichte, Gegenwart und Zukunft (Petzold 1975h, vgl. 1998a, 244).

Mit diesen kulturalistischen Perspektiven wird auch klar, dass – weit über den *Lewin*-schen Feldansatz hinausgehend – Identität in dem in der individuellen Biographie wirksam werdende „kulturellen Raum“ mit seiner Geschichtlichkeit wurzelt. Jede persönliche Identität partizipiert damit an den über Enkulturations- und Sozialisationsprozessen vermittelten und „eingelebten“ (*H. Schmitz* 1990) Wissensständen, die in den Lern- und Bildungsprozessen der Jugendzeit aufgebaut werden und im lebenslangen Lernen über die eigene Kultur und ihre Hintergründe und Zusammenhänge beständig erweitert werden, so dass die „kulturelle Identität“ durch wachsende Teilhabe am „kulturellen Gedächtnis“ (*Assmann* 1988) und damit an den „Kulturgütern“ über das Leben hin prägnanter wird. *Das gesamte Kultur- und Lebenswissen gehört damit zur Identität eines Menschen* – ein Faktum, was gemeinhin in den Identitätstheorien nicht die verdiente Aufmerksamkeit findet. Indes, auch wenn die „Mentalität“, wie die *Annales*-Schule der Geschichtswissenschaften, die diesen Begriff besonders fokussiert hatte, herausstellte, dass er als Begriff auf definierbare Bevölkerungsgruppen und nicht auf einzelne Personen zu beziehen sei (*Duby* 1961), so partizipie-

ren die einzelnen Gruppenangehörigen an der „Mentalität“.

„**Mentalität** [lateinisch] die, Geisteshaltung; Einstellung des Denkens eines Einzelnen oder einer Gruppe von Menschen; bestimmt das Verhältnis zur Wirklichkeit und das individuelle oder kollektive Verhalten.“ Brockhaus Multimedial 2005

Der Begriff verbindet also Individuelles und Kollektives wie der Identitätsbegriff schlechthin, und kennzeichnet eine höchst bedeutsame Dimension, denn in der „Mentalität“ schlagen sich natürlich die gedanklichen und verhaltensmäßigen Beiträge der einzelnen Menschen – bedeutender wie *Sokrates*, *Seneca*, *Montaigne*, *Kant* zumal – oder von Menschengruppen nieder. Kämpfe zwischen Mentalitätengruppen – Protestanten und Katholiken wie in den Auseinandersetzungen zwischen den Hugenotten und der „Heiligen katholischen Liga“, zwischen den Anhängern von *Marx* und denen von *Bakunin*, die zum Zerschlagen der „Ersten Internationale“ führten (um zwei sehr unterschiedliche Beispiele zu nennen) – haben stets den Verlauf der Geschichte bestimmt. Dieses permanente Hin- und-her-Fließen der mentalen Ströme durchfiltern und prägen das individuelle und kollektive Leben der Kultur, denn es ist wohl wahr, „dass in jeder beliebigen Gesellschaft alles zusammenhängt und sich gegenseitig bestimmt: die politische und gesellschaftliche Struktur die Wirtschaft, die religiöse Überzeugung sowie die elementarsten und subtilsten Äußerungen der Mentalität“ (*Marc Bloch* 1974, 143; vgl. jetzt *Habermas* 2005). Auch wenn die Annalen-Schule inzwischen vom Mentalitätsbegriff abgerückt ist, ist eine „*mentalitätsgeschichtliche Hermeneutik*“ (*Dinzelbacher* 1993) durchaus ein Weg, die Perspektiven des Kollektiven und des Individuellen zu verschränken, wie sie in einer anthropologischen Betrachtung zusammenkommen (deren Ausfluss auch identitätstheoretische Reflexionen sind, vgl. z.B. *Hernegger* 1978, 1982, 1989). Ein solches Denken kennzeichnet die „*nouvelle histoire*“ und ihre Sicht einer historischen Anthropologie (*Süssmuth* 1984), die den Menschen als „geschichtsbildenden Faktor“ sieht

und ernst nimmt (*Dülmen* 2000). Er ist dabei immer auch „*Bildner seiner eigenen persönlichen Identität und Mitgestalter seiner kollektiven Identität in allen und durch alle Rollen, die er lebhaftig spielt und aufgrund aller sozial relevanten Aktivitäten, die er unternimmt*“ (*Petzold* 1979a, 8). *Le Goff*, der Protagonist der „*nouvelle histoire*“ sieht das offenbar auch: „Der Ansatz der ‚nouvelle histoire‘ zielt auf eine Geschichte des ganzen Menschen, auch seiner Körperlichkeit im sozialen Zeitablauf“ (*Le Goff* 1990, 43). Identitätstheoretische Überlegungen können deshalb von geschichtlichen Perspektiven, kulturgeschichtlichen Zusammenhängen nicht absehen, in sofern die Vorstellungen einer Zeit, ein „Zeitgeist als Sozialisationsklima“ mit seinen „übergreifenden Einflüssen auf die individuelle Biographie“ (*Petzold* 1989f) wirken. Identitätsvorstellungen sind deshalb immer mit „Vorstellungsgeschichte“ (*Goetz* 1979) verbunden zu sehen. „Die ‚Vorstellungsgeschichte‘ gestattet [...] sowohl individuelle, nämlich an den Anschauungen einzelner Autoren interessierte, wie strukturell-übergreifende, die Vorstellungen einer Epoche behandelnde Fragestellungen ...“ (idem 263). Einer persönlichen Identität nachzugehen – sei es als Klient in einer Therapie oder als Therapeut in der Arbeit mit einem Patienten oder einfach in der Selbstreflexion – bedarf deshalb immer der Reflexion der persönlichen Identitätsgeschichte auf kollektivem, geschichtlichem, zeitgeschichtlichem Hintergrund. Der moderne Historiker hat unter anthropologischer Sicht den „ganzen Menschen“ im Blick: „Zugänge werden möglich zu grundlegenden menschlichen Phänomenen wie beispielsweise: Umgang mit dem Körper, mit Alten, Kranken und Behinderten, mit Kindern und Jugendlichen, Andersdenkenden und Anderslebenden“ (*Süssmuth* 1984, 10). Der moderne Identitätsforscher und identitätsorientierte Therapeut sollte dem gemäß auch die Qualität der kulturellen, gegenwartsprägenden Kräfte und der kulturgeschichtlichen Wirkungen, Aus- und Nachwirkungen einer Zeit für die persönliche Identitätsgestaltung und die fremdbestimmten, identitätsformenden Zeiteinflüsse in den Blick nehmen, und – wo erforderlich – einem Klienten den Blick öffnen für diese Dimensionen, die doch über die „Men-

talität“², über „mentale Repräsentationen“ (Moscovici 2001; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) seine **persönliche Identität** (eben weil sie immer auch zugleich eine kollektive ist) maßgeblich bestimmen: den Blick für die **Kultur**, der er zugehört, die ihn prägt, und zu der er mit eigenen *Mentalisierungen* beiträgt.

Der *mens* entwickelte sich **auf dem Weg** des *homo migrans* durch die Zeit (Petzold 2005t). Durch diese *Erfahrungen* auf den Wegstrecken, welche die Menschen durchschritten hatten mit ihren erlebten *Geschehnissen*, konnte in Prozessen der *mental*en Auseinandersetzung, ihrer Verarbeitung aus einer „Überschau“ in der „Vorstellung“ die Qualität von individuellen „Lebenswegen“ als *persönlicher* „Lebensgeschichte“ und von *gemeinschaftlichen* Wanderzügen als *kollektiver* „Geschichtlichkeit“ **Kultur** und **Sinn** gewonnen werden, dadurch dass sich „kollektive mentale Repräsentationen“ (Moscovici 2001; Petzold 2003b) und „subjektive mentale Repräsentationen“ (ibid.) permanent in Prozessen der Kulturarbeit verschränken.

In **Kultur** verbinden sich eine Vielzahl kultureller Strömungen, *Stile*, *Muster/Schemata* zu einer *T e x t u r*, die für all diese Phänomene einen *K o n t e x t* bietet, eine Matrix der Vernetzung mit einem je spezifischen „Emergenzpotenzial“ (ibid., 236ff, 312), d.h. einer *Generativität* bzw. *Kokreativität* (ibid., 264, 272, 294, Iljine et al. 1990). Kulturgüter, z.B. Volkskunst, kulturelles Wissen, Technik können als *Emergenzien* dieser *Kokreativität* gesehen werden.

Sie haben auf der Mikroebene die Form von kulturellen Mustern bzw. Strukturen, die Identitätscharakteristiken von Personen prägen und ihr individuelles und Klein- und Großgruppenverhalten bestimmen. Hier kann auf das auf *Pierre Janet* zurückgehende Konzept des „Schemas“ zurückgegriffen werden. *Piaget*, der *Janet* als seinen Lehrer bezeichnete, hat es bekannt gemacht. Über *Graue* (1998) gewann es in der klinischen Psychologie Bedeutung. Der

Schema-Begriff kann als funktionelles Äquivalent für Begriffe wie *Muster*, *Struktur*, *Plan*, *Narrativ*, *Script* gesehen werden (Schanck/Abelson 1977; Petzold 1992a, 901ff).

»*Schemata* sind im Zeitkontinuum als *gleichförmig* oder *ähnlich identifizierbare Muster* des Verhaltens (Denkens, Fühlen, Handelns, Wollens, Kommunizierens) – auf der Mikroebene Verhalten von Individuen und Kleingruppen. *Schemata* können sich auf der Mesoebene und Makroebene zu komplexeren Formen zusammenschließen, etwa zu einem „*Stil*“ als *Synergem* von kulturellen Mustern oder gleichfalls auf einer Meso- oder Makroebene zu einer „*Strömung*“ als *Synergem* von Stilen. Formen der Kunst, Wissenschaft, Politik etc. können als *Strömungen* mit unterschiedlichen Stilen und spezifischen *Schemata*/Mustern im Rahmen einer Kultur betrachtet werden. Schemata, Stile, Strömungen machen das „Eigene“ einer **Kultur** prägnant und sensibilisieren damit für das Andere anderer Kulturen. Sie wirken in jeder Persönlichkeit und kommen in ihrer *Identität* und Verhaltensperformance zum Tragen«.

Dieses „sensibilisierte Wissen“ über relevante Schemata, Stile, Strömungen in Kulturen kann eine unterschiedliche Prägnanz und Qualität haben, je nachdem, ob man viel oder wenig über das Andere weiß, ob das Fremde als bedrohlich, feindlich gar oder als interessant und bereichernd erlebt wird. Je intensiver Kontakte zwischen Kulturen sind, es also zu *interkulturellen* Prozessen, zu wirklicher *Interkulturalität*, d.h. geteiltem, erlebtem, wertgeschätztem Wissen um die „Andersheit des Anderen“ kommt – wir übertragen diesen *Topos* von *Lévinas* (1983) auf Kollektive –, desto fruchtbarer und friedlicher kann Zusammenleben, als „*kultivierte Konvivialität*“ zwischen Menschen und Völkern werden. Die schon erwähnten *transkulturellen* Phänomene können umso besser eintreten, wenn „Eigenes“, eigene „Kulturgüter“ als Identitätsmerkmale *geteilt* werden, so dass in Begegnung und Auseinandersetzung

2 Der „Mentalitätsbegriff“ der Geschichtswissenschaft und der sozialpsychologische Begriff der „kollektiven sozialen Repräsentationen“ (Moscovici 2001) wären durchaus mit Gewinn anzunähern. „**Mentalität** kann verstanden werden als das **Gesamt** (Synergem) von Denkweisen, Vorstellungsinhalten, Empfindungen und Gefühlen, Willenstrebungen, Handlungsrouitinen und Alltagspraxen, die sich in einer unter soziologischer, ethnologischer und sozialpsychologischer Sicht abgrenzbaren sozialen Gruppe innerhalb eines umgrenzten historischen Rahmens finden. Dieses als **Mentalität** bezeichnete Synergem bestimmt das kollektive Verhalten dieser Gruppe und damit das Verhalten der ihr angehörenden Individuen“ (Petzold 2002b), prägt also ihre Identität.

der unterschiedlichen Kulturen, in „Ko-responsenden“ (Petzold 1993e), „Transqualitäten“ mit einem neuen „Kulturgefühl“ und „Kulturbewusstsein“ (idem 1998a, 41, 250) aus dem Hintergrund „vielfältiger Unterschiedlichkeit“ der Kulturen emergieren und sich „Transkulturalität“ konstituiert und konvivial realisiert (vgl. ibid., 314f), die die bestehenden Kulturen nicht nivelliert, sondern erhält – also Identität sichert.

Das schließt Konflikte und Konflikthafes nicht aus, ja erfordert Differenz, ja Dissens, ohne die es keinen Fortschritt gibt und keine Integrationsmöglichkeiten. – Das gilt für die individuelle wie für die kollektive Ebene, zwischen denen das Identitätskonzept vermittelt, in oszillierenden Prozessen eine Brückenfunktion hat.

Man kann die verschiedenen Identitätstheorien geradezu an der Art und Weise unterscheiden, wie sie das Verhältnis Individuum/Gesellschaft, Einzelner/Kollektiv akzentuieren und theoretisch aufbereiten. Die Identitätstheorie Meads etwa macht deutlich, dass es beim Identitätsthema durchaus um konflikt-hafte Fragestellungen geht: Was ist, wenn die „Identifizierungen“ – wie ich diese Fremdzuschreibungen aus dem „Außenfeld“ bezeichnet habe (Petzold/Mathias 1983) – nicht mit Identifikationen, d.h. mit Selbstattributionen im „Binnenraum“ belegt werden können (ibid.)?

„Meine Stimme ist weiß Gott nicht schön, und meine Lieder sind doch eher mäßig. Die Leute, die das gut finden, haben eben keine Maßstäbe!“

Eine solche innere reflektierende Einschätzung (appraisal) und emotionale Bewertung (valuation) setzt aber voraus, dass die sich so im Vergleich mit den Außenattributionen selbstbewertende Person Maßstäbe haben muss, die sie sicher nicht „gänzlich aus sich selbst“ entwickeln haben kann, sondern die sich in der Auseinandersetzung mit außenvermittelten Normen aus relevanten Kollektiven herausgebildet haben. Da in allen Gesellschaften „kollektive Bewertungsmaßstäbe“ für alle möglichen Formen gesellschaftlichen Lebens und für die individuellen Verhaltensweisen vorhanden sind, die dem Gemeinschaftsleben entfielen und es zugleich als seine „Kultur“ konstituieren, findet sich im Identitätsthema immer und unausweichlich die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Persönlichkeit und Sozialität, der „Unizität/Einzigartigkeit“ der

Person und ihrer „Plurizität/Vielfalt“ (idem 2002b). Wie ich hervorgehoben habe (idem 1991o), kann man sagen, dass das Identitätskonzept die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft markiert, der persönlichen und gemeinschaftlichen Kultur darstellt, wobei ersichtlich wird, dass die Identitätskonzeption nicht nur auf das „personale System“ begrenzt werden sollte, sondern dass auch von der „Identität sozialer Systeme“ gesprochen werden kann: von der Identität einer Gruppe, eines Betriebs, eines Volkes – von kultureller Identität.

So findet sich im Identitätskonzept, ganz allgemein gesprochen, das Problem „der Einen und der Anderen“: Das Wechselspiel der Identifizierungen und Identifikationen wird hier deutlich, das Spiel der selbstattributiven Definitionen von Identität und das der fremdattributiven – auf der globalen wie auf der individuellen Ebene.

Identität ist ein „Relationsbegriff“ (Haußer 1995, 3). Sie bestimmt sich in Relationen: des einen Individuums zum andern, des Individuums zur Gesellschaft, der einen Gruppe zur anderen, der Gruppe zur Gesellschaft, der einen Gesellschaft zur anderen Gesellschaft etc. Identität ist einerseits „eine innere, selbst konstruierte dynamische Organisation“ (Marcia 1980, 159) von verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften im Zeitkontinuum. Sie ist andererseits aber auch eine durch das Umfeld konstituierte dynamische Organisation von Zuschreibungen über die Zeit hin. Diese beiden Dimensionen sind miteinander verschränkt, wie schon Erikson in seiner Identitätsdefinition erkennen lässt.

Ich setze in meinem Identitätsansatz deutlich andere Akzente und hebe mit Referenz zu den Kozeptualisierungen von Mead, Goffman, Habermas die attributive Identitätskonstitution stärker hervor. Identität wird durch die Zuweisung von Eigenschaften, Fähigkeiten etc. von Seiten der Anderen und durch die Wahrnehmung, kognitive Einschätzung (appraisal) und emotionale Bewertung (valuation) dieser Zuweisungen wesentlich mit konstituiert. Da Identitätsbildung über die Zeit hin in soziokulturellen Kontexten erfolgt, muss Identität immer als Entwicklungs- und Sozialisations-, ja Enkulturationsprozess gesehen werden, der dynamisch verläuft, nämlich von den fungierenden und selbstbestimmten inneren Entwicklungen der Persönlichkeit in der Verschränkung mit den

sie beeinflussenden und bestimmenden Außeneinflüssen. Dieser Prozess kann nicht in einem strikten Phasenmodell erfolgen, wie dies Erikson konzipierte. Vielmehr wird in einer Ausrichtung am „*lifespan developmental approach*“ (Baltes et al. 1980; Petzold 1979k, 1999b) eine beständige Identitätsentwicklung und -veränderung über die Lebensspanne hin angenommen. Damit wird das Moment der „Gleichheit“ bzw. „Selbigkeit“ in der Dauer von Eriksons Definition eingeschränkt. Die Erträge der philosophischen Reflexionen von Ricœur (1990) zum Thema *Selbigkeit* und *Selbstheit* (vgl. 1.3, 1.3.1) müssen hier genutzt werden. Entwicklung bringt Veränderung in die Selbigkeit, und notfalls kann eine „hinlängliche Selbigkeit“ angenommen werden, die überdies noch ein starkes Moment der *Fremdbestimmtheit* offen lässt.

Man kommt mit diesen Fremdeinflüssen in die Nähe von Goffmans „Stigmatheorie“ der Zuweisung negativer Identitätsattributionen. Goffman unterscheidet in seinem Identitätskonzept „soziale Identität, persönliche und Ich-Identität“, wobei die *soziale Identität* das Moment der Typisierung und Klassifizierung eines Menschen durch Andere umfasst (Goffman 1974, 9), die *persönliche Identität*, die Bestände seiner einzigartigen biographischen Merkmale und Kennzeichen umschließt und die *Ich-Identität*, die zuallererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit ist, notwendigerweise von dem Individuum empfunden werden muss, dessen Identität zur Diskussion steht. Dem *Ich* kommt damit eine besondere Bedeutung zu, weil es offensichtlich das „Eigene und das Fremde“ in den Identitätsprozessen reguliert. Moderne Identitätstheorien wie die von Krappmann (1978) oder Petzold (1984i) haben dieses dynamische Moment besonders ausgearbeitet und die *balancierende Tätigkeit des Ich* im Identitätsprozess näher untersucht, durch die u.a. *Interaktionskompetenzen/-performanzen* wie z.B. Rollendistanz, Empathie, Ambiguitätstoleranz in Identitätsdarstellungen im Alltag (nach Goffman 1969) entwickelt werden (Krappmann 1978, 132ff; Petzold/Mathias 1983). Für den Bereich von Psychotherapie oder kreativer Therapieformen haben sie eine große Bedeutung, denn dort wird *Identitätsarbeit* geleistet (Petzold 1991o), in der ein Mensch sich selbst und seine Identität oder Bereiche von ihr „zum Projekt

macht“, begleitet und unterstützt vom Therapeuten und (bei Gruppenbehandlungen) der Therapiegruppe: „*Ich mache mich selbst zum Projekt, mache mein dünnes soziales Netzwerk zum Projekt. Es soll reicher werden. Ich mache meine Unsicherheit zum Projekt, nein, meine Sicherheit!*“

Hier geschieht „*empowerment*“, wird der Patient Mitarbeiter, Partner, Projektleiter (Petzold/Orth 1999). Er findet und entwickelt seinen eigenen „Identitätsstil“, Stile seiner eigenen Existenz (Foucault 1998; Petzold et al. 1999). Eine aktive, improvisatorische Musiktherapie, Tanztherapie, Kunsttherapie, die eigene Existenzstile unterstützt (Müller/Petzold 1999; Petzold/Orth 1990; Petzold 1988n; grundlegend Nitsch-Berg, Kühn 1971) kann dabei eine gute Hilfe, Unterstützung und Förderung sein.

Für die Fragestellung der Psychotherapie wird es darum gehen, ein Modell zur Verfügung zu haben, das sowohl für die Dimension *persönlicher* Identitätsprozesse von Individuen dienlich ist als auch Identitätsprozesse auf gruppaler oder *kollektiver* Ebene erklärbar macht und dabei noch für klinische Zusammenhänge Perspektiven und Interventionsmöglichkeiten eröffnet. Das „Integrative Identitätsmodell“ (Petzold 1975h, 1984i; Petzold/Mathias 1983) kann einen geeigneten Referenzrahmen bieten. Es verbindet Perspektiven verschiedener identitätstheoretischer Ansätze (van Wijnen/Petzold 2003) in einer originellen Weise, entwickelt darüber hinaus Interpretationsraster für Identitätsphänomene von Einzelpersonen und Gruppen und bietet mit den Konzepten „*Identitätsarbeit*“ und „*Identitätsprojekte*“ eine Praxis identitätstherapeutischer Behandlung (Petzold 1993p; 1998h; 2000h).

Gemeinsame *Identitätsarbeit* im makro-, meso- und mikrokulturellen Rahmen, in ‚sozialen Netzwerken‘ mit ihren ‚social worlds‘ (Hass/Petzold 1999; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004), Kreation von ‚Identitätsstilen‘ und Kokreation von ‚life styles‘ und ‚cultural styles‘, an denen man partizipieren und zu denen man beitragen kann, das alles macht den Menschen zum emanzipierten und produktiven Gestalter bzw. Mitgestalter seiner Identität, seiner Gesellschaft, seiner Kultur (vgl. Petzold 1994d, Petzold/Sieper 1998).

4. Das Integrative Identitätskonzept – Identitätsarbeit, Identitätsstile

Der aufgezeigte und sehr verdichtet umrissene feld-, sozialisations- und kulturtheoretische Rahmen hat, so hoffe ich, deutlich gemacht, dass das Konzept der „**Identität**“ ohne Anschluss an Vorstellungen und Konzepte zu Gesellschafts- und Kulturtheorie nicht auskommt, dass also der Polylog mit den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften unverzichtbar ist, um Identität als Ausdruck einer **Kultur** auf der Mikroebene eines Subjektes, das an dieser Kultur als Makroebene partizipiert und sie repräsentiert, zu verstehen.

„**Identität** kann definiert werden als das Ergebnis der Syntheseleistung des Ichs in der Verarbeitung von **reziproken Identifizierungen** aus vielfältigen sozialen bzw. kulturellen Kontexten (*Fremdattributionen*, *Fremdbilder*), ihrer emotionalen **Bewertung** (*valuation*, limbisch), kognitiven Einschätzung (*appraisal*, präfrontal) aufgrund soziokultureller Normen und ihrer Verbindung mit **Identifikationen** (*Selbstattributionen*, *Selbstbilder*) in einem permanenten, transversalen Prozess der „**Identitätsarbeit**“, der eine hinlängliche *Konsistenz* des Identitätserlebens und zugleich eine *Flexibilität* von Identitätsstilen über die Zeit hin gewährleistet sowie eine variable, vielfacettige Identitätspräsentation im sozialen bzw. kulturellen Kontext/Kontinuum ermöglicht“ (Petzold 1994d)

Im Modell und Konzept „**Integrativer Identität**“ ist bei seiner theoretischen Elaboration von Anfang an aufgrund der grundsätzlich *prozessualen* Konzeptualisierung der Begriff der „**Identitätsarbeit**“ 1975 von mir eingeführt worden: „Die Herausbildung von Identität ist ein kreatives, entwicklungsdynamisches Geschehen, ein Prozess *kokreativer Identitätsarbeit*, den ein Kind und sein relevantes familiales und soziales Netzwerk seit Kleinkindtagen leistet, wobei die Eltern und Bezugspersonen zur Identität des Kindes beitragen, dieses aber auch zur Identität der Eltern beiträgt“ (Petzold 1975h).

„**Identitätsarbeit** ist die Arbeit, die der Mensch/das Subjekt, d.h. sein **Selbst** durch sein **Ich** für die Konstituierung **personalen Identität** im Rahmen des Aufbaus und des Erhalts einer Persönlichkeit über die Lebenszeit hin in Prozessen ‚reziproker Identifizierung‘, der Vermittlung von persönlichen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Ansprüchen bzw. Rahmenbedingungen in Prozessen der *Differenzierung*, *Integration* und *Kreation* permanent zu leisten hat, denn **Identitätsarbeit** ist der sich vollziehende, fungierende und intentionale Identitätsprozess, ein höchst kreatives/kokreatives Geschehen, in dem das ‚Kunstwerk der Person‘ entsteht und entwickelt wird: auf der Grundlage genetischer Dispositionen (1), Umwelteinflüsse (2) und persönlicher Initiative (3)“ (idem 1988t).

In einem solchen integrativen Konzept von „**Identität**“ und „**Identitätsarbeit**“ ist man durch die Fokussierung auf die Schnittstelle zwischen *Individuum* und *Gesellschaft*, durch die Auseinandersetzung mit den Verschränkungen von individuellen und kollektiven Dynamiken darauf verwiesen, individuelle *Reifung* (gesehen mit den Augen des Entwicklungsbiologen/-genetikers), persönliche *Entwicklung* (gesehen mit den Augen des Entwicklungspsychologen), *Sozialisation* (betrachtet mit den Augen des Sozialpsychologen und Soziologen) und *Enkulturation* (beobachtet mit den Augen des Ethnologen und Kulturwissenschaftlers) zusammenzudenken. Es werden mehrperspektivische Sichtweisen und synoptische Leistungen erforderlich, wie sie auch für ein integrativ ausgelegtes Verständnis von Therapie, eine „Integrative Therapie“ (Petzold 2003a), unverzichtbar sind. Die Identitätsprozesse des Individuums und die Identitätsprozesse sozialer und kultureller Gruppen und Gemeinschaften sind deshalb auf der Mikro-, Meso- und Makroebene verwoben. In unserer Theorie kommt das sowohl in der Konnektivierung der Konzepte von *Person* als dynamisches System von „Selbst, Ich und Identität“, von *sozialem Netz/Konvoi* als Gruppe konnektierter Personen, von *sozialer Welt* als von einer Gruppe geteilte „kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen“ und von *Kultur* als übergreifendes System „kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen“ zum Ausdruck wie auch in der Verbindung der Konzepte *Identitätsstile*, *life*

styles, kulturelle Stile. Die Konzepte seien kurz definiert:

„**Identitätsstile** entstehen in der **Identitätsarbeit** des Ich in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der **Selbst- und Identitätskonstitution**, die bestimmte **Selbstbilder, Identitätsfacetten** (idem 1992a, 531) prägnant werden lassen („So will ich sein, das will ich leben!“), die bestimmte **Bewertungen** (*appraisals, valuations*; vgl. ibid., 532) der **Identitätsperformanz** akzentuieren („So finde ich mich gut, so findet man mich gut!“). Sie führen auf diese Weise zu habitualisierten bzw. ritualisierten Formen der **Selbst- und Identitätspräsentation** (Goffman 1959) („Ich will, dass Andere mich so sehen, deshalb stelle ich mich so dar!“). Diese **Präsentationen** von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer „cultural and social worlds“ und besonderer „*life style communities*“ statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen; vgl. Petzold 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische „*life styles*“ praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnanten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von **Identitätsstilen** und sind mit verschiedenen „*social words*“ und „*life style communities*“ verbunden“ (Petzold 1994d).

Unsere Konzeption des **Identitätsstils**, sichtbar in der **Identitätsperformanz** bzw. **Identitätspräsentation** in sozialen Mikro- und Mesowelten, schließt Foucaults (1998) Konzept des „Existenzstils“ ein. Sie ist „soziologischer“ als die von Berzonsky (1993), indem der Bezug zum kulturellen Rahmen, spezifischen Kulturen und „**kulturellen Stilen**“ (vgl. unsere Definition von Kultur) als Makro- und Mesophänomen und zu spezifischen „*life styles*“ als Meso- und Mikrophänomen hergestellt wird, weil wir individuelle Schicksale unabdingbar in soziale Zusammenhänge eingebettet sehen. Wir schließen hier an das kultursoziologische Konzept des „Lebensstils“ von Georg Simmel an (1.3. 1858 – 26.9. 1918 mit seinem für die Psychotherapie durchaus relevanten Werk), unter dem er die typische Art der Alltagsgestaltung von Personen und sozialen Gruppen verstand aufgrund ihrer mehr oder weniger stabilen Einstellungen und den mit ihnen verbundenen, typischerwei-

se auftretenden Verhaltensweisen, womit der „Lebensstil“ zugleich zu einem Mittel der Selbstdarstellung, der Identitätspräsentation des Individuums und der Demonstration seiner Zugehörigkeit/Nichtzugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe wird. Eine solche Sicht gewinnt natürlich auch für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit, die Auffassung von Therapie und Persönlichkeitsentwicklung kardinale Bedeutung. In den Kontext eines transversalen, modernen Theorienetzwerks gestellt definiere ich:

„**Life styles** sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch „*life style marker*“, d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internet-Use etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder etc. Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und *Angrenzungen*, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style* markern versorgt, dass die Personen in die jeweilige „*life style community*“ aufgenommen werden und aus der damit entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese *Stärkung* ist effektiv, so lange es nicht zu einer Fixierung auf *einen* eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen „*life style communities*“ möglich bleibt oder gar gefördert wird. Multiversale Partizipation an verschiedenen *life styles*, die eine hohe Life-Style-Flexibilität (Life-Style-Hip-Hopping) bei hinlänglicher Stabilität im Bezug zu einigen „*life style mainstreamings*“ gewährleistet, also ein extremes, inflationäres „*life style hopping*“ mit der Gefahr der Identitätsdiffusion für den Einzelnen kontrollierbar hält, ist als Gesundheitskriterium zu werten“ (Petzold 1994d).

„Auf der individuellen Ebene sind „*life styles*“ komplexe, neuronal gebahnte Muster mit ihren kognitiven, emotionalen und volitionalen Korrelaten, bestimmt durch neuronale Netzwerke mit ihren Bereitschaftspotentialen, die die Prozesse „**dynamischer Regulation**“ des Subjektes für die Ausführung von funktionalen/dysfunktionalen Handlungen in persönlichen Lebensvollzügen steuern. Sie werden durch die soziökologischen Kontexte bestärkt. Die Veränderung solcher Muster/*life styles* erfordert deshalb einerseits Veränderungen dieser Kontexte

und andererseits und damit verbunden die Veränderung der neuronalen Bahnungen durch Maßnahmen zur *Hemmung* [vgl. jetzt Grawe 2004] ihrer performativen Inszenierung und zur Implementierung/Bahnung neuer funktionaler Muster. Da im ‚*life style*‘ also interne und externe Faktoren verschränkt sind, müssen zielführende Interventionen auf beiden Ebenen ansetzen“ (Petzold 1994d, weiteres 2001p, Petzold, Orth, Sieper 2006; Müller, Petzold 1999).

„**Life styles**“ als Möglichkeiten frei gewählter und selbstbestimmter Lebensformen für die Mehrzahl der Bürger moderner demokratischer Prosperitätsstaaten sind ein Phänomen der Moderne, das von makrogesellschaftlichen Strömungen bis in die subkulturellen Mikroareale reicht (der *Link* zur im New Yorker Stadtteil Bronx entstandenen afroamerikanischen Straßenkultur, verbunden mit eigenen mikrokulturelle Identitäten, die z.B. bei Treffplätzen, in Graffiti an Mauern und Hauswänden in bildhafter Symbolik öffentlich sichtbar gemacht wurden, muss heute weitgreifend generalisiert werden). Wir finden hier einen Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilitätsschancen und -zwänge (Beck 1986; Sennett 1996) sowie Gefahren zersplitternder, diffuser Identitäten, Patchworks, bei denen die Kette das Gewebe nicht mehr zusammenhalten kann. Der englisch-/amerikanische Term „*Life Style/life style*“ wird beibehalten, um einerseits den globalisierten Kontext, der noch nicht der Hintergrund des *Simmel*-Konzeptes sein konnte, zu kennzeichnen und für den Bereich der Psychotherapie der Verwechslungen mit dem durchaus fruchtbaren und wesentlichen Konzept, das *Alfred Adler* (1928, 4; 1930, 84ff) in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre einführte, vorzubeugen: dem des „*Lebensstils*“ mit seinem *primären*, subjektiv persönlichen Bezugssystem und seinem *sekundären*, allgemein sozialen Bezugssystem (Titze 1985, 31ff). In diesem Konzept, das letztlich für eine sozial verankerte Persönlichkeit steht, sind viele moderne Entwicklungen sozialisationstheoretisch begründeter Konzeptualisierung in der Psychotherapie vorweggenommen, ohne dass die komplexen Qualitäten, wie sie für den Kontext einer transversalen Moderne erforderlich sind, abgedeckt werden. Eine konzeptuelle Modernisierung ist demnach erforderlich geworden.

„*Life style*“ als modernes Phänomen fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen und von einer produktions- und konsumbestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Im „*life style*“ können *Selbstverwirklichung*, wirtschaftlicher Gewinn (oft mit „Sicherheit“ gleichgesetzt) und *Selbstkonsum* konvergieren. Deshalb ist der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (*self-enlargement*, *-enrichment*, *-empowerment*) sowie seiner destruktiven (*self-curtailement*, *-impoverishment*, *selfdestruction*) und ihrer Berücksichtigung in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller/Petzold 1998). In Werbung und Produktion haben *Life-Style-Analysen* – anders als im therapeutischen Feld – große Aufmerksamkeit gefunden (Kramer 1991; Hölscher 1998), ja selbst die Kirche hat sich mit dem *life style* ihrer jugendlichen „Kunden“ befasst (Dauth 1991; Engler et al. 1996). Im *Life-Style-Konzept* kommen moderne Fragen etwa zur Genderperspektive, Lebensstile und -formen von Männern und Frauen zur Sprache (Feller 1996; Stoll 1995; Schmeisser-Rieder et al. 1998), damit verbunden Fragen der Mode, des „*stylings*“ (Sedlmaier et al. 1999; Kuß/Sedlmaier 1999). Gesundheit, Sport, Sex, Ernährung, Lebensführung, Computerwelt, Cyberspace sind weitere zentrale *Life-Style-Themen* (Finke 1999; Rossmeier 1999; Naul et al. 1998; Mittag 1993; Porst 1998; Wimmer-Puchinger 1993; Schwinger/Scheib 1998). Über den *Life-Style* erscheint das Leben steuerbar, glaubt der moderne Mensch das Leben „*designen*“ zu können (Kurz 1999), kann er sich durch ein optimales „*Selbstmanagement*“ selbst führen (Howald/Gottwald 1996) – zum Erfolg versteht sich, in der „großen Freiheit“, die das neue Millennium verspricht: „The Roaring 2000s. Building the wealth and lifestyle you desire in the greatest boom in history“ (Dent 1998). Die vielfältigen *Life-Style-Communities* entwickeln eine beständig expandierende Geschäftigkeit. Fortwährend entstehen aus ihnen neue Gruppierungen, *emergieren* neue *life styles* aus den vielfältigen Vernetzungen oder werden von *Life-Style-Designern* aufgrund von Marktanalysen

entworfen, denn es ist inzwischen eine gewaltige „*life style industry*“ entstanden und herkömmliche Branchen haben das Life-Style-Paradigma übernommen. Es wäre aber falsch, hier ein bloßes *Marktphänomen* zu sehen. Es handelt sich vielmehr um *Kulturphänomene* einer Megakultur (die der modernen, globalen Hochtechnologiegesellschaft), in der „Märkte“ in zahlreiche, ja vielleicht die meisten Kulturbereiche eingedrungen sind. Man braucht nur in den Zeitschriftenmarkt eines großen Bahnhofs zu gehen, um die ungeheure Vielfalt der Life-Style-Magazine zu sehen. Manche Life-Style-Communities verfügen über mehrere Zeitschriften, viele sind internationalisiert und bilden kulturübergreifende Strömungen und Trends. Diese Aspekte der Life-Style-Phänomene stimmen PsychotherapeutInnen – sie sind oft konservativ und gegenüber modernen *life styles* eher reserviert ausgerichtet – häufig skeptisch, aber gerade deshalb verdienen sie Beachtung.

Die neuen Lebensformen, herausgefordert durch die Veränderungen in der Lebens- und Arbeitswelt, durch das Internet, die virtuellen Unternehmen und Arbeitsplätze (Turkle 1998; Hörnig et al. 1998) können nicht nur Arbeitsfeld und Interessensphäre von Marktforschern und Sozialwissenschaftlern bleiben (Schwenk 1995; Werner 1998; Ellmer 1995; Driesenberg 1995), dafür sind Lebensstile und -formen für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral. Das war zu allen Zeiten so, betrachtet man dieses Konzept unter evolutionstheoretischer

Perspektive (Ullrich 1998) und, wie im vorliegenden Kontext, unter sozialisationstheoretischer und identitätstheoretischer Optik.

Das muss für die klinische Praxis Konsequenzen haben, besonders für eine, die sich als „*identitätstherapeutische*“ versteht, weil sie den Menschen mit seinem sozialen Netzwerk, seinem „Weggeleit“ (*convoy*) betrachtet und zu behandeln versucht (Hass/Petzold 1999; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004). Life-style-Phänomene finden sich in allen *Identitätsbereichen* (im Integrativen Ansatz sprechen wir von „*Identitätssäulen*“; vgl. Petzold/Orth 1994) und müssen dort als Einflussgrößen für die „*Identitätsarbeit*“ des Ichs beobachtet werden.

Hier wird wiederum die Verbindung zur Entwicklungspsychologie deutlich – einer „*life span developmental psychology*“, die von der Entwicklungspsychologie des Kindes bis zu der des Erwachsenenlebens“ (Faltermeyer et al. 2001) und des Seniums für die Psychotherapie Relevanz hat (Petzold 2004a; Saup 1999; Müller/Petzold 2002, Petzold/Müller 2002). Das soll für die klinischen und interventiven Umsetzungen dieses Identitätskonzeptes nochmals verdeutlicht werden.

5. Feinstrukturen im Integrativen Modell der Identität – Identitätsarbeit/Identitätsprozess und die „Fünf Säulen der Identität“

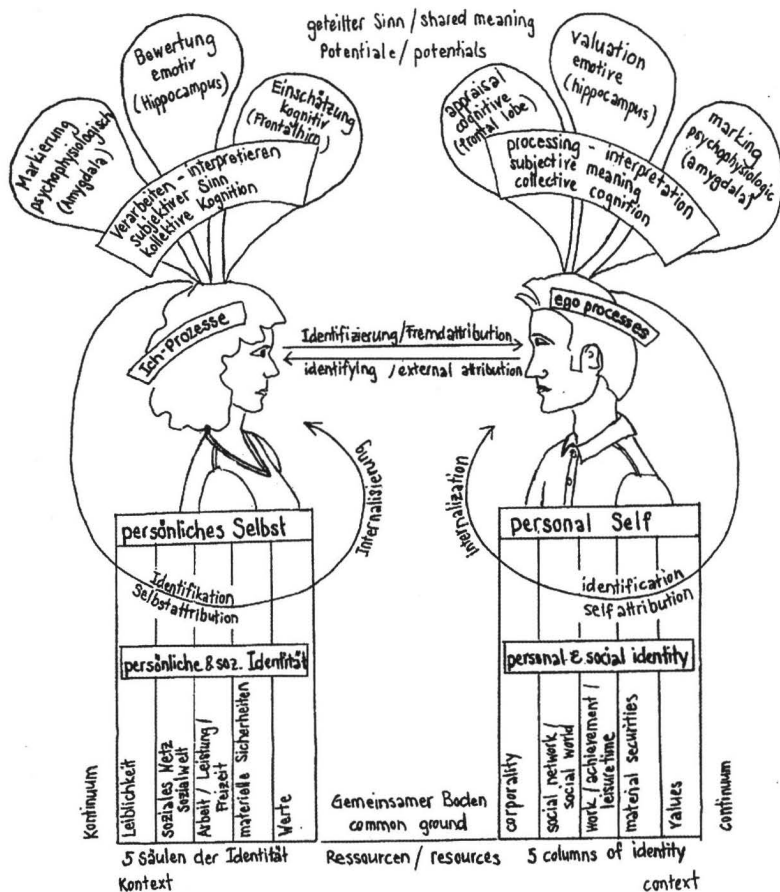


Abb. 2: Das Subjekt als „Personales System: Selbst, Ich und Identität in KONTEXT/KONTINUUM – Polylogische, intersubjektive Ko-respondenz und Identitätsarbeit (aus Petzold 1998a, 371).

Legende: Die Abbildung stellt in kompakter Form die Integrative Identitätstheorie und den Identitätsprozess dar, wie sie als ein Kernkonzept für die Integrative Therapie charakteristisch sind, die durchaus als eine „identitätsorientierte Therapie“ bezeichnet werden kann. Ihr in der Graphik zusammengefasstes Modell kommt sowohl in diagnostischer als auch in therapeutischer Hinsicht in allen Therapieprozessen zum Tragen.

5.1 Entwicklung des Leibselbst als Grundlage von Identität – Subjektkonstitution durch verkörpernde Sozialisation

Jede *Persönlichkeitstheorie* hat, wie schon ausgeführt wurde, implizite bzw. explizite anthropologische Vorannahmen. Die der Integrativen Therapie Petzold (2002a) stellen die Qualität des

menschlichen Subjektes als Mitsubjekt, hervorgegangen aus einer *Zwischenleiblichkeit* und einer übergeordneten *sozialen Kollektivität*, in das Zentrum ihrer Betrachtungen, die in verschiedenen „anthropologischen Formeln“ (idem 2003e) Niederschlag fanden (siehe oben 2). An dieser Stelle sei folgende beigezogen, um für diesen Kontext den anthropologischen Boden der integrativen Persönlichkeitstheorie anzudeuten:

„Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum, Wir, Du, Ich in Lebensgegenwart und Lebensgeschichte“ (Petzold 1971, 2, 2003a, 805).

Diese Formel – in beiden Reihungen lesbar – gründet einerseits in der philosophischen Konzeption eines „synontischen Seins“ (M. Merleau-Ponty) mit vielfältige Wechselbeziehung von Seinsmanifestationen auf einer sehr grundsätzlichen (*primordialen*) Ebene – der Ebene der *Synousie* –, andererseits in einer „intersubjektivistischen Philosophie“, wie sie Beziehungsphilosophen wie G. Marcel, E. Levinas, M. Buber, M. M. Bakhtin mit jeweils unterschiedlichen Akzentuierungen entwickelt hatten. Weiter ausgreifend formulierte ich:

„Du, Ich, Wir in Kontext/Kontinuum, in dieser Konstellation gründet das Wesen des Menschen, denn er ist vielfältig verflochtene Intersubjektivität, aus der heraus er sich in Ko-responsenzen und Polylogen findet und Leben gestaltet – gemeinschaftlich für dich, für sich, für die Anderen. Menschen entspringen einer polylogischen Matrix und begründen sie zugleich im globalen Rahmen dieser Welt“ (Petzold 1988t, vgl. 2000e).

Mit Levinas (1983) wird hier die hegemoniale Position des „Ich“ aufgehoben und das „Du“ betont, denn „der Andere ist immer vor mir“ – aus entwicklungspsychobiologischer Sicht ohnehin – und beides wurzelt im Boden der Kollektivität eines „WIR“. Die „zwingende“ Konjunktion „und“ (Ich und Du) wird durch einen „Beistrich“ ersetzt, der die Möglichkeiten der *Angrenzungen* und *Abgrenzungen* aufzeigt, in denen sich subjektive Souveränität „als ausgehandelte“ konstituiert und damit auch „persönliche Identität“ in der Ko-respondenz von Konsens-Dissens-Prozessen *ausgehandelt* werden kann (Petzold 1978c). Die Integrative Therapie Petzolds (2003a) sieht die *Identitätstheorie* als Bereich der Persönlichkeitstheorie, die ihren Ausgangspunkt beim Konzept eines „archaischen Leibselbst“ nimmt, der biologisch-organismischen Grundlage des Menschen, eines *Organismus*³ – und hier unterscheidet sie sich etwa von der Gestalttherapie, die einseitig die Selbstregulationsprozesse fokussiert –, der als lernfähiger Leib (Sieper/Petzold 2002) dafür ausgestattet ist, die Welt und die Sozialität in Prozessen ökologischer und kultureller Sozialisation aufzunehmen und zu „verkörpern“.

- 3 »Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozess**. Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist *Organismus und Subjekt zugleich*, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (Edelman), Überlebensfähigkeit gewonnen hat, und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozessen**. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „*exzentrischen Reflexivität* und *Repräsentation seiner selbst*“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „*Metarepräsentationen seiner selbst*“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z.B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewusst geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewusst wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genauso wenig wie Kultur ihrer Basis, der Natur, zu entkommen vermag. Ein Mensch ist der Prozess einer **produktiven Subjekt-Welt-Bewusstseins-Verschrankung in actu**, in der dieser Prozess selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewußtseins und damit von **Subjektivität** vollzieht. In diesem Prozess kommt sich *dieser selbst* in der und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewusstsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer **Hyperexzentrizität** zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter *zugleich* bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „*strukturelles punctum caecum*“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potenziell der gesamten Menschheit – gemindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet.« (Petzold 2002b).

Hier werden die Lernprozesse fokussiert in denen u.a. **(Selbst-)regulationskompetenz** erlernt und bekräftigt wird. **Regulationskompetenz** ist ein zentrales Konzept der Integrativen Therapie (Petzold, Orth, Sieper 2005), mit dem weniger auf das Lernen fixierter Muster, starrer Schemata, fester Inhalte mit „Ewigkeitsgeltung“ zentriert wird als auf Prozesse des „*Lernens, wie man lernt*“. In diesen Lernprozessen, zu denen Regulationsprozesse als Lernerfahrungen in ganz zentraler Weise zählen, wird der Mensch zum sozialisierten und enkulturierten „Leibsubjekt“, in dem die biologisch-organismische *Natur* von *Kultur* bzw. *Sozialität* durchdrungen ist und sich in permanenten Transgressionen verändert, in fortlaufenden Sozialisationsprozessen weiterentwickeln und überschreiten kann.

»Ein solches von **verkörpernden Sozialisationsprozessen** geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr bloßer „biologischer Organismus“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert, ist **Leibsubjekt** geworden, verleblichte Kultur und leibhaftige Personalität. Das „archaische Leibselbst“ ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotenzial des Selbstes zu bilden, ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel vielfältiger *Ichfunktionen* (*primäre*: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; *sekundäre*: Nähe- Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung; vgl. Petzold/Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen. Dieses wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, durch welche die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität eingelassenes Subjekt) möglich wird. Das ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der persönliche Identität (selbstattributiv) mit sozialer Identität (fremdattributiv) ver-schränkt wird« (vgl. Petzold et al. 2001).

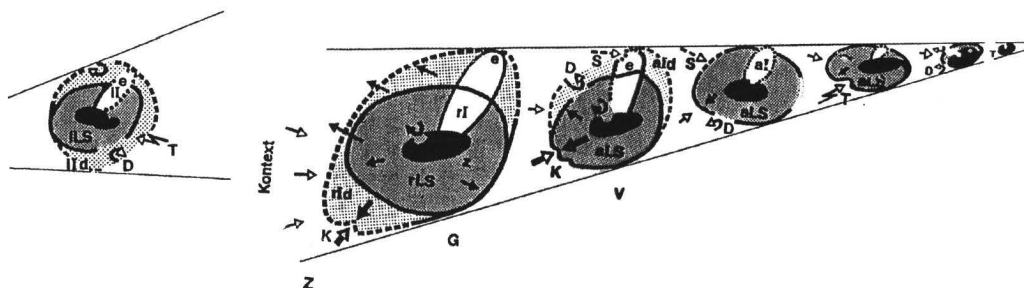
Ein „sozialisierter/enkultuierter Organismus“, der aus Kontext/Kontinuum, aus der Lebenswelt, leibhaftig Kultur und Sozialität in sich aufgenommen hat und damit **Leibsubjekt** als **Kosubjekt** unter Mitsubjekten geworden ist, hat – es sei nochmals unterstrichen und gegenüber der biologistisch-reduktionistischen Position der gestalttherapeutischen Organismustheorie (Perls 1969) hervorgehoben – den Bereich des Rein-Organismischen *prinzipiell* und praktisch irreversibel transzendiert (wobei natürlich dementielle Erkrankungen, Cerebralläsionen etc. zu grundsätzlichen Verlusten von Subjektivität führen können).

Auf der Basis dieses organismischen „Leibselbst“ findet sich grob skizziert folgende Entwicklung, in der dieses archaische Selbst im entwicklungspsychologischen Prozess, in den Prozessen der „Sozialisation“ und „Enkulturation“ sowie der persönlichen „Identitätsarbeit“ zu einem reichen, „pluriformen Selbst“ wird, wie die nachstehende kompakte Übersicht zusammenfasst:

Persönlichkeitsentwicklung – Identitätsarbeit – Identitätsprozess

- „**Kontext/Kontinuum**“ – im Rahmen dieses biologische/ökologische, psychologische/soziale und historische/kulturelle Dimensionen einbeziehenden „systemischen“ und „metahermeneutischen“ Konstrukt betrachten wir die Wirklichkeit, das „Individuum und seine Welt“ (Thomae 1988) in konsequent *spatio-temporal* Perspektive.
- Den Begriff „**Organismus**“ begrenzen wir auf die biologische Natur und Grundlage des „**Leib-Subjekts**“ (anthropologische Kategorie), auf die physiologische, neurohumorale und immunologische Funktionseinheit des sich lebenslang entwickelnden **Leibselbst** (persönlichkeitstheoretische Kategorie), welches in dieser Entwicklung *Natur an Kultur vermittelt*, soziale und kulturelle Wirklichkeit „verkörpert“ und diese dabei *zugleich* auch leiblich-konkret in seiner Person und ihrem Wirken in der Welt und mit den Anderen „erschafft“. Ein solches von verkörpernden Sozialisationsprozessen geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr „biologischer Organismus pur“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert.
- Das **Leibselbst** – zunächst als ein „*archaisches Leibselbst*“ Ergebnis koeolutiver Prozesse – ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „**Ich**“ zu bilden als Aktionspotential des Selbstes zu anderen Selbst und zur Welt hin. Aus dem **Leibselbst** emergiert in frühen Entwicklungsprozessen der Interaktion mit der Welt, Dialogen und Polylogen mit den *caregivern* (*polylogue tonique*⁴) → das **Ich** als die Gesamtheit der Ichfunktionen (Petzold 1992a, 665ff), ein „**Ich**“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel dieser vielfältigen *Ichfunktionen* (z.B. *primäre*: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; *sekundäre*, z.B.: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, *tertiäre*: ethische und ästhetische Differenzierungen vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen.
- Dieses **Ich** wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende, kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, in denen sich das *Ich* „Bilder über das Selbst“ macht, *vielfältige* „Selbstbilder“, eine **Plurizität**, welche sich zur „Identität“ zusammenschließt, die damit eine vielfältige ist, zugleich aber das Erleben der personalen Einzigartigkeit, Erfahrung und Bewusstsein von **Unizität** ermöglicht. Durch Ichprozesse interaktiver-kommunikativer Art wird die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. ein in Sozialität und Mikroökologie eingelassenes Subjekt) möglich. Identitätsbildung ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der aufgrund differenzieller Erlebens- und Bewertungsprozesse *persönliche Identität* (selbstattributiv) mit *sozialer Identität* (fremdattributiv), *Unizität* mit *Plurizität* verschränkt wird.
- **Identität** → geht also in einer persönlichen und gemeinschaftlichen Hermeneutik des Subjekts aus dem Zusammenwirken von *Selbst/Ich* ↔ *Kontext/Kontinuum* hervor als Synergem von „social identity“ und „personal identity“.
- **Identität** wirkt dabei wieder formend auf das *Leibselbst* ← zurück und zu anderen Kosubjekten hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird.
- „**Selbst** ↔ **Ich/Identität** mit *relevantem Kontext/Kontinuum*“ sind die **Persönlichkeit** des Menschen (Petzold 1992a, 526ff; Müller, Petzold 1999).
- Als **selbstreflexives Subjekt** sucht der Mensch sich selbst, seine Persönlichkeit, sein Selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne, d.h. im Lebensganzen, zu verstehen und zu gestalten – für sich und mit Anderen (Levinas, Bakhtin), denn er ist immer auch **Kosubjekt** in **Polyaden**, steht in beständigen **Polylogen**« (vgl. Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001).

4 Mütter/Caregiver regulieren den Tonus ihrer Säuglinge und Kinder durch beruhigende Tonusdialoge bzw. *Tonuspolyloge*, wenn mehrere Interaktionspartner (*Polyade*) involviert sind (dialogue tonique, Ajuria-guerra 1962; Papoušek/Papoušek 1992; Petzold et al. 1994). Es ist wesentlich zu beachten, dass Säuglinge sich schon sehr früh auf verschiedene „caregiver“ spezifisch einstellen können. Sie sind nicht nur auf Dyaden sondern auf *Polyaden*, d.h. auf Gruppen, Mehrpersonenkonstellationen disponiert. Auch der Vater und andere Pflegepersonen treten mit dem Säugling in motorische Interaktionen ein, deshalb ist es sinnvoll, vom „polylogue tonique“ zu sprechen, besonders wenn Mutter, Vater, Säugling ggf. Geschwister usw. (Lamb 1976) miteinander spielen und schmusen. Eine einseitige Zentrierung auf die „Mutter-Kind-Dyade“ ist nicht angemessen, denn es ist anzunehmen, dass die multiplen nonverbal/verbalen Interaktionen und Kommunikationen mit mehreren Bezugspersonen, die ja *de facto* von frühester Kindheit an stattfinden, ein wichtiges Entwicklungsangebot für das Kind sind, um im Leben mit mehreren Menschen in Beziehung treten zu können.



Welt sensumotorischer Erfahrung und organischer Perzeptivität – „organismisches Selbst“
 Welt der affektiven Erfahrung und eigenleiblichen Selbstempfindung – „archaisches Leib-Selbst“
 Welt interpersonalen Erfahrung und intrapersonaler Daseinsgewissheit – „archaisches Ich“
 Welt intrapersonaler Erfahrung – „Subjektives Leib-Selbst“
 Welt der Symbol- und Spracherfahrung – „archaische Identität“, „verbal-symbolisches Selbst“
 Welt der Identitätserfahrung – „reifes Ich“, „reife Identität“, „reifes Selbst“
 Welt der Involutionserfahrung – „involutives Selbst“

● Organismus/Körper **O**

● Leib-Selbst **LS**

○ archaisches Ich **al**

○ reifes Ich **rl**

● archaische Identität **ald**

● reife Identität **rld**

→ Einflüsse aus Kontext/Kontinuum als Identifizierung bzw. Attributionen

← Einwirkung in den Kontext, kommunikative, ideoplastische, alloplastische Impulse des Leibselbst und des Ich

↔ Einwirkung in das eigene Leibselbst und Ich durch retroflexive, autoplastische Impulse

● = exzentrische Position des Ichs

● = zentrierte Position des Leibes

V = Vergangenheit

G = Gegenwart

Z = Zukunft

alS = archaisches Leibselbst (awareness)

sLS = subjektives Leibselbst

vLS = verbal-symbolisches Leibselbst

rLS = reifes Leibselbst/Leib-Subjekt (consciousness)

iLS = involutives Leibselbst

al = archaisches Ich (unbewusst, vorbewusst)

rl = reifes Ich (exzentrisch, reflexiv, bewusst)

il = involutives Ich

ald = archaische Identität

rld = reife Identität

ild = involutive Identität

ppM = prävalent pathogenes Milieu durch singuläre oder Polytraumatisierung

Positive Stimulierungen:

→ = protektive und salutogene Stimulierung

Pathogene Stimulierung/Schädigungen:

→ → → **T** = Überstimulierung: Trauma

→ ← ← **K** = gegenläufige Stimulierung: Konflikt

→ → **D** = fehlende Stimulierung: Defizit

→ → **S** = inkonstante Stimulierung: Störung

Abb. 3: Entwicklung der Persönlichkeit. Aus: Petzold 1992a.

Das mit dem Alter von vier Jahren *strukturell „reife Leibselbst“* (d.h. dass es über die Strukturen Ich und Identität verfügt; Petzold 1992a) wird einerseits über die Lebensspanne hin in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation – durch den Kontext, Außeneinflüsse, Sozialisationsagenturen – beständig selbst transformiert, es gestaltet sich andererseits aber auch zugleich selbst zu einem kultivierten, sozia- blen *„pluriformen Selbst“* mit einer sich fortwäh- rend emanzipierenden *„transversalen Identi- tät“* und wirkt weiterhin formend in den Kon- text, auf die Sozialisationsagenturen, zurück – das (erste) Kind etwa „sozialisiert“ auch seine Eltern, verändert sie in der Regel nachhaltig. *Sozialisation ist ein reziprokes Geschehen*. Ein sol- ches Selbst als „produktiver Realitätsgestalter“ (Hurrelmann 1995), als „Künstler und Kunst- werk“ zugleich (Petzold 1999q) verfügt mit der *„Identität“* über eine Schnittstelle von Indi- vidualität und Kollektivität, Privatheit und Ge- sellschaftlichkeit, *Unizität* und *Plurizität*: „Ich bin Vielfalt, bin Viele – und: ich bin ein Unikat, bin einzigartig!“ Es steht in einer *Di- alektik von Selbstheit* (meine Besonderheit) und *Fremdheit* (verinnerlichte Andere und damit von zunächst Fremden, aber auch eigenes Fremdes), in einer *Verschränkung von Stabilität und Flexibilität*.

„Identität“ ist gestaltet und gestaltbar, und das zu sehen, zu erfahren, zu vermitteln wird ein Kernmoment jeder helfenden, therapeu- tischen, agogischen Arbeit werden müssen. Zwar ist Identität von Erzählungen der Ver- gangenheit bestimmt, aber diese inszenieren sich immer in einer jeweils gegebenen Gegen- wart im Sinne eines *Neubeginns*, und es wird in der *Willensentscheidung* der jeweiligen Men- schen liegen, wie viel „Macht“ (Orth et al. 1999) sie den Kräften der Vergangenheit einräumen wollen, und wie viel an eigengestalteter Zu- kunft sie mit ihren „Konvois“, d.h. ihrem Weg- geleit von FreundInnen, KollegInnen sie hier und heute für die Gestaltung ihrer Identität in der und für die Zukunft beginnen wollen. Das *Selbst* als prinzipiell lernfähiges (Sieper/Pet- zold 2002), das *Ich* als prinzipiell lernendes können in jedem Moment des Lebensprozesses eine *„Souveränität“* (Petzold, Orth 1998b) zu er- langen versuchen, die ausreicht, positivere Prozesse der Identitätsgestaltung auf den Weg

zu bringen: mit Hilfe, Unterstützung, Beratung von persönlichen und professionellen Netz- werken. Hier, in einer Konzeption identitäts- theoretisch fundierter psychosozialer, agogi- scher, therapeutischer Arbeit – von *„Identi- tätsarbeit“* (Petzold 1991o) – liegt ein sehr spe- zifischer und origineller Gedanke und Beitrag der „Integrativen Therapie“ – etwa gegenüber der Psychoanalyse, die den identitätstheoreti- schen Ansatz E.H. Eriksons (er war ohnehin noch sehr stark egologisch individualisierend) verschenkt hat, oder gegenüber der Gestalt- therapie, die die sozialkritische Dimension P. Goodmans nie zu einer sozialpsychologi- schen bzw. soziologischen Identitätstheorie von klinischer bzw. praxeologischer Relevanz ausbauen konnte, durch die Gebundenheit an den Perls'schen Organismusbegriff und ihre Fi- xiertheit auf die sehr brüchige und genderag- gressive/frauenverachtende Aggressions- und Persönlichkeitstheorie von Goodman (Petzold 2001d, 2006h). Identität als *leibgegründete*, in „Verkörperungen“ begründete (idem 2001j) und zugleich als *narrative*, als in Netzwerken erzählte Identität (idem 2003g), die in Konvois durch Erzählungen gestaltbar ist, bietet eine Alternative – auf jeden Fall aber eine Ergän- zung – zu behavioraler Modifikation eng um- rissener Verhaltensweisen von „komplexen Persönlichkeiten“. – Die greift oft zu kurz, selbst wenn es im kleinen Rahmen der Sym- ptomreduktion durchaus nützliche Wirkungen der Verhaltensmodifikation gibt, die man ein- beziehen sollte. In gleicher Weise bietet iden- titätstherapeutische Arbeit eine Ergänzung zur allein retrospektiven, biographischen Arbeit der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, da über den durchaus wesentlichen *retrospektiven* Blick hinaus immer die *aspektive* Gegebenheit gegen- wärtigen Lebensvollzugs und eine *prospektive* Dimension im Zentrum stehen: ein Mensch, der „*sich selbst zum Projekt*“ macht, wohl wis- send, dass er Andere dazu braucht, dabei ha- ben will, wenn er *seine Identitätsarbeit*, Arbeit für seine „Identität in der Zukunft“, Arbeit für die „Zukunft seiner Identität“ in Angriff nimmt.

Ich habe in meiner Identitätstheorie fünf – durchaus genderspezifisch zu betrachtende – Bereiche (Petzold/Sieper 1998) unterschieden, die eine „vielfältige Identität“ mit hinreichen-

den Flexibilitätschancen „tragen“, wie *Säulen* das Dach eines Gebäudes tragen: „**Fünf Säulen der Identität**“. Diese Bereiche sind in der Graphik (vgl. Abb. 2) kurz dargestellt worden.

Zu jeder „Säule“, jedem Bereich gibt es eigene Erzählungen als geteilte und zu vermittelnde Erfahrungen (Petzold 2001b, 2003g). Jede Erzählung und alle identitätsstiftenden Elemente der Erzählungen durchlaufen ein spezifisches cerebrales bzw. mentales „processing“, in dem und durch das Identitätsprozesse zur Ausbildung von „*Identität im Wandel*“ führen. Ich habe Identität – wie insgesamt meine Persönlichkeitstheorie – grundsätzlich *prozessual* formuliert. Persönlichkeit/Identität, wie sie nach „außen“ und nach „innen“ erkennbar werden, sind immer „als Prozess“ und „als Momentauf-

nahmen“ aus diesem Prozess zu sehen, also nie als ein abgeschlossenes bzw. abschließendes Ergebnis. Sie sind von „*hinlänglicher Stabilität*“ und zugleich „*hinlänglicher Flexibilität*“ bestimmt, und nur das gewährleistet eine „*elastische Identität*“, die weder zu *starr* ist und damit den vielfältigen Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht werden kann noch zu *labil* und *diffus* und damit die erforderliche Sicherheit und überdauernde Qualität nicht gewährleisten kann, die *Identität* für das Subjekt wie für die Mitsubjekte in sozialen Prozessen, in die das Subjekt und die Mitsubjekte involviert sind, bereitstellen muss.

Teil 3 folgt Jg. 2006

Korrespondenz und Literatur:

Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold
Achenbachstraße 40
40237 Düsseldorf
mail: Forschung.EAG@t-online.de

In memoriam Paul Ricœur 27.2.1913-20.5.2005

„Vernetzendes Denken“

Die Bedeutung der Philosophie des Differenz- und Integrationsdenkens für die Integrative Therapie und ihre „transversale Hermeneutik“

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf/Paris*
(2005p)

1. Vorbemerkungen zur Philosophie und Psychotherapie

Der Diskurs zwischen Psychotherapie und Philosophie war stets ein sehr schwieriger, so er denn überhaupt stattfand, denn die Mehrzahl der Psychotherapieschulen und ihre Protagonisten – allen voran *S. Freud* – sahen in der Philosophie keine Referenzwissenschaft, die zur Fundierung von Psychotherapie in Theorie und Praxis Wesentliches beizutragen hätte. Von Seiten der Philosophie stand das in den Hauptströmungen nicht anders, aber es gab dennoch etliche Denker, die sich mit dem Thema der Psychotherapie, hier vor allem mit der Psychoanalyse (*Henry* 2005; *Derrida* 1992; *Ricœur* 1965), auseinander gesetzt hatten. Der Diskurs zwischen Philosophie und Psychotherapie kann aber ein höchst fruchtbarer sein, ja er erscheint mir unverzichtbar (*Kühn/Petzold* 1991), weil Fragen des Menschenbildes, des Bewusstseins und der Erkenntnismöglichkeiten, des Sinnes und der Sinnlosigkeit, der Ethik und der Werte, des Guten und des Bösen – um nur einige zentrale Themen zu nennen – ohne die Ko-responsenz mit der Philosophie nicht fundiert bearbeitet werden können. Aber auch die Philosophie kann im Diskurs mit der Psychotherapie – durchaus auch im strittigen – etwas gewinnen, nämlich einen sehr unmittelbaren Zugang zu einer praktischen Seite, die in ihren Anfängen lebendig war und über viele Jahrhunderte als „Praxis der Seelenführung“ eine große Bedeutung hatte: von der Maieutik des *Sokrates* über die Anleitung zu einer Lebens-

kunst, wie sie in vielen antiken Philosophenschulen gelehrt wurde (*Foucault* 1984; *Schmid* 1999; *Petzold* 1999q), bis zu der philosophischen Therapie eines *Seneca* oder *Epiktet*. Nachdem *Schopenhauer* und *Nietzsche* wichtige Anstöße gegeben und Vorarbeiten geleistet hatten, *Nietzsche* explizit auf die Lebenskunsttradition zurückgriff, wird heute diese praktische, den Menschen zugewandte Seite der Philosophie allmählich wieder entdeckt (*deBotton* 2000; *Hadot* 2001; *Kühn/Petzold* 1991; *Marinoff* 2001; *Petzold* 1971, 2003d). Bislang ist es im Bereich der Psychotherapie im Wesentlichen die „Integrative Therapie“ gewesen, die einen „konnektivierenden“ Polylog nach mehreren Seiten systematisch gepflegt und entwickelt hat. Eine mehrperspektivische Orientierung ist wesentlich, denn eine einseitige, wie etwa in der Daseinsanalyse von *M. Boss* an *M. Heidegger*, greift zu kurz. Das wird allein schon an der Vielzahl der thematischen Ausrichtungen, um die es geht, deutlich, denn Anthropologie und Ethik, Zeit und Geschichte, Erkenntnis und Leiblichkeit, Gender und Gerechtigkeit – in höchstem Maße therapierelevante Themen – sind mit einer philosophischen Referenzrichtung nicht abzudecken. Das wird exemplarisch am Genderthema deutlich, weil es nicht leicht ist, in von Männern geprägten Disziplinen wie Philosophie und Psychotherapie Diskurse weiblichen Denkens angemessen zu Gehör zu bringen. Auch in der Integrativen Therapie, wo immer wieder auch auf *Hannah Arendt*, *Simone de Beauvoir*, *Donna Haraway*, *Judith Nisse Shklar* und *Judith Butler* Bezug genommen wird (*Haessig/Pet-*

* Aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, dem Institut St. Denis, Paris und der Donau-Universität Krems, Zentrum für psychosoziale Medizin.

zold 2004; Petzold 2000a, 2005t) in Richtung der Ausarbeitung einer „philosophischen und klinischen Therapeutik“ und einer „klinischen Philosophie“ (Petzold 1971, 1991a). Die Psychologen und Philosophen Merleau-Ponty, Michel Foucault und Pierre Janet – Letzterer war auch noch Mediziner – (Petzold 2001l, 2004c, g) hatten hier immense Vorarbeiten geleistet in theoretische Richtungen, Janet auch in praxeologischen. Unter den „Referenzphilosophen“ (idem 2004b) des Integrativen Ansatzes waren es vor allem der Neosokratiker und phänomenologische Existenzphilosoph Gabriel Marcel (idem 2004f) und sein Schüler Paul Ricœur (idem 2004d), die in ihrer Auseinandersetzung mit subtilen Fragen des Menschlichen, der menschlichen Psyche, mit Schuld, Würde, existenziellen Problemen, mit Leiblichkeit und Dialog einen Diskurs begonnen hatten, an dem meiner Auffassung nach psychotherapeutische Konzeptbildung und Praxeologie genauso wenig vorbeigehen sollte wie an den Arbeiten von Levinas oder von Derrida. Der wohl bedeutendste Ko-respondenzpartner für die Psychotherapie ist wegen seiner differenzierten und tief greifenden Auseinandersetzungen mit der Psychoanalyse, mit den Themen Narration, Geschichte, Selbst, Gedächtnis Paul Ricœur, dessen Denken und Andenken dieser Beitrag gewidmet ist.

2. In Memoriam Paul Ricœur

Paul Ricœur, geboren am 27.2.1913 in Valence, ist 92-jährig und bis in die letzten Lebensstage geistig aktiv am 20.5.2005 in Chateaufort bei Paris friedlich entschlafen. Mit ihm hat der Doyen der Philosophie in Frankreich, einer der ganz großen Denker des für die französische Philosophie so fruchtbaren 20. Jahrhunderts, das Feld der interdisziplinären *POLYLOGE* verlassen. Seine *Diskurse* indes werden weiterwirken in der Fruchtbarkeit des *vernetzenden Denkens*, das er wie nur wenig andere zum Grundprinzip seines Arbeitens gemacht hat, mit dem er mir ein wichtiger Lehrer war und für den Integrativen Ansatz ein wichtiger Referenzdenker.

2.1 Die Lebensdaten

Als Philosoph ist Ricœur der führende Hermeneutiker der Moderne neben Heidegger und Gadamer und über sie hinaus. Er machte sich als Erzähltheoretiker, Dialogiker, Ethiker, Begründer der Tiefenhermeneutik und als Protagonist einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik einen großen Namen. Sein Werk kennzeichnet ein „*integrierendes Philosophieren*“, das Verbindungen schafft, ohne das Verbundene unter einen hegemonialen Diskurs zu zwingen, der eine übergeordnete Wahrheit durchzusetzen sucht, sondern das in einem tiefen Respekt vor den unterschiedlichen Diskurstraditionen diese ins Gespräch bringt: Darin liegt seine integrative Leistung. *Konnektivierung, Vernetzen*, das ist für ihn Integration. Damit gewinnt die Philosophie Ricœurs für eine „*plurale Psychotherapie der unterschiedlichen Richtungen bzw. Schulen*“ eine überragende Bedeutung, weil sie ein Paradigma der „*vernetzten Vielfalt*“ vertritt, in der die Wertschätzung der jeweiligen Besonderheit zentral steht (Petzold 2003a). Ricœur behandelt in seinem Werk epistemologische, ethische, anthropologische, beziehungs- und persönlichkeits-theoretische Fragen. Mit Themen wie Bewusstsein, Schuld, Wille, Unrecht und Gerechtigkeit, Sinn und Sinnlosigkeit greift er Fragestellungen auf, die als eine Art „*klinischer Philosophie*“ für Disziplinen der „*angewandten Sozialwissenschaften*“ und der „*klinischen Praxis*“ wie etwa der Psychotherapie oder auch der Beratung und Supervision von größter Bedeutung sind, weil sie in den Unüberschaubaren einer „*transversalen Moderne*“, die ihre Modernisierungsprozesse beständig übersteigt, Orientierungen bieten können. Er liefert nicht nur metatheoretische Folien zur Epistemologie, zum Menschenbild, zum Bewusstsein, zur Deutung von Lebenswirklichkeit, zu Theorieständen also, die von der Mehrzahl der psychotherapeutischen Schulen nicht wirklich gründlich ausgearbeitet worden sind. Er greift auch Themen auf, die in der Psychotherapie bislang vernachlässigt wurden. Bedenkt man nur, wie viele Menschen durch zugefügtes *Unrecht*, durch einen „*erlebten Mangel*“ an *Gerechtigkeit* krank geworden sind und wie wenig man in der psychotherapeutischen Literatur zu diesen Fragen findet oder wie unbearbeitet die

Themen des „Willens“, der „Werte“ und des „Sinnes“ in der Psychotherapie sind – die PatientInnen wenden sich deshalb oft der esoterischen und transpersonalen Szene zu –, so wird deutlich, wie interessant dieser Denker für die Psychotherapie *aller Schulen* sein könnte. Für die Entwicklung der „Integrativen Therapie“, wie sie von *Petzold, Orth, Sieper* (2005) u.a. erarbeitet wurde – sie hörten *Ricœur* in den sechziger Jahren in Paris und hielten bis in die jüngste Zeit zu ihm Kontakt –, hat dieser interdisziplinär reflektierende Philosoph, der vielfältige Diskurse, Strömungen des Denkens *konnectivierte* und *integrierte* (neben *Merleau-Ponty, Marcel, Levinas, Foucault*), einen nachhaltigen Einfluss gehabt.

Die Stationen von *Ricœurs* Leben seien in lexikalischer Kürze dargestellt: In hugenotisch-protestantischem Haus geboren, früh verwaist, mit der Schwester bei Pflegeeltern in der Bretagne aufgewachsen; Lycée in Rennes, dort Philosophieunterricht bei dem Freud-Spezialisten *R. Dalbiez*; 1929 Baccalauréat und Philosophiestudium in Rennes (Licence ès Lettres 1933) und Paris. Schwerpunkte: *Husserl, Heidegger, Jaspers, Schüler von Gabriel Marcel*; 1935 Heirat mit *Simone Lejas*; Agrégation, Sorbonne; 1933-39 Gymnasiallehrer in Saint-Brieux, Colmar, Lorient. 1939-1945 Kriegsgefangenschaft in Pommern, wo er *Husserls* Ideen I übersetzt; 1945-48 Forschung für das Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS), Lehrtätigkeit am Collège Cévenol; 1950 Promotion, Sorbonne; Hauptthese: *Le volontaire et l'involontaire*, Komplementärthese: die *Husserl-Übersetzung* mit Kommentar; ab 1947 Redaktionsmitglied von „*Esprit*“; 1948-56 Straßburg, Professor für Philosophiegeschichte, 1956 für allgemeine Philosophie, Sorbonne; aktiver Pazifist während des Algerienkrieges (1954-62); ab 1961 Leiter des *Husserl-Archivs*, Paris; 1969 Dekan der philosophischen Fakultät Universität Nanterre, 1970 Rücktritt während Studentenunruhen; unterliegt in der Kandidatur gegen *Foucault* am Collège de France; 1973-80 Lehrstuhl in Nanterre, gleichzeitig 1970-1992 Professur an der Universität von Chicago (Divinity School, Nachfolge *Tillich*), zahlreiche Gastprofessuren, Ehrendoktorate, öffentliche Ehrungen (z.B. Grand Prix de l'Académie Française, Hegelpreis/Stuttgart,

Karl-Jaspers-Preis/Heidelberg, Leopold-Lucas-Preis/Tübingen, Preis für Philosophie der Balzan Stiftung, Kyoto-Preis für Kunst und Philosophie). Neben einem immensen wissenschaftlichen Werk (zu Symboltheorie, Sprachtheorie, Psychoanalyse, Bibelauslegung, Sozialwissenschaften) stets engagierte Stellungnahmen/Aktivitäten zu politischen und religiösen Fragen (Ethik, Unrecht/Gerechtigkeit, Sinn).

2.2 Wichtige Beiträge seines Denkens:

Ricœur beginnt unter dem „Dreierpatronat“ von *Marcel, Jaspers, Husserl* eine Suche, die ihn zu einer *phänomenologischen Hermeneutik* führt, einer Integration der hermeneutischen Bewegungen von *Schleiermacher, Dilthey* in Auseinandersetzung mit der ontologischen Hermeneutik *Heideggers*, der philosophischen *Gadammers*, der kritischen von *Apel* und *Habermas*. Er entwickelt die Hermeneutik nicht nur als Kunst des Verstehens/Erklärens/Interpretierens von Texten, Sprach-/Symbolwelten, sondern auch von Handlungs-/Wissenssystemen (Linguistik, Geschichtswissenschaft, Psychoanalyse, Sozialwissenschaft). Er philosophiert dialogisch-dialektisch vermittelnd zwischen deutscher, angelsächsischer, französischer Denkkultur, bringt *Husserls* cartesianische Bewusstseinsphilosophie mit *Marcel*s existenzphilosophisch-intuitiv erfassbaren „Seinserfahrung“ ins Gespräch oder mit *Kant, Hegel, Heidegger, Spinoza* – natürlich mit *Aristoteles*. Mit den „Philosophen des Verdachts“ – *Freud, Marx, Nietzsche* – gelangt er in der Dialektik *Vertrauen/Misstrauen* durch den Konflikt hindurchgehend zu einer „kritischen Hermeneutik“, zu einem „vielfältigen und interpretierten Sein“ ohne letztgültige Aussagen. Den Dialog von Strukturalismus/Poststrukturalismus (*Lacan, Levi-Strauss, Derrida*) mit dem Denken von *Husserl, Heidegger, Merleau-Ponty, Sartre* als „anderen Wegen der Lebensinterpretation“ vorantreibend, sucht *Ricœur* beständig auch Wissenschaftsnähe, Dialoge mit Psychologie, Neurowissenschaften (*Changeux*), Bibelwissenschaften (*Lecocque*). Ohne „Wissen zu zentralisieren oder zu totalisieren“ (1991, 472), schafft er eine *vernetzende* Interpretation mo-

derner Wissenskultur, wie sie u.a. durch seinen Einfluss für die Integrative Therapie charakteristisch wurde (Petzold 2003a), eine *konnektierende Integration* von Diskursen als Vermittlung zwischen verschiedenen Diskurssphären (Matern 1996, 215). „Eine Philosophie, die den Dialog mit den Wissenschaften abbricht, richtet sich nur noch an sich selbst“ (1975, Lebendige Metapher, 1986, 94f). Er befreit die Hermeneutik vom Staub konservativer Textauslegung in einer „Dialektik von Verstehen und Erklären“ zu einer „Meta-Science“, die in den Forschungsprogrammen der Artificial Intelligence Berücksichtigung findet (vgl. die MIT-Wissenschaftler Mallery, Hurwitz, Duffy 1986). Im klinischen Feld der Integrativen Psychotherapie, wurde sein Ansatz in einer Doppeldialektik von *Wahrnehmen/Erfassen // Verstehen/Erklären* zu einer „philosophischen Therapeutik“ entwickelt, zu einer „*Metahermeneutik*“ (Petzold 2003a, Bd. I), die in einer Philosophie „vom Leibe her“ (Maine de Biran, Marcel, Merleau-Ponty) die neurobiologischen Grundlagen der Verstehensprozesse mit in den Blick nimmt (Petzold 2004d; Ricœur/Changeux 1998).

Als differenzieller und zugleich integrativer Denker, der keine monopolisierend-vereinnehmenden, „starken Integrationen“, sondern eine „Synthèse panoramique“ anstrebt, könnte er als „Referenzphilosoph“ für viele Psychotherapieschulen mit ihren durchwegs *seminativen* (idem 1965) und zumeist schwachen epistemologischen, anthropologischen, persönlichkeits- und biographietheoretischen Konzepten dienen! Ricœur unternimmt durchdringende, klinisch-therapeutisch höchst relevante Analysen: Wahrheit/Treue, Wille/Unrecht/Schuld, Gewissen/Zurechenbarkeit, Gerechtigkeit/Liebe, Freundschaft/Verpflichtung, Begehren/Macht, Freiheit/Verantwortung, Erinnerung/Geschichte/Vergessen (idem 2000), Ethos/Sinn, wo man sich fragt, wieso diese für Menschen so zentralen Themen in der Mainstream-Psychotherapieliteratur weitgehend vernachlässigt wurden (etwa Krankheit durch Unrechtserfahrungen! vgl. Petzold 2003d).

Ricœurs wertschätzend-kritische Diskussion Freuds begründet eine fundierte Tiefenhermeneutik. Mit Aufnahme der Habermas-Gadamer-Debatte, seiner Derrida-Auseinandersetzung realisiert er seine „diskursive, kritisch-kreative

phänomenologische Hermeneutik“ als eine „Sammlung von Sinn“, „Übung von Zweifel und Bezeugung“ (1990a). Ricœur verbindet analytische Sprachphilosophie, Strukturalismus, Wissenschafts- und Geschichtsphilosophie in Richtung einer „*metahermeneutischen Hyperspirale*“ (Petzold/Orth/Sieper 2005, idem 2006a). Seine Auseinandersetzung in „Temps et récit“ ermöglicht ein Verstehen von Biographizität in der Dialektik von „Narrativität und Zeit/Menschenzeit“, was epistemologisch und anthropologisch zu einer Dialektik von „Distanzierung und Zugehörigkeit“ für die Position des Menschen in der Welt führt. Die zeitgenössische Kontroverse zwischen klassischer Subjekttheorie und postmoderner Subjektlosigkeit überwindet Ricœur durch eine dritte Position: „*Das Selbst als ein Anderer*“. Die Position Integrativer Therapie führt das therapiepraxeologisch aus in der Idee einer „persönlichen Souveränität *als ausgehandelter*“, durch ein in sich *vielfältiges Subjekt*, das immer nur als „Mitsubjekt“ begriffen werden kann, über „*Hominität in Entwicklung*“ verfügt, die sich letztlich über *Humanität*, Mitmenschlichkeit, eine „Ethik der Konvivialität konstituiert“ (Petzold 2002b). Das liegt ganz in der Linie dieses Ricœurschen Denkens. Ricœur verbindet höchst eigenständige sprach- und handlungstheoretische Positionen in „Redeakten der Interlokution“, d.h. in dialogisch/polylogischen Gesprächssituationen. In seiner therapierelevanten „Hermeneutik des Selbst in Eigenleiblichkeit und Weltbezug“, die über die Wer-Frage hinaus nach dem „Was bin ich?“ in theoretischen Auseinandersetzungen zu „prozesshaftem“ Selbst, Ich, Identität, Anderem (Petzold, 2002b) fragt, gewinnt er

- 1) einen indirekten Zugang zur Reflexion über die Analyse;
- 2) differenziert er invariant-permanente *Selbigkeit* (idem) von der in der Zeit stehenden *Selbstheit* (ipse);
- 3) bestimmt er *Selbstheit* über die Dialektik zur *Andersheit* (1990, Das Selbst 1996, 358).

Konkretes Handeln und die Bezeugung (*attestation*) „ich kann“, enthüllen einen anderen im Selbst, eine intersubjektive Dimension im Selbst als „Leib und Körper“ (Husserl), der durch seine eigenen Handlungen *bezeugt*, dass er handeln, schaffen, leiden *kann*, wobei *Alte-*

rität und *Ipseität* zusammengebunden sind im zentralen Konzept „*narrativer Identität*“. Diese wird verstanden als Dialektiken von Beständigkeit und Wandel, Kontinuität und Diskontinuität, Verdacht und Bezeugung, in denen jedes Selbstverstehen durch Zeichen, Symbole, Texte in *interlokutionären Redeakten* vermittelt ist.

„*Narrative Identität*“ schafft eine rezeptive Referenzposition, in der Akte des Hörens, Lesens und Ko-respondierens Möglichkeiten bereitstellen, anders zu handeln und zu sein – ein Kernprozess jeder therapeutisch-biographischen Arbeit (Petzold 2003g) –, weil „die Geschichte eines Lebens unaufhörlich refiguriert [wird] durch all die fiktiven und wahren Geschichten, die ein Subjekt über sich erzählt [...] ein Gewebe erzählter Geschichten“ (1985, Zeit und Erzählung III, 1991, 396) – Refigurationen, in denen die Chance der *Selbstgestaltung mit dem Anderen* die Chance von Therapie ist.

Konkretisierungen Riccaurschen Denkens in der Psychotherapie, am Beispiel des Ansatzes der Integrativen Therapie zeigen: Dieses Denken hat für die Psychotherapie hohe Relevanz. Riccaurs bedeutende Freud-Monographie (1965) macht deutlich, dass Therapie auf eine Hermeneutik des Bewussten und Unbewussten nicht verzichten kann und zu einer Sicht finden muss, die über eine vereinseitigende cartesianische Rationalität und über reduktionistische Biologismen hinaus finden muss zum *Verstehen* lebensbestimmender *Sinnstrukturen*. Im Spätwerk zu Gedächtnis und Vergessen (2000) macht der Dialogiker aber nochmals deutlich, dass die Erkenntnisse der Hirnforschung und Neurobiologie in die hermeneutische Verstehensarbeit einbezogen werden müssen, allerdings in der richtigen Gewichtung und Wertung, um nicht in Kategoriefehler und schlechte Analogisierungen zu verfallen. Das bedeutet, dass man Reichweite und Geltungsanspruch von Theorien einzuschätzen vermag, und das geht nach Riccaur nur durch eine Annäherung „von unten“, durch ein Sicheinlassen auf die andere Position, das Denken des Anderen, das es „von innen“ zu erfassen, ja wertzuschätzen gilt – Petzold/Orth/Sieper (2005) sprechen vom „wertgeschätzten Differenzen“, und das erfordert mehr als Toleranz, vielmehr die Mühen der Aneignung des anderen Ansatzes.

Erst wenn das geschehen ist, kann sich die „Übung des Zweifels“ anschließen und die Arbeit der „wohlwollenden, weiterführenden Kritik“ (Petzold 2000a) aus dem Verständnis (nicht aus der Gegnerschaft oder dem Rechthaben-Wollen) beginnen. Riccaur versuchte beständig zwischen unterschiedlichen Wissensgebieten Brücken zu bauen, ohne eine „dominante Übertheorie“ zu erarbeiten. In der Integrativen Therapie finden wir in seiner Linie einen ganz ähnlichen Weg der „*Konnektivierung von Vielfältigem*“ durch Polyloge (Petzold 2002d), das „Gespräch nach vielen Seiten“, so dass auch „Erzählungen nach vielen Seiten“ entstehen und Interpretationen von Wirklichkeit in vielfältiger Weise möglich werden: im Diskurs der Naturwissenschaften und im Diskurs der Kulturwissenschaften und der Sozialwissenschaften miteinander (Riccaur 1998; Petzold/Orth/Sieper 2005), Diskurse, die einander annähert, aber nicht ineinander aufgelöst werden können.

Mit Husserl und Marcel waren für Riccaur die Themen „Leib“, „Bewusstsein“, „Subjektivität“ und „Sinn“ zentral. Husserl war für die meisten großen französischen Philosophen des 20. Jahrhunderts ein geistiger Vater, denn seine „*Aufmerksamkeit für die gelebte Erfahrung*“ (Riccaur) stand gegen René Descartes' „Annahme eines sich selbst durchsichtigen Geistes“. Riccaur kehrte sich ab von Descartes bzw. von einer Descartesinterpretation, die nur das selbstgenügsame „*cogito*“ sieht, indem er in ihm eine „Tiefenstruktur des Anderen“ aufdeckt (idem 1990). Aber auch Husserls Einklammerung der Wirklichkeit im Bewusstsein lässt er hinter sich. Solipsistische Selbstgewissheit sieht er nicht als Ausstattungsmerkmal des modernen Subjekts, das sich in einer Welt vielfältiger *Narrationen* stets aufs Neue bestimmen muss. Wie alle wirklichen, das heißt „skeptischen“ Hermeneutiker suchte Riccaur das Gespräch mit Menschen und Strömungen des Denkens, denn in Gesprächen wachsen „Erzählungen“ zwischen Menschen (vgl. hier auch Bourdieu „Das Elend der Welt“, 1998, oder Richard Rortys Betonung der Bedeutung erzählten Lebens für ein humanes Miteinander), aber auch Konnektivierungen zwischen Diskurssystemen und -ebenen. Nur durch immer neues Erzählen, so seine Position, beginnt der Mensch sich selbst

„in der Zeit“ zu verstehen. Ricœur begründet damit eine neue Theorie der Zeit als der „erzählten Zeit“, in welcher „erlebte Zeit“, „inszenierte Zeit“ und „Zeit der Lektüre“ interagieren können und sich die „narrative Funktion der Geschichte“ enthüllt. Es wird so eine tiefe und sehr menschliche Geschichtskonzeption als Frucht dieser Denkbewegung Ricœurs gewonnen, die Anthropologie und Historizität verbindet. Dabei kommt dem „Gedächtnis“ eine fundamentale Bedeutung zu in seiner Doppelfunktion, die *Anwesenheit eines Abwesenden* zu repräsentieren, also dessen, was *geschah*, und ein ehemals Reales wieder *gegenwärtig zu setzen* und damit verfügbar zu halten. Persönliche Biographie und Geschichte – als erfahrene, mit all ihren Hintergründen im Subjekt wirkende, wodurch dieses Subjekt auch Mitträger „kollektiven Gedächtnisses“ wird – durchdringen sich damit (Petzold 2002b). Hier ist mit Ricœur philosophischer Gedächtniskonzeption eine andere, für biographieorientierte Psychotherapie höchst bedeutsame Qualität des Gedächtnisses zu sehen, die eine rein neurophysiologische Betrachtung und auch eine rein gedächtnispsychologische übersteigt, wenngleich das Wissen über „Physiologie und Neuropsychologie von Gedächtnisprozessen“ mit in das „Verstehen des Verstehens“ einbezogen werden muss, wie der Hermeneut 1998 in seinem Gespräch mit dem Neurowissenschaftler Changeux herausarbeitet (Ricœur/Changeux 1998). In der Integrativen Therapie wurde das in Übereinstimmung mit Ricœur späteren Positionen zur Grundlage einer „*Metahermeneutik*“ gemacht, die den neurowissenschaftlichen Diskurs dem philosophischen und dem klinischen annähert vor dem Hintergrund der je gegebenen sozioökonomischen und soziokulturellen Situation (Petzold (2003a, 2006a).

Das *Erinnerte* in dieser Theorie ist nie kontextenthaben, sondern ist *Erinnertes* von Menschen zwischen Menschen als *Bewertetes*, als *Sinnhaftes*, das allerdings immer auch als potenziell bedrohter Sinn gesehen werden muss (Petzold/Orth 2005). Das führt Ricœur in eine *Ethik des Sich-Erinnerns*, die der neurobiologische Diskurs allein nicht zu leisten im Stande ist (Petzold/Orth/Sieper 2005). Dieser braucht den Diskurs der Philosophie, welche die *Hominität* des Menschen, seinen Status als Men-

schenwesen, im Diskurs mit den anderen Wissenschaften wieder und wieder zu bestimmen versucht. Ein solches *transversales* Hominitätskonzept, wie es die Integrative Therapie in *ricœurischer* Orientierung vertritt, sieht die Menschen als Natur- und Kulturwesen in *permanenter Entwicklung und Selbstüberschreitung*, in einer offenen Geschichte, in einem Leben, dessen Qualität „Unvollendetheit“ ist. Die *biopsychosoziale* Verfasstheit des Menschen in seinen ökologischen, aber auch kulturellen Verflechtungen schließt auf der individuellen und der kollektiven Ebene des Menschseins das Potenzial zur *Dignität/Humanität* und *Destruktivität/Inhumanität* ein. Im Bewusstsein dieser *Prekarität*, dieser Ungewissheiten und Sicherheiten, gilt es Zukunft zu gestalten. In diesem Sinne ist Ricœur's Denken, das hier in der Auseinandersetzung mit Levinas und Derrida an Tiefe gewonnen hat, eine „engagierte Philosophie“, in der die Themen einer praktizierten, praktizierbaren Ethik, das „proaktive“ Eintreten für Gerechtigkeit und eine gelebte Verantwortung als tragender Hintergrund zu sehen sind – und einen solchen Hintergrund braucht Psychotherapie für ihre Fundierung als eine engagierte humanwissenschaftliche Praxis, als „*thérapie juste*“ (Petzold 2003d; Ricœur 1990b).

Es werden mit einem solchen konnektivierenden, vernetzenden Denken in der Verflechtung polylogischer Diskurse als Erzähl- und Wissensströmen Grundlagen für jegliche Form der Psychotherapie gelegt, denn die Psychotherapie als Disziplin kann weder an den Diskursen der Biowissenschaften noch an denen der Humanwissenschaften vorbei, weder an den Fragen der Epistemologie noch an denen der Anthropologie oder der Ethik, weil sie die „interdisziplinär verknüpften Erträge“ dieser Disziplinen als Referenzwissenschaften für eine differenzierende und integrierende Theoriebildung, Praxeologie und Praxis braucht. *Das ist das Programm Integrativer Therapie.*

Das Differenz- und Integrationsdenken Integrativer Therapie, das sie bis heute kennzeichnet, ist vom Ausgang her prinzipiell einer konsequent phänomenologischen Position verpflichtet, und zwar mit Marcel, Merleau-Ponty, Ricœur, Schmitz und anderen Protagonisten der phänomenologisch-hermeneutischen Bewegung. Nun hat sich diese Bewegung selbst

differenziert – man denke an die Arbeiten von Henry zu einer radikalen Phänomenologie und die Randgänge Derridas (auch am Rande der Hermeneutik) –, und das ist ein Reichtum. Das Wahrnehmen und Denken in **Differenz** ist eine strukturelle Gegebenheit, die sich nicht hintersteigen lässt. *Wahrgenommene und erfasste* Phänomene weisen immer eine Differenz aus – z.B. die zwischen dem Wahrnehmenden/Erfassenden und dem Wahrgenommenen/Erfassten in seiner Vielfalt. „... nur weil eine Sache erscheint, ist sie auch in der Lage zu sein“, schrieb Michel Henry (2005, 14) und er formuliert, Husserl leicht verändernd, als Basisannahme: „so viel Sein wie Erscheinen“ (ibid.). Das erscheinende Sein ist vielfältig und erweist „Sein als Mit-Sein“ (συνουσία) – wie ich es als Maxime des Integrativen Ansatzes formulierte (Petzold 1978c). Die Synousie impliziert durch das „σύν“, das „Mit“, strukturell die **Differenz**. Ek-stasis, Exzentrizität, Mehrperspektivität sind in der Integrativen Therapie und für diesen Ansatz zentrale Begriffe, die eine prinzipiell *differenzielle* Betrachtung grundlegen. Da phänomenal Wahrgenommenes und mnestisch Erfasstes (d.h. als bekannt/alt oder unbekannt/neu Erfasstes) in unterschiedlicher Weise symbolisch gefasst, versprochen werden kann und auf unterschiedliche Bewertungen/Wertungen (emotionale „valuation“, limbisches System) und Verständnis/Einschätzungen (kognitives „appraisal“, präfrontales System) trifft und damit differenziell kommuniziert werden kann, führt diese *Polyglossie* (Bakhtin 1981) und *Polylogik* (Petzold 1971, 2002c) zu einer vielschichtigen Hermeneutik, die das vielfältig Wahrgenommene und Erkannte in mannigfaltiger Weise auslegt. Damit kommt es von der *differenziellen Phänomenologie* des **Wahrnehmens** und **Erfassens**, die ich mit Rückbindung an Merleau-Ponty formuliert habe, in konsequenter Weise zu einer *differenziellen Hermeneutik* des **Verstehens** und **Erklärens**, wie sie Paul Ricœur in seinem Werk entwickelt hat. Beides bietet die Grundlage und Möglichkeit, Vielfältiges zu *konnektivieren* als „*synthèse panoramique*“ (ich sprach von „schwacher Integration“; idem 2002b). Allein das Verbinden von verschiedenen Realitäten, die man miteinander in Berührung bringt, hat eine integrative Qualität. Man kann auch versuchen, Über-

greifendes zu schaffen, eine Synthese höherer Ordnung – und manchmal gelingt das (ich spreche dann von „starken Integrationen“; ibid.). Dieses integrierende Tun und seine Ergebnisse können dann nochmals „hyperexzentrisch“ in den Blick genommen und „hyperreflexiv“ verarbeitet werden, wie es Ricœur in seinem Philosophieren praktizierte. Ich systematisierte das im Konzept der „metahermeneutischen Mehrebenenreflexionen“, ein *Modell* und eine *Methodik*, die ich als „Hermeneutische Spirale“ (sie schreitet im Unterschied zum „Zirkel“ voran) bezeichnet habe. Sie progrediert vom „Wahrnehmen ↔ Erfassen ↔ Verstehen ↔ Erklären“ in immer weiterführenden Spiralbewegungen (*progrediente Spiralik/spiralige Progreding*), ein Prozess fortlaufender **Transversalität** (vgl. Definitionen im Anhang). Dabei kann das **Verstehen** und **Erklären** noch einmal untersucht werden und die Qualität eines **Hyperreflektierens** gewinnen, wenn die Verstehens- und Erklärensprozesse und ihre Ergebnisse noch einmal durch eine „Hyperspirale“ laufen (siehe Abb. im Anhang), indem sie diskursanalytisch (*Foucault*) auf ihre Genealogien und ihre Machtdispositive untersucht werden, dann noch dekonstruktivistisch (*Derrida*) auf weitere Sinnmöglichkeiten betrachtet werden und schließlich transversal, d.h. auf mehrere Ebenen orientiert (Petzold) und unter verschiedenen theoretischen Optiken und Perspektiven (Gebhardt/Petzold 2005, Jacob-Krieger et al. 2004) angesehen und analysiert werden (etwa unter einer geschichtswissenschaftlichen, einer politökonomischen, einer evolutionspsychologischen, einer neurobiologischen Perspektive). Es entsteht dabei eine **transversale Hermeneutik** oder **Metahermeneutik**, die ihre eigenen Auslegungsprozesse z.B. in ihrer Historizität, unter Gender- und Ethnieperspektiven, die aktuellen Zeitgeistbedingungen, ökonomischen Lagen und intellektuellen Trends betrachtet und analysiert, wobei die neurobiologischen Voraussetzungen dieser Interpretationsarbeit auf dem jeweiligen Forschungsstand immer wieder mitbedacht werden. Dabei wird der interdisziplinäre Diskurs, die Ko-responsenz mit KollegInnen aus verschiedenen Wissensfeldern (wie zwischen Ricoeur und dem Neurowissenschaftler Changeux 1998) unverzichtbar.

Im Integrativen Ansatz strebe ich, das *Ricaursche* Denken aufnehmend, mit anderen Referenzströmungen vernetzend und weiterführend, eine solche **Metahermeneutik** an als eine Möglichkeit, die über die beiden Grunddialektiken der „hermeneutischen Spirale“ hinausgeht. Sie soll mit ihren Ergebnissen der philosophischen, metatheoretischen Arbeit zu anthropologischen und therapietheoretischen Fragestellungen zugute kommen, aber auch für praxeologische Prozesse in Therapie und Supervision (Petzold/Orth 1999; Petzold 1998a) fruchtbar werden, um die „Ursachen hinter den Ursachen und die Folgen nach den Folgen“ (Petzold 1994c) in den Blick zu bekommen und im Blick zu behalten und „vielfältigen Sinn“ (Petzold/Orth 2005a) zu schöpfen.

Die komplexen, tief- und weitgreifenden Themen menschlicher Lebensbedingungen, des Gelingens, des Scheiterns, der Sinnfragen, mit denen sich Psychotherapie in Theorienbildung und Praxis auseinander zu setzen hat, kann sie aus sich selbst nicht ausfüllen. Das hat schon der von *Ricaur* sehr geschätzte und in der Psychotherapie eigenartigerweise wenig genutzte *Karl Jaspers* gezeigt und das hat *Ricaur* selbst am Werk *Freuds* demonstriert.

Blickt man auf die *Positionen* (Derrida) der verschiedenen Therapieschulen, so ist festzustellen: Es gibt keine (schulenspezifischen) „psychotherapeutische Menschenbilder“, wie diese Schulen oft selbst meinen und beanspruchen, sondern die „Menschenbilder in der Psychotherapie“ greifen allemal auf anthropologische Modellvorstellungen zurück, die in anderen Disziplinen, vornehmlich in der Philosophie, im Kontext von Traditionen des Denkens entwickelt wurden (Herzog 1984). Andererseits haben psychotherapeutische Perspektiven, das zeigen die Werke von *Jaspers*, *Merleau-Ponty* oder *Foucault* und natürlich von *Paul Ricaur* und *Hermann Schmitz*, zu philosophischen Erkenntnissen – und sei es durch kritische Auseinandersetzung – Gewichtiges beigetragen. *Ricaurs Freud*-Monographie „*De l'interprétation. Essai sur Freud*“ oder *Foucaults „Histoire de la folie à l'âge classique“* (Petzold 20011) sind hierfür beeindruckende Beispiele. In ihnen wird deutlich: Psychotherapie kommt an den „Erzählungen“ des eigenen Feldes, an den Diskursen des eigenen Untergrundes, an der eigenen Geschichte

genauso wenig vorbei wie an den *Narrativen* und *Narrationen* von persönlichen Biographien – von TherapeutInnen wie von PatientInnen – im Spiel der jeweiligen historischen Ereignisse und Zeitgeisteinflüsse (in *Frankreich* der Erste Weltkrieg, in dem *Ricaurs* Vater fiel, *Ricaurs* Kriegsgefangenschaft im Deutschland des Zweiten Weltkrieges, seine Mitarbeit am Projekt der Deutsch-Französischen Freundschaft, das im Élysée-Vertrag am 22.1.1963 kulminierte, dem Jahr, in dem der Autor dieses Beitrages sein Studium in Paris begann). *Ricaurs* Werk steht mitten in der europäischen Geschichte, fokussiert in der des zwanzigsten Jahrhunderts, und ist von ihr imprägniert. Das ist von ihm selbst aber auch im „exzentrischen Blick“ reflektiert worden – „mehrperspektivisch“ – und das macht die eminent europäische Qualität dieses Werkes aus (er bezog die deutsche, französische und angelsächsische Philosophie und Geistesgeschichte konsequent in sein Denken ein!). *Ricaur* ist ein wahrhaft europäischer Denker, dessen vernetzendes Vorgehen eine hohe Aktualität hat in einem Europa, das gegenwärtig um eine *transnationale Europäische Identität* ringt (Petzold 2003m). Er weist damit auch Wege, Psychotherapie über ihre französischen, angelsächsischen und deutschsprachigen Traditionen und Eigenheiten hinaus „europäisch“ zu denken, und dahin ist es noch ein weiter Weg.

Ricaurs Nachdenken über „Zeit und Erzählung“ sensibilisiert dafür, dass *Geschichte* als kollektiv und persönlich erlebtes *Geschehen* einer *Vergangenheit* aus der Retrospektive reproduktiv und gestaltend erzählt werden kann – wie in der vergangenheitsorientierten Psychoanalyse. In ähnlicher Weise wird aber auch *Gegenwart* als aktual *Geschehendes* erzählt – wie in den Hier-und-Jetzt-orientierten Humanistischen Therapien und vielen Systemansätzen. Eine integrative „hermeneutische Therapie“ bzw. „hermeneutische Therapeutik“ (Petzold 2003a, Bd. I) im Anschluss an *Ricaur* und im Ausgriff auf eine *Metahermeneutik* muss in der Moderne, in einer *transversalen Moderne* zumal, noch eine intendierte Wende auf die *Zukunft* als „Unabsehbares“ und als „angestrebte Kommendes“ hinzukommen. Hier wird eine paradigmatische Wende auf die Zukunft hin in der modernen Psychotherapie erforderlich, die zu *proaktivem Handeln* ermutigen muss, zum bewusst

und ethisch verantworteten Gestalten der Zukunft, der individuellen wie der kollektiven (Petzold 2005o), im Rahmen einer „*Vergangenheits-Gegenwarts-Zukunftsmatrix*“ (vgl. Petzold 2003a, Bd. I, „Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration – Chronosophische Überlegungen“; Ricœur 1984, 1985). Diese anvisierte und in den Dynamiken des Realisierungsstrebens stehende Zukunft muss die Möglichkeiten der Biotechnologie und der Neurobiologie, der „*cognitive and affective neurosciences*“ (Gazzaniga, Davidson) mit in die Diskurse tragen (Ricœur/Changeux 1998) und diese metareflexiv auswerten, um auf diese Weise einen hermeneutisch-metahermeneutischen Beitrag zu einer prinzipiell unvollendeten, offenen Dialektik zu leisten: eine *Transversalität*, die alle Bereiche der Erkenntnis wieder und wieder durchquerend, zu überschreitenden Erkenntnismöglichkeiten und -qualitäten findet, zu „Transqualitäten“ (Petzold 2003a; Ricœur 2000). Das Werk *Ricœur* hat immer wieder solche überschreitenden Erkenntnisse *vernetzenden Denkens* hervorgebracht. So wurde von ihm alternativ zum traditionellen, idealistischen Begriff des „autonomen“, selbstreflexiven Subjekts ein hermeneutisch gefasster Begriff des „Selbst“ entwickelt, der radikal die Frage nach dem eigentlichen „Subjekt des Diskurses, des Handelns und der Narration“ in seinem „Bezug zum Anderen“ stellt. Hier nun können und müssen, folgt man seinem *Diskurs*, seiner Methodik des Reflektierens, *Vernetzungen* zur Psychotherapie erfolgen, Überlegungen, wie sie in der Integrativen Therapie mit dem Modell einer „*transversalen Identität*“ und mit dem Konzept der „*persönlichen Souveränität als ausgehandelter*“ in Bezug auf Ricœur aufgenommen wurden (Petzold 2001p). Ricœur, dieser Denker des Verbindenden und des Vernetzens, muss über den kleinen Kreis seiner Schüler und Anhänger in der Integrativen Therapie hinaus für die Psychotherapie fruchtbar gemacht werden! Die Psychoanalyse hatte zu ihrer Zeit Ricœur (1965) weiterführenden Impulse in „*De l'interprétation*“ nicht aufgenommen, etwa die triebdeterministisch-biologistische Position *Freuds* als hermeneutischen Prozess sinngeleiteten Handelns zu explizieren, den Trieb, das Begehren als eine „Semantik des Wunsches“ aufzufassen, der allerdings seinen Bo-

den in der Leiblichkeit keineswegs verliert (was schon Merleau-Ponty 1960 in seinen späten Ausführungen zur Psychoanalyse aufgewiesen hatte). Die Chance zu tiefenhermeneutischen Entwicklungen „jenseits von Lorenzer“ wurde damit vergeben. Dialoge zwischen Psychoanalyse, die ja gegenüber kritischen Einwänden traditionell nie sonderlich offen war, und *ricœur*scher Hermeneutik blieben bislang marginal, was zu bedauern ist, denn sie würden ein fruchtbares Potenzial, besonders für die neuen intersubjektivistischen Diskussionen in der Psychoanalyse, bergen (Orange/Atwood/Stolorow 2001), die beziehungstheoretisch noch wenig Boden, ja durch ihren mageren Philosophiebezug sogar erhebliche intersubjektivitätstheoretische Probleme haben (Petzold/Müller 2005). Hier könnte man aus dem Fundus von Ricœur schöpfen.

Die Integrative Therapie als entwicklungspsychologisch orientierter Ansatz hat aus dem Gespräch mit Ricœur vertiefte Erkenntnisse gewonnen, als sie z.B. seine philosophische Idee der „Entwicklung des eigenen Selbst mit dem Anderen“, des „Anderen im eigenen Selbst“ mit dem Diskurs der „*lifespan developmental psychology*“ (Rutter/Hay 1994) verband. Diese an der modernen Longitudinalforschung ausgerichtete entwicklungspsychologische Orientierung konzipiert von der Babyzeit bis zum Senium strikt interaktional, gegründet auf Ergebnisse der Säuglingsforschung und der Gerontopsychologie (Petzold 2003a, Bd. II, idem 2005a). Eine solche Vernetzung von philosophischer Entwicklungstheorie und Entwicklungspsychologie macht ein neues Verstehen von *Selbstheit* und *Identität* mit dem Anderen möglich (Petzold 2001p; Ricœur 1990). Zugleich wird ein modernes psychotherapierelevantes *Identitätskonzept* gewonnen: *narrative Identität* aus *polyadischen* Erzählungen, aus *POLYLOGEN*, indem der *ricœur*sche *Diskurs* einer personologischen Identitätsphilosophie mit dem *Diskurs* einer entwicklungs- und sozialisationstheoretisch begründeten Identitätspsychologie verbunden wird.

In beiden Diskursen ist „*Identität*“, sind Identitätsprozesse, wie alle Prozesse im Entwicklungsgeschehen, nicht ungefährdet. Die „*Hermeneutik der Erzählungen gelingenden Lebens*“, die identitätsstiftend ist und ein sich entwickelndes, sich kokreativ entfaltendes Selbst ermöglicht,

wird daher immer auch eine „Hermeneutik der Erzählungen des Scheiterns“ zur Seite haben müssen, die Misslingen und Fehlen zu begreifen sucht, so dass jedem naiven Harmonismus, der diese Dialektik auflösen will – entwicklungspsychologisch gesprochen der Dialektik von „protektiven Faktoren und Risikofaktoren“ (Petzold/Müller 2004c) – eine Absage erteilt wird.

Die Zeit der Erzählung ist erzählte Zeit, eine „unendliche Geschichte“ der Veränderungen und der Kontinuitäten von guten und belastenden Geschehnissen, die immer wieder des gemeinsamen Verstehens, der gemeinsamen Auslegung und der verantworteten, gemeinschaftlichen Gestaltung bedarf – also Differenzierungs- und Integrationsarbeit erforderlich macht. Aufgabe einer solchen differenziellen und integrativen Hermeneutik ist es, die „Dialektik der Dauer im Wandel“ zu beschreiben, womit die

Grundlagen einer differenzierenden und integrierenden Therapeutik gelegt sind, die zu „Wegen der Veränderung bei Gewährleistung von Beständigkeiten“ (Petzold/Orth 2005) finden muss unter den Prämissen einer „Ethik der Verantwortung“.

Ricœur formuliert als Bilanz seines Lebens und Denkens in seinem Spätwerk „La mémoire, l'histoire, l'oubli“ (2000) ein Plädoyer für eine „Politik der gerechten Erinnerung“. In der Integrativen Therapie vertreten wir, „in seiner Spur gehend“ (Leviens 1963) und auf diesem Boden die „Politik eines Eintretens für Gerechtigkeit“ und des „Engagements für die Sicherung von WEGEN in die Zukunft“ für uns Menschen (Petzold 2003d, Petzold/Orth 2005), WEGE wie Ricœur sie in seinem Leben immer wieder zu finden suchte. Der Aphorismus, der als Schlussakkord sein letztes großes Werk (Ricœur 2000) beschließt, bringt das zum Ausdruck:

**„Unter der Geschichte, das Gedächtnis und das Vergessen.
Unter dem Gedächtnis und dem Vergessen, das Leben.**

Das Leben zu schreiben aber ist eine andere Geschichte. Unvollendetheit.“

Zusammenfassung

In einem Nachruf werden kompakt Leben und Werk dieses bedeutenden französischen Philosophen unter der Perspektive seiner Bedeutung für das Feld der Psychotherapie dargestellt und insbesondere für die Integrative Therapie. Seine Traditionen – die deutsche, französische, angelsächsische Philosophie – vernetzendes Werk, sein Disziplinen verbindendes Philosophieren, das Sozial-, Geistes-, Kultur- und Naturwissenschaften in den Dialog bringt, hat eine moderne Hermeneutik inauguriert, eine „Metahermeneutik“ (Petzold) vorbereitet, die therapierelevante Themen einer „klinischen Philosophie“ wie Wille, Bewusstsein, Gerechtigkeit, Schuld, Sinn durchdringt und anthropologische, ethische und epistemologische Grundsatzfragen in integrativer Weise entfaltet. – Ricœur ist ein außergewöhnlich profilierter Autor, der nicht nur durch seine grundlegende Freud-Monographie und als Begründer der Tiefenhermeneutik oder als wichtiger Referenzphilosoph der Integrativen Therapie für die Psychotherapie einen eminenten Rang hat, sondern auch durch seine engagierten Arbeiten zu Grundproblemen der Humanität in unserer Zeit einer transversalen Moderne.

Summary: *In Memoriam Paul Ricœur: „Interconnected Thinking“. The Significance of the Philosophy of Paul Ricœur for Integrative Therapy and its Transversal Hermeneutics*

In this obituary a concise overview over life and works of the eminent French philosopher is given focussing his importance for the field of psychotherapy, particularly for Integrative Therapy. His writings are interconnecting the German, Anglo-Saxon and French philosophical traditions, his philosophizing is linking disciplines, social, cultural and natural sciences and has inaugurated a modern form of hermeneutics, preparing the vision of „metahermeneutics“ (Petzold). His work has elaborated on topics central to a „clinical philosophy“ as will, consciousness, guilt, justice, meaning and has unfolded fundamental issues in ethics, anthropology, and epistemology in an integrative way. Ricœur is a distinguished author which has not only by his fundamental monography on Freud, or as the originator of depth-hermeneutics, or as important reference philosopher of integrative therapy an extraordinary position in psychotherapy but also by his contributions concerning basic problems of humaneness in our time of transversal modernity.

Keywords: obituary of Ricœur, clinical philosophy, psychotherapy, hermeneutics, integrative therapy

Anhang

Die Integrative Therapie als transversales, sich be- ständig überschreitendes Verfahren „ist dem hera- kliteischen prozessualen „*panta rhei*“ („alles fließt“) verpflichtet und sieht therapeutische Arbeit als eine *gemeinsame* phänomenologisch-hermeneutische Such- bewegung, einen gemeinschaftlichen Prozess neuro- wissenschaftlich fundierten, „komplexen Lernens“ (Sieper/Petzold 2002) von TherapeutInnen und ihren PartnerInnen, den PatientInnen, den Familien in di- alogischen, ja *polylogischen* Prozessen, da das *familiale* und *amicale* Netzwerk, das „Weggeleit“, der „Kon- voi“, der signifikanten Anderen (G.H. Mead) stets real oder virtuell präsent ist: Es sind immer mehrere Spre- cher und Zuhörer anwesend, wie *Mikhail Bakhtin* (1981) deutlich macht (Petzold 2002c, 2006a), die mit- einander in „*Ko-responsenz*“ stehen. Sie bestimmen in Konsens-Dissensprozessen Ziele und Verlauf ei- ner Behandlung aus einer Position der „*Mehrpers-*

pektivität“– womit zwei „Kernkonzepte“ der IT ge- nannt sind (idem 2002b). Die mehrperspektivische Betrachtungsweise beschreibt die Fähigkeit des „sensorischen Systems“, vielfältige Wirklichkeit aus unterschiedlichsten Blickwinkeln *wahrzunehmen*, des „mnestischen Systems“, sie aufgrund einer Vielfalt aktivierter Erfahrungen zu *erfassen*, und des „kogni- tiven Systems“, sie mit ihren Zusammenhängen vor den soziokulturellen und politökonomischen Hin- tergründen zu *verstehen*, vorhandene Komplexität zu *erklären* – so der neurokognitive und hermeneutische Prozess –, um Problemsituationen dann kooperativ zu *strukturieren* und in Performanzen, Prozessen „komplexen Lernens und Handelns“ (Sieper 2001) aktiv zu *verändern*. Die Reflexion dieses gesam- ten Prozesses mit seinen neurobiologischen Voraus- setzungen und in seinen kulturhistorischen Kontextdi- mensionen als Meta- bzw. Hyperreflexion wird als „*transversale Hermeneutik*“ oder „*Metahermeneu- tik*“ bezeichnet.

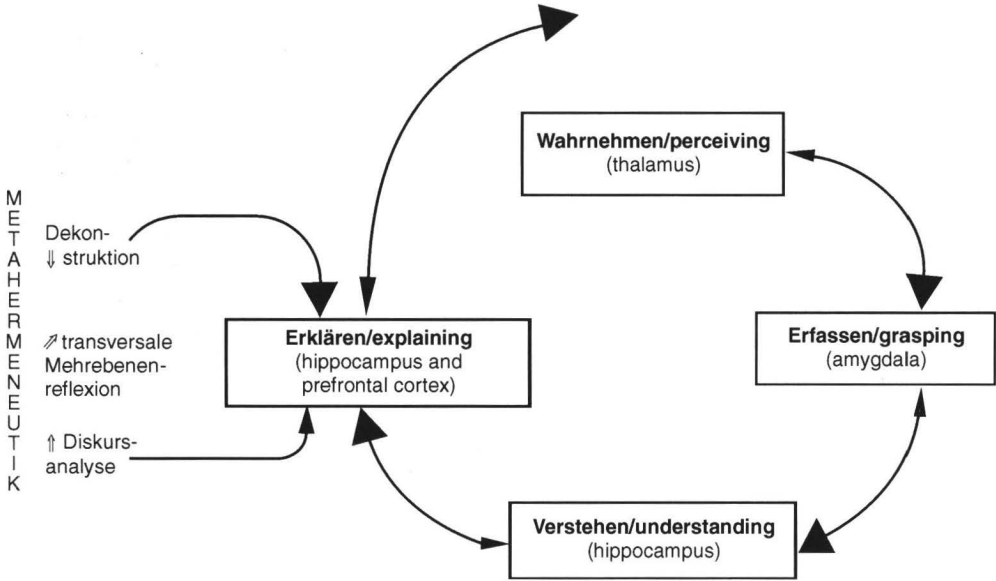


Abb. 1: Die hermeneutische Spirale „Wahrnehmen ↔ Erfassen ↔ Verstehen ↔ Erklären“ und ihre Überschreitung des Erklärens durch ↑ Diskursanalyse (Foucault), ↓ Dekonstruktion (Derrida), ↗ transversale Mehrebenenreflexion (Petzold) zu einer Metahermeneutik (aus Petzold 2003a).

Dieser spiralig progredierende, in sich rückbezügliche Prozess beginnt mit dem *Wahrnehmen* (Innen- und Außenwahrnehmung) als der Grundfunktion, die auch in der Diagnostik von Wahrnehmungsstörungen als Basis zahlreicher Verhaltens- bzw. Persönlichkeitsstörungen besondere Aufmerksamkeit erhält („Wie nimmt der Patient sich und die Welt wahr?“), denn damit ist die zweite Funktion des *Erfassens*, d.h. des *Aufnehmens*, des Erkennens bzw. Wiedererinnerns, Behaltens, Verarbeitens verbunden („Wie nimmt der Patient sich und die Welt auf, wie erfasst er, verarbeitet er das Wahrgenommene?“). Auf diesem Prozess gründen das *Verstehen* und das *Erklären*. Die Spirale ist damit in zwei Doppeldialektiken organisiert: *Wahrnehmen* ↔ *Erfassen* ↔ *Verstehen* ↔ *Erklären*, die erste als leibnahe Dialektik, die zweite als vernunftnahe Dialektik. In ihnen konstituiert sich leibhaftige Erkenntnis, in der die Polarisierung „Aktion und Kognition“ überwunden werden kann. Im Bereich des *Erklärens* können die habituellen Erklärungsdiskurse auf der Ebene der Alltagsreflexion oder der fachdisziplinären Reflexivität durch „Diskursanalysen“ (sensu *Foucault*), „Dekonstruktionen“ (sensu *Derrida*) und „transversale Mehrebenenreflexionen“ (sensu *Petzold*) überschritten werden zu einem „polyvalenten Erklären“, das um Aufklärung der Bedingungen seiner Erklärungsprozesse (der kulturellen wie der neurobiologischen) bemüht ist und die Mehrwertigkeit der *Erklärungen* hinlänglich zu überschauen versucht, wie es für die **Metahermeneutik** im Verständnis des Integrativen Ansatzes charakteristisch ist.

Für dieses Modell ist das Konzept der Transversalität zentral, das an Wolfgang Welschs (1996) Theorie der „transversalen Vernunft“ Anschluss nehmen kann. Ich habe es wie folgt bestimmt:

Transversalität ist ein Kernkonzept, das das Wesen des „Integrativen Ansatzes“ in spezifischer Weise kennzeichnet: ein offenes, nicht-lineares, prozessuales, pluriformes Denken, Fühlen, Wollen und Handeln, das in permanenten Übergängen und Überschreitungen (*transgressions*) die wahrnehmbare Wirklichkeit und die Welten des Denkens und der Imagination, die Areale menschlichen Wissens und Könnens durchquert, um Erkenntnis- und Wissensstände, Methodologien und Praxen zu konnektivieren, ein „Navigieren“ als „systematische Suchbewegungen“ in Wissenskomplexität und Praxisbereichen, in denen die Erkenntnishorizonte und Handlungsspielräume ausgedehnt werden können (*Petzold* 1981, 1988).

Wirklichkeit, wie sie sich dem Menschen der Spätmoderne darbietet, durchtränkt mit einer Fülle von Informationen, vernetzt mit einer Vielzahl von Netzen, die wiederum multipel konnektiviert sind, wird in radikaler Weise offen: „Transversale Linien durchbrechen die Paradigmen der Hermetik von partikularistischen Teilöffentlichkeiten und abgeschotteten Subkulturen, durchziehen transsektoral mehrere Felder, verketten gesellschaftliche Kämpfe und künstlerische Interventionen und Theorieproduktion und ... Das UND, die Addition ist als Vielfalt temporärer Allianzen zu verstehen, als produktive Verkettung von nie glatt Zusammenpassendem, ständig sich Reibendem, durch diese Reibung Vorangetriebenem oder auch sich wieder Auflösendem. Es wendet sich zugleich gegen Zersplitterung, Parzellierung, Fraktionierung wie gegen das Aufgehen in einer großen Einheitsfront. Das UND meint also weder ein wahlloses und widerspruchsverdeckendes Aneinanderreihen von Zufälligem noch einen gefräßigen Inklusionsmechanismus ...“ (*Raunig* 2004).

»Ich verstehe unter *Transversalität*¹ ein Voranschreiten/Überschreiten in den immer deutlicher werdenden explorativen Suchbewegungen von vielen Menschen, Organisationen, Institutionen – weltweit –, die bereit sind, nach vielen Seiten hin *Angrenzungen* zu wagen, sich also nicht primär durch *Abgrenzung* definieren und die gegenüber vielfältigen Fragestellungen, besonders solchen, die nicht aus dem eigenen Denkradius stammen, offen sein wollen. *Transversales* ereignet sich in regionalen und internationalen Foren und Gremien, mit TeilnehmerInnen, die aus *hyperexzentrischen* Perspektiven auf die „globalen Modernisierungsprozesse“ zu schauen vermögen, sie wahrnehmen und sozialempathisch zu erfassen, emotional zu begreifen, kognitiv zu verstehen und zu erklären suchen. Es gilt, transversale Phänomene der Moderne in ihrer Vielfalt, Verschiedenheit, aber auch Konkordanz zu analysieren, um sie auf dieser Basis in einer Weise so zu steuern und zu nutzen, dass das Überschrittene nicht verloren geht, auch wenn man es hinter sich

lässt, sondern dass es gesammelt, gesichtet, in Diskursen breit konnektiviert, durch *Ko-responsenzprozesse* (Petzold 1978c) kritisch-metareflektiert und integriert wird. Damit nämlich wird Innovation möglich, kann Zukunft *proaktiv* und verantwortlich geplant, ethisch fundiert und nachhaltig gestaltet (gr. *poiein*) werden. Überschritte (*transgressions*) können dann bewusst geschehen, weil die „Ursachen hinter den Ursachen und die Folgen nach den Folgen“ (idem 1994c) hinlänglich bedacht sind. Das kennzeichnet Menschheit in einer „*transversalen Moderne*“ (idem 1981), die sich ihrer selbst und ihrer selbstinitiierten Modernisierungsprozesse in ihren positiven und negativen Potentialitäten, Prekaritäten und Destruktivitäten auf globaler Ebene immer deutlicher bewusst wird. Das bietet die Chance zu kollektiven Willensbildungen, Entscheidungen und konkreten Initiativen, *gerechte Verhältnisse* für die Menschen dieser Welt zu schaffen und *ökologischen Schutz* für den Lebensraum dieses Planeten zu realisieren.« (Petzold 2005r)

Literatur

Wesentliche Publikationen Ricoürs:

- (1960) Philosophie de la volonté. Finitude et culpabilité I. L'homme faillible; Philosophie de la volonté II. La symbolique du mal. Paris, Aubier Montaigne [dt.: (1971) Die Fehlbarkeit des Menschen. Phänomenologie der Schuld I; Symbolik des Bösen. Phänomenologie der Schuld II. München/Freiburg, Alber].
- (1965) De l'interprétation. Essai sur Freud. Paris, Seuil [dt.: (1969) Die Interpretation. Ein Versuch über Freud. Frankfurt a.M., Suhrkamp].
- (1968) Entretiens Paul Ricoeur – Gabriel Marcel. Paris, Mouton [dt.: (1970) Gespräche. Frankfurt a.M., Knecht].
- (1969) Le conflit des interprétations. Essais d'herméneutique. Paris, Seuil [dt.: (1973) Hermeneutik und Strukturalismus. Der Konflikt der Interpretationen I; (1974) Hermeneutik und Psychoanalyse. Der Konflikt der Interpretationen II. München, Kösel].
- (1975) La métaphore vive. Paris, Seuil [dt.: (1986) Die lebendige Metapher. München, Wilhelm Fink].
- (1981) Hermeneutics and the human sciences. Essay on language, action and interpretation. Cambridge, Cambridge University Press, 1998².

- (1983) Temps et récit. Vol. I; (1984) Vol. II: La configuration dans le récit de fiction; (1985) Vol. III: Le temps raconté. Paris, Gallimard [dt.: (1988) Zeit und Erzählung. Band I: Zeit und historische Erzählung; (1989): Zeit und Erzählung. Band II: Zeit und literarische Erzählung; (1991): Zeit und Erzählung. Band III: Die erzählte Zeit. München-Freiburg, Wilhelm Fink].
- (1985) Irrationality and the plurality of philosophical systems. *Dialectica* 39(4): 297-319.
- (1987) Du texte à l'action. Essais d'herméneutique II. Paris, Seuil.
- (1988) Lectures on ideology and utopia (ed. by G.H. Taylor). New York, Columbia University Press.
- (1990a) Soi-même comme un autre. Paris, Seuil [dt.: (1996) Das Selbst als ein Anderer. München-Freiburg, Wilhelm Fink].
- (1990b) Liebe und Gerechtigkeit. Tübingen, Mohr.
- (1991) Reflection and imagination. A Ricoeur reader (ed. by M.J. Valdés). Toronto, University of Toronto Press.
- (2000) La mémoire, l'histoire, l'oubli. Paris: Seuil [dt.: (2004) Gedächtnis, Geschichte, Vergessen. München: Fink].
- Ricoeur, P., Changeux, P. (1998) Ce qui nous fait penser. La nature et la règle. Paris: Odile Jacob.

1 Zur lexikalischen Bedeutung: **Trans** | **ver** | **sa** | **le** – 1 eine Figur durchschneidende Gerade; 2 ein Land durchquerende Eisenbahnstrecke oder Fahrstraße. – Franz.: **transversal, ale**, aux adj. – 1. Qui traverse en coupant perpendiculairement au sens de la longueur (ou de la hauteur). Quitter le boulevard et prendre une rue transversale. 2. GÉO. Le profil transversal résulte de l'abaissement des versants par l'ablation des débris. 3. PHYS. La langue est constituée d'une charpente ostéofibreuse, qui comporte l'os hyoïde et deux membranes fibreuses, l'une verticale (le septum médian), l'autre transversale (la membrane hypo-glossienne), sur lesquelles viennent se réunir les dix-sept muscles qui assurent à la langue sa grande mobilité. 4. SOC. compétence transversale: Savoir-agir complexe fondé sur la mobilisation et l'utilisation efficaces d'un ensemble de ressources.

Literatur zu Biographie und Werk:

- Greisch, J., Kearney, R. (1991): Paul Ricoeur. Les métamorphoses de la raison herméneutique. Actes du colloque de Cérisy-la-Salle, 1.-11.8.1988. Paris.
- Hahn, L.W. (1995): The philosophy of Paul Ricoeur. Chicago-La Salle, Pub Group West (mit Bibliographie von Paul Ricoeur: A primary and secondary systematic bibliography von F.D. Vansina).
- Mallery, J.C., Hurwitz, R., Duffy, G. (1986): Hermeneutics: From textual explication to computer understanding? MASSACHUSETTS INSTITUTE OF TECHNOLOGY ARTIFICIAL INTELLIGENCE LABORATORY A.I. Memo No.871 May 1986. Revidiert in: Shapiro SC, Eckroth, D (Ed) (1987) Encyclopedia of artificial intelligence (pp. 86-99). New York, John Wiley & Son.
- Mattern, J. (1996): Paul Ricoeur zur Einführung. Hamburg, Junius.

Literatur zum Text:

- Bakhtin, M.M. (1981): Dialogical imagination, Austin TX: University of Texas Press.
- Botton, de, A. (2000): Les consolations de la philosophie. Paris. Mercure de France.
- Davidson, R.J. (2000): Affective Style, Psychopathology, and Resilience: Brain Mechanisms and Plasticity. *American Psychologist* 55, 1196-1214.
- Derrida, J. (1986): Positionen. Graz: Böhlau.
- Foucault, M. (1969): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Suhrkamp, Frankfurt.
- (1984): Eine Ästhetik der Existenz (1984). In: Von der Freundschaft der Lebensweise. Michel Foucault im Gespräch. Berlin: Merve, frz. in: (1994): Dits et Écrits. Paris. Gallimard.
- Gazzaniga, M.S. (2000): The new cognitive neurosciences, Cambridge (MA), MIT Press.
- Gebhardt, M., Petzold, H.G. (2005): Die Konzepte „Transversalität“ und „Mehrperspektivität“ und ihre Bedeutung für die Integrative Supervision und das Integrative Coaching. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift – Jg./2005.
- Hadot, P. (2001): La philosophie comme manière de vivre. Entretiens avec Jeannine Carlier et Arnold I. Davidson. Paris: Albin Michel.
- Haessig, H., Petzold, H.G. (2004): Emmanuel Levinas – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): Personenlexikon der Psychotherapie. Wien: Springer.
- , — (2004a): Emmanuel Levinas – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): Personenlexikon der Psychotherapie. Wien: Springer.
- , — (2004b): Hannah Arendt – eine Referenztheoretikerin der Integrativen Therapie. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 1/2004
- Henry, M. (1992): Radikale Lebensphänomenologie. Freiburg: Alber.
- (2002): Inkarnation. Eine Philosophie des Fleisches. Freiburg: Alber.
- (2005): Affekt und Subjektivität. Freiburg: Alber.

- Mongin, O. (1998): Paul Ricoeur. Paris, Seuil.
- Petzold, H.G. (2002b): Zentrale Modelle und Kernkonzepte der „Integrativen Therapie“. Düsseldorf-Hückeswagen, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit [POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit; unter www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm].
- (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn, Junfermann.
- Reagan, C.E. (1998): Paul Ricoeur: His life and his work. Chicago, University of Chicago Press.
- Waldenfels, B. (1987): Paul Ricoeur: Umwege der Deutung. In: idem, Phänomenologie in Frankreich, 266-335, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herzog, W. (1984): Modell und Theorie in der Psychologie, Göttingen: Hogrefe.
- Jakob-Krieger, C., Dreger, B., Schay, P., Petzold, H.G. (2004): Mehrperspektivität – ein Metakonzep der Integrativen Supervision. Zur „Grammatik“ – dem Regelwerk – der mehrperspektivischen, integrativen Hermeneutik für die Praxis. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift – 1/2004.
- Janet, P. (1894): Manuel du baccalauréat de l'enseignement secondaire classique. Philosophie, Paris: Nony.
- (1889): L'automatisme psychologique, Paris: Alcan. Reprint: Société Pierre Janet, Paris 1973.
- Jaspers, K. (1946): Allgemeine Psychopathologie, Berlin: Springer.
- Kühn, R., Petzold, H.G. (1991): Psychotherapie und Philosophie, Junfermann, Paderborn.
- Levinas, E. (1963): La trace de l'autre, Paris; dtsh. Die Spur des anderen, Alber, Freiburg 1983.
- Marcel, G. (1935): Être et avoir, Paris: Alcan.
- (1945): Homo Viator, Alcan, Paris; dtsh. Bastion, Düsseldorf 1949.
- (1967): Die Menschwürde und ihr existentieller Grund, Frankfurt: Knecht.
- Marinoff, L. (2001): Más Platón y menos prozac. Barcelona: Ediciones B. Orig. Plato not Prozac. New York: Harper Collins Publ. 1999.
- Marx, G., Petzold, H.G. (2004): Hermann Schmitz – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): Personenlexikon der Psychotherapie. Wien: Springer.
- Merleau-Ponty, M. (1960): Préface à l'ouvrage de Hesnard: L'oeuvre de Freud et son importance dans le monde moderne, Paris: Payot.
- Orange, D.M. Atwood, G.E., Stolorow, R.D. (2001): Intersubjektivität in der Psychoanalyse: Kontextualismus in der psychoanalytischen Praxis. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Petzold, H.G. (1971): „Philosophie Clinique, Thérapeutique philosophique, Philopraxie“, Antrittsvorlesung anlässlich der Berufung zum Professor für „Psychologie Pastorale“ am Institut St. Denis, Etablissement d'Enseignement Supérieur Libre des Sciences Théologiques et Philosophiques, Paris.

- (1991a): *Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie*, Junfermann, Paderborn. Überarb. Neuauflage 2003a.
- (1994c): *Metapraxis: Die „Ursachen hinter den Ursachen“ oder das „doppelte Warum“ – Skizzen zum Konzept „multipler Entfremdung“ und einer „anthropologischen Krankheitslehre“ gegen eine individualisierende Psychotherapie*, in: Hermer, M. (Hrsg.). (1995): *Die Gesellschaft der Patienten*. Tübingen: dgvt-Verlag. 143-174.
- (1999q): *Das Selbst als Künstler und Kunstwerk – Rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“*. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. Und in: *Kunst & Therapie* 1-2/1999, 105-145, *Integrative Therapie* 3/2004; Auch in: Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 07/2001.
- „et al.“ (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ – Polyloge collagieren der Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen. Hommage an Paul Ricœur, *Integrative Therapie* 4/2002, 332-416.
- (2001l): *Quellen der Integrativen Therapie*: Michel Foucault. *Gestalt* 43, Februar 2002, S. 58-60 und in Stumm, G. et al. (2005): *Personenlexikon der Psychotherapie*. Wien: Springer.
- (2001p/2004): „Transversale Identität und Identitätsarbeit“. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“. Düsseldorf/Hückeswagen, bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 10/2001, Update 2004, *Integrative Therapie* 4, 2004.
- (2002c): POLYLOGE: die Dialogzentrierung in der Psychotherapie überschreiten. Perspektiven „Integrativer Therapie“ und „klinischer Philosophie“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 04/2002.
- (2003d): Unrecht und Gerechtigkeit, Schuld und Schuldfähigkeit, Menschenwürde – der „Polylog“ klinischer Philosophie zu vernachlässigten Themen in der Psychotherapie. *Integrative Therapie* 1, 27-64.
- (2004b, vgl. Updating 2006a, Lust auf Erkenntnis): Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 1/2004.
- (2004c): Pierre Janet – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. In: Petzold (2004b/2006a).
- (2004d/2006a): Paul Ricœur – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): *Personenlexikon der Psychotherapie*. Wien: Springer.
- (2004f/2006a): Gabriel Marcel – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): *Personenlexikon der Psychotherapie*. Wien: Springer.
- (2004g, 2006a): Maurice Merleau-Ponty – ein Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Bei: [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 1/2004 und bei Stumm, G. et al. (2005): *Personenlexikon der Psychotherapie*. Wien: Springer.
- (2005r): Entwicklungen in der Integrativen Therapie als „biopsychosozialökologisches“ Modell – Überlegungen zu Hintergründen und proaktiven Perspektiven. „Integrative Therapie“ 40 Jahre „auf dem Wege und auf der Suche“ [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – Jg. 2005.
- (2006a, updating von 2002p und 2004b.): „Lust auf Erkenntnis“ ReferenztheoretikerInnen und -disziplinen der Integrativen Therapie – Polyloge und Reverenzen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) – POLYLOGE: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 14/2002.
- Müller, L. (2004c): Integrative Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie – Protektive Faktoren und Resilienzen in der diagnostischen und therapeutischen Praxis. *Psychotherapie Forum* 4, 185-196.
- , — (2005): MODALITÄTEN DER RELATIONALITÄT – Affiliation, Reaktanz, Übertragung, Beziehung, Bindung – in einer „klinischen Sozialpsychologie“ für die Integrative Supervision und Therapie. In: Petzold, H. G., *Integrative Supervision*, 2. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. (in Vorber.)
- , Orth, I. (1999a): Die Mythen der Psychotherapie. Ideologien, Machtstrukturen und Wege kritischer Praxis. Paderborn: Junfermann.
- , — (2005): „Unterwegs zum Selbst“ und zur „Weltbürgergesellschaft“ – „Wegcharakter“ und „Sinndimension“ des menschlichen Lebens – Perspektiven Integrativer „Kulturarbeit“ – Hommage an Kant, in: dieselben Sinn, Sinnerfahrung, Lebenssinn in Psychologie und Psychotherapie. 2 Bände. Bielefeld: Edition Sirius beim Aisthesis Verlag S. 689-791.
- , —, Sieper, J. (2005): Erkenntniskritische, entwicklungspsychologische, neurobiologische und agogische Positionen der „Integrativen Therapie“ als „Entwicklungstherapie“ Grundlagen für Selbsterfahrung in therapeutischer Weiterbildung, Supervision und Therapie – Theorie, Methodik, Forschung. Hückeswagen: Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, in: Petzold, H. G., Schay, P., Scheiblich, W. (2006): *Integrative Suchtherapie*. Bd. II. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Raunig, G. (2004): TRANSVERSAL oder Die Linie, die nichts verbinden muss, *Transversal*.
- Schmid, W. (1999): *Philosophie der Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 3. Aufl.
- Welsch, W. (1996): *Vernunft*, Frankfurt: Suhrkamp.

Korrespondenzadresse:

Univ.-Prof. Dr. mult. H. G. Petzold
Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit
Wefelsen 5
42499 Hückeswagen

Zum Andenken an Hildegund Heintl

Hildegund Heintl ist am 27.12.2005 im Kreise ihrer Familie in Mainz gestorben, nach einem arbeitsreichen Leben voller Engagement, Aktivität und Kreativität bis in ihr letztes Lebensjahr. Sie ist hochgeehrt als Pionierin der Psychosomatischen Orthopädie¹, Mitbegründerin des Fritz Perls Instituts in seiner institutionellen Form [1974]², Lehrtherapeutin der Österreichischen Ärztekammer und Trägerin des Bundesverdienstkreuzes³.

1919 wurde sie in der schwierigen Zeit der Weltwirtschaftskrise geboren, hat die Hitlerzeit erlebt, den 2. Weltkrieg, Flucht und Vertreibung⁴ durchlitten und Aufbauarbeit der Nachkriegszeit in der großen orthopädischen Praxis ihres Mannes geleistet, die sie dann später weiterführte. Sie war Mutter von vier Söhnen, die alle Ärzte wurden. Die 1944 promovierte Ärztin hatte die schweren körperlichen Schäden ihrer Patienten zu behandeln und fand 1970 auf den Lindauer Therapietagen in einer integrativ und methodenkombinierend ausgerichteten Psychodramagruppe, geleitet von *Hilarion Petzold*, mit dem Thema „Psychodramatherapie vom Leibe her“, erste sinnvolle Antworten auf die Fragen, die sie bewegten⁵, Fragen nach den Zusammenhängen zwischen körperlichen und seelischen Schmerzen und ihrer Symbolisierung⁶, den Entstehungsbedingungen von Krankheit durch lebensgeschichtliche Traumata und Mangelereignisse und durch aktuelle Belastungen, besonders in der Arbeitswelt⁷.

Mit Elan widmete sie sich von 1970 bis 1974 ihrer Ausbildung im Integrativen Verfahren bei seinem Begründer und eignete sich seine Teilmethoden an (Psychodrama, Leib- und Bewegungstherapie, Gestalttherapie, Arbeit mit kreativen Medien und Körperarbeit), um dann den strukturellen und organisatorischen Aufbau des Fritz Perls Instituts – FPI, Düsseldorf (1974) und der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit EAG, Hückeswagen (1981)⁸, mit zu betreiben. Die kokreative Zusammenarbeit der Gründerpersönlichkeiten hat die dynamische Entwicklung des Integrativen Ansatzes möglich gemacht. *H. Heintl* war in vielfältigen Funktionen tätig: als Lehrtherapeutin, langjährige Ausbil-

dungsleiterin⁹, Kontrollanalytikerin, Supervisorin¹⁰.

Im Zusammenspiel von „Differenzierung und Integration“, von „Ko-responsenz und Regulation“ als theoretische und methodologische Kernkonzepte konnte im ko-respondierenden Zusammenwirken dieser Gründergeneration der ganzheitliche und differenzielle Ansatz der **Integrativen Therapie** von *Hilarion Petzold* weiter entwickelt werden, was in zahlreichen gemeinsamen Veröffentlichungen Ausdruck fand. Sein Zentrum waren: *Leiborientierung*¹¹, *Netzwerkorientierung*, *Identitätsförderung* und *kokreative Arbeit in fokalen Kurzzeitbehandlungen*¹². Jeder brachte seine Fähigkeiten in diese synergetischen Entwicklungsprozesse ein: *Hildegund Heintl* den „ärztlichen Blick“ und das „ärztliche Ethos“, ihre hohe Intuition für leiblich-zwischenleibliche Prozesse und psychosomatische Zusammenhänge und ihren feinfühligsten Umgang mit Körperinterventionen. 1975 wurde die Zeitschrift „Integrative Therapie“ gegründet, zu deren Mitherausgeberinnen Hildegund Heintl¹³ über mehr als 20 Jahre gehörte.

Immer lehrte in der Einzeltherapie oder in Gruppen die ärztlich und orthopädisch orientierte Leibtherapeutin¹⁴ und zugleich die auf psychologische Zusammenhänge gerichtete Psychotherapeutin¹⁵. Das machte den besonderen Stil und die Faszination an ihrer Arbeit aus. Man merkte: Hier arbeitet die im Umgang mit PatientInnen – oft ganz einfache Leute¹⁶ – und an ihrem Schicksal engagierte Praktikerin. „Zuerst kommt der Patient“, so ihr Wahl-spruch!

Über Jahre hat sie an FPI/EAG Seminare zu psychosomatischen Themen wie „Mein Rücken schmerzt“¹⁷ angeboten. Sie arbeitete an der Weiterentwicklung des spezifischen Ansatzes der „Integrativen Leibtherapie“, der „Thymopraktik“¹⁸ von *Hilarion Petzold* mit (zusammen mit *Ilse Orth*), die von diesen Protagonisten auch in der gemeinsam konzipierten Thymopraktik-Ausbildung gelehrt wurde. Sie umfasste diagnostische Übungen, Sensibilisierung für Körpersprache und die Handhabung der therapeutischen Beziehung in der Leibar-

beit. Thymopraktik ist ein nicht auf *Wilhelm Reich* gegründetes, leibphänomenologisches und leibhermeneutisches Verfahren¹⁹, das an funktionsanatomischen und neurobiologischen Prinzipien – der Psycho- und Neuromotorik²⁰ – orientiert ist. Diese Konzeptbildung kam ihr als von der empirischen Medizin herkommende Orthopädin entgegen und genau in dieser Kombination ohne Rekurs auf vorwissenschaftliche „Energiekonzepte“ lag ihr Arbeitsinteresse und ihr Bemühen um die Entwicklung einer modernen Psychosomatikkonzeption²¹ des Bewegungsapparates, die *Hildegund Heintl* ein besonderes Anliegen waren.

Um die integrative Arbeit und speziell ihre Praxis der psychosomatischen Behandlung des Rückenschmerzes auch durch Forschung zu fundieren, begann sie an der EAG mit einem Forschungsprojekt: „Veränderungen nach Integrativer Therapie bei PatientInnen mit chronischen Rückenschmerzen“ (*Müller/Czogalik* 1996/2003), in der die von ihr entwickelte Form der „Kurzzeit-Therapie der leiborientierten Integrativen Therapie“ (*ibid.*, 477) in einer kontrollierten Studie evaluiert wurde – mit sehr guten Ergebnissen²².

Seit 1990 war *Hildegund Heintl* neben ihrer Tätigkeit an FPI/EAG im Soonwaldschlösschen tätig, einem von ihr mit und für ihren Sohn Dr. med. *Peter Heintl*, Psychiater und Familientherapeut, begründeten Weiterbildungs-

zentrum, wo sie dann während ihrer letzten Jahre nach Beendigung ihrer Arbeit an der EAG²³ sich ihrem besonderen Anliegen zuwandte: der Fortbildung von ÄrztInnen in der psychosomatischen Medizin und Psychotherapie. Von diesem ihrem letzten Wirkungsort her entfaltete sie auch eine rege Vortragstätigkeit auf Tagungen und Kongressen. Bis ins hohe Alter leistete sie eine umfangreiche Weiterbildungs- und Seminartätigkeit. Selbst das kritische Lebensereignis ihres Schlaganfalls bewältigte sie mit unermüdlichem Üben, der Nutzung all ihres ärztlichen und psychotherapeutischen Erfahrungswissens und mit der kreativen Arbeit an ihrem Buch „Und wieder blühen die Rosen. Mein Leben nach dem Schlaganfall“²⁴. Sie arbeitete eng mit ihrem ältesten Sohn *Peter Heintl* zusammen, dem sie auch ihren wissenschaftlichen Nachlass übertrug.

Hildegund Heintls Herzlichkeit und ihr Engagement für Menschen, ihre mitfühlend-intuitive Arbeit in den Tiefenschichten biographischen Leids, ihre Modellfunktion als Lehrtherapeutin in der Ausbildung hat viele Menschen beeindruckt und war ihnen auf ihrem Weg in die Psychotherapie und Leibtherapie als Berufung und Beruf Vorbild. Sie wird allen, die mit ihr arbeiten durften, im Gedächtnis bleiben.

Prof. Dr. Johanna Sieper

Fritz Perls Institut Düsseldorf

Europäische Akademie für psychosoziale
Gesundheit

Anmerkungen

- 1 Siehe die Laudatio von G. Gerhardt, von der Kassenärztlichen Vereinigung anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes. In: *Petzold, H.G., Sieper, J.* (1993): *Integration und Kreativität*. Paderborn: Junfermann, 405f.
- 2 Zunächst von H. Petzold und J. Sieper als GBR in Düsseldorf und Basel 1972 begründet, wurde 1974 mit H. Heintl, K. Martin und H.-J. Suess die gemeinnützige GmbH in Düsseldorf gegründet. Vgl. zur Entwicklung A. Schreyögg, Prozesse der Organisationsentwicklung von FPI/EAG – Kultur- und Strukturanalyse. In: *Petzold/Sieper* 1993, Bd. 2, 25-41.
- 3 Vgl. Text des Begründungsdokuments, *Petzold/Sieper* (1993) 404.
- 4 Für sie lebenslang ein Schwerpunktthema ihrer Arbeit, vgl. *Hildegund Heintl, Peter Heintl* (2004): *Körperschmerz – Seelenschmerz*. München: Kösel und Heintl, P. (1994): *Maikäfer flieg ...*, Kösel, München.
- 5 Vgl. *Lemke, J.* (1993): *Leiblichkeit und Beziehungsqualität. Hildegund Heintls Beitrag zu einer ganzheitlichen Arbeit mit Menschen an FPI und EAG*, in: *Petzold/Sieper* 1993, II, 399-403.
- 6 *H. Heintl* (1985): *Körper und Symbolisierung, Integrative Therapie* 3-4.
- 7 *Petzold, H.G.; Heintl, H.* (1981): *Körpertherapie in: R. Bastine et al., Grundbegriffe der Psychotherapie*, edition psychologie, Weinheim, 209-211. *Petzold, H.G.; Heintl, H.* (1983): *Psychotherapie und Arbeitswelt*, Junfermann, Paderborn.

- 8 Schreyögg, Anmerk. 2.
- 9 1972-1976 Petzold/Sieper 1976-1995 Heinl. Vgl. Petzold, H.G.; Heinl, H. (1988): Weiterbildungsrichtlinien „Integrative Therapie/Gestalttherapie, psychotherapeutischer Zweig“, 4. überarb. Aufl. der Richtlinien von Petzold/Sieper, Düsseldorf 1972, FPI/EAG, Hückeswagen.
- 10 Petzold, H.G.; Heinl, H. (1981): Einige Gedanken zu Inhalt und Struktur von Supervision in der Psychotherapieausbildung, *Gestalt-Bulletin* 1/2, 38-41.
- 11 Petzold, H.G.; Heinl, H. (1980): Körper- und Leibtherapie, *Gestalt-Bulletin* 2/3, 13-18.
- 12 Vgl. die höchst innovative Arbeit von Hilarion und Hildegund: 1980. „Gestalttherapeutische Fokaldiagnose und Fokalintervention bei Störungen aus der Arbeitswelt“, *Integrative Therapie* 1 (1980) 20-57.
- 13 Vgl. ihre Editorials Heft 2-3 1975 und 3-4 1977.
- 14 Heinl, H., Spiegel-Rösing, I. (1978): Integrative Gestalttherapie und Orthopädie, *Integrative Therapie*, 10, 1978, 58-65.
- 15 Heinl, H. (1992): Körpertherapie in der Praxis, in: Lindauer Texte, Hrsg. Buchheim P. et al. Heidelberg: Springer.
- 16 Heinl, H., Petzold, H.G., Walch, S. (1983): Gestalttherapie mit Patienten aus benachteiligten Schichten, in: Petzold/Heinl (1983) 267-309, zit. Anmerk 7.
- 17 Vg. Heinl, H. (1998), in: Die Behandlung chronischer Rückenschmerzen. – Grundlagen – Therapiekonzept – offene Fragen. Hrsg. Riedel, H., Henningsen, P., Blieskastel: Stiftung Psychosomatik der Wirbelsäule.
- 18 Petzold, H.G. (1975e): Thymopraktik als körperbezogene Arbeit in der Integrativen Therapie. *Integrative Therapie* 2/3, 115-145; Heinl, H. (1986): Groddeck und die Integrative Leibtherapie. In: Groddeck Almanach, Frankfurt: Stroemfeld/Roter Stern. S. 179-185; Petzold, H.G., Orth, I. (1993e): Integrative Leibtherapie – Thymopraktik, die Arbeit mit Leib, Bewegung und Gefühl, Weiterbildung am Fritz Perls Institut und an der EAG, in: Petzold/Sieper (1993a) 519-536.
- 19 In der Tradition von M. Merleau-Ponty, G. Marcel, J.F.F. Buytendijk, Impulse von G. Groddeck und S. Ferenczi einbeziehend.
- 20 Modelle von N.A. Bernstein, A.R. Lurija.
- 21 Sie stand hier mit Th. von Üexküll in Kontakt.
- 22 Müller, I., Czogalik, D. Auszug aus der Evaluationsstudie über die therapeutische Arbeit von Hildegund Heinl, in: Leitner, T. (2003): Entwicklungsdynamiken in der Psychotherapie. Wien: Krammer, 477-598.
- 23 Aus gesellschafts- und gemeinnützigkeitsrechtlichen Gründen war eine Gesellschafterfunktion in beiden Gesellschaften nicht möglich, was zu ihrem Entscheid für „ihre“ Einrichtung und die ihrer Söhne, das „Soonwaldschlösschen, führte.
- 24 Heinl, H. (2001), München: Kösel.

Auf dem Wege zu einer „Allgemeinen Psychotherapie“ und zur „Neuropsychotherapie“

Zum Andenken an Klaus Grawe

(* 29. April 1943 in Wilster, † 10. Juli 2005 in Zürich)

Hilarion G. Petzold, Düsseldorf

„... irgendeine Form von Integration
oder Zusammenwachsen der verschiedenen Richtungen
in der Psychotherapie muss die Zukunft sein.“
(Klaus Grawe 2005a, 78)

Klaus Grawe ist am Morgen des 10. Juli 2005 unerwartet verstorben. Für alle, die ihn persönlich und aus der wissenschaftlichen Zusammenarbeit kannten und schätzen gelernt hatten, ist das ein schwerer Verlust. Grawe war ein profilierter Psychotherapieforscher und psychologischer Psychotherapeut und bedeutender Vertreter einer durch empirische Forschung fundierten und validierten modernen Psychotherapie, die sich nicht mehr an das Denken in Therapieschulen gebunden sieht, sondern sich in Theorie und Praxis an wissenschaftlichen Modellen, Konzepten und Forschungsergebnissen aus Psychologie und Neurowissenschaften orientiert. Gerade in seinem letzten Werk „Neuropsychotherapie“ (Grawe 2004) hat er mit seiner innovativen Art einen Schritt unternommen, der in der Folge seiner Entwicklungen im Felde klinischer Psychotherapie nur konsequent war.

„Wenn man sich einmal an den Gedanken gewöhnt hat, dass man als Psychotherapeut das Gehirn verändert, wenn man wirksam therapiert, ist es nicht mehr weit zu der Frage, ob man das Gehirn nicht noch wirksamer verändern könnte, wenn man psychologische Verfahren mit neurowissenschaftlichen kombinierte. Dann könnte man in einem noch konkreteren Sinne von Neuropsychotherapie sprechen. Ich halte es für sicher, dass sich eine Neuropsychotherapie in diesem Sinne entwickeln wird.“ (Grawe 2004, 447)

Eine solche Position steht natürlich in der Gefahr eines Reduktionismus, die Grawe durchaus bewusst war: „Ich sehe aber auch eine Gefahr,

nämlich die, dass sich die Aufmerksamkeit solcher Neurowissenschaften dann ganz auf den problematischen Teil des Gehirns richten wird und der Mensch mit seinem ganzen Leben, seiner Entwicklungsgeschichte, seinen Wünschen und Befürchtungen in den Hintergrund rückt.“ (ibid.) Genau das wollte Grawe mit seinem neuen Ansatz nicht, denn die „Störungen des Seelenlebens lassen sich nicht vom ganzen Menschen und seinem Leben abtrennen.“ (ibid.)

Grawe war Forscher, Theoretiker, klinisch-praktischer Therapeut, dessen Arbeit und Werk dem zuzurechnen ist, was ich seit Mitte der siebziger Jahre mit der Gründung der Zeitschrift „Integrative Therapie“, in deren Editorial Board er war, als das „Neue Integrationsparadigma“ in der Psychotherapie bezeichnet habe (Petzold 1992g), ein Paradigma, das im Prozess seiner Entwicklung die „Psychotherapie übersteigen muss“ (idem 1975e). Mit seinem neuen Werk „Neuropsychotherapie“ hat Grawe (2004) hier einen konsequenten Schritt gemacht, der in der zwingenden Logik eines differenziellen und integrativen Konzeptualisierens liegt.

Klaus Grawe begann seine Arbeit als Gesprächspsychotherapeut und Verhaltenstherapeut der „neueren Generation“ in den Zeiten der „kognitiven Wende“, in der mit vielfältigen neuen Wegen in der Verhaltenstherapie experimentiert wurde (Kraiker 1976; Petzold/Osterhues 1972). Er fand zu einer Überwindung des „Methodenmonismus“ (Caspar/Grawe 1989) in seiner Bewegung hin zu einer „Psychologischen Therapie“ (idem 1998) – nicht „Psychothe-

rapie“, das ist zu vermerken. Bei Grawes „Hinwendung“ zur „Neuropsychotherapie“ handelt es sich um die Konsequenz in einer Entwicklung, die er vollzog, ähnlich wie auch Schiepek (2003) mit seinem Werk „Neurobiologie der Psychotherapie“, durch das er seine Zentrierung auf die traditionelle „systemische Therapie“, die er schon durch seine Hinwendung zum „non-linear systems approach“ aufgebrochen hatte, nochmals überschritt. Auch in der Integrativen Therapie haben wir die Neurobiologie stärker akzentuieren können (Petzold/Wolf et al. 2000, Petzold 2002j, 2004h), weil die neuen Ergebnislagen dieser Disziplin auch neue Möglichkeiten boten, obgleich mit dem Konzept des „informierten Leibes“ (Petzold 1988n, 192, 2003a, Bd. 3) und dessen Referenz zu P. Anokhin, N. Bernstein und A. R. Lurija schon eine lang dauernde Verankerung in diesem Paradigma bestand (Sieper/Petzold 2002)¹. Grawe hatte die „neurobiologische Frage“ in der Arbeit an seinem *magnum opus* „Psychologische Therapie“ entdeckt, wie er vermerkt. Wie viele psychologische Psychotherapeuten war Grawe in seiner therapeutischen Arbeit verbal ausgerichtet und zeigte auch für nonverbale Phänomene kein sehr großes Interesse, obgleich er, als ich im ersten Jahr meiner Lehrtätigkeit an seiner Abteilung 1980 ein Intensivseminar zu nonverbalen Therapiemethoden anbot, selbst an dieser Veranstaltung teilnahm. Er fand das interessant, aber in unseren Diskussionen dominierten die kognitiven Fragen, das „In-Thema“ der damaligen Zeit. Das ist nicht untypisch, für die Sozialisation eines Psychologen, denn in dieser wird man nicht, wie die Mediziner im klinischen Alltag, auf die Phänomene der Psychosomatik gestoßen, oder wie wir Neuro- und Psychomotoriker, Körper- und Bewegungstherapeuten auf Phänomene der Spannung/Verspannung, die Zusammenhänge von emotionaler Gestimmtheit und leibseelischer Verfasstheit, auf die Bedeutung und die Möglichkeiten der nonverbalen Kommunikation oder die Signale des Körpers, auf die es zu achten gilt.

Grawe fand seinen Weg über die Forschung, die Auseinandersetzung mit *theoretischen* Fragen, und so bleibt seine „Neuropsychotherapie“ noch sehr stark verbal orientiert. Aber es zeigt sich eine deutliche Öffnung hin zu aktionalen, alltagsorientierten Interventionen, und man kann davon ausgehen, dass die von ihm anvisierten neurobiologischen Forschungsprojekte ihn auch noch weiter in die Richtung des Themas „Leiblichkeit“ geführt hätten. Als Forscher und Psychotherapieinnovator war er immer „unterwegs“, er blieb nicht stehen, sondern war stets auf der Suche, wie man Psychotherapie noch effektiver machen könne (Grawe 2005). Insofern vertrat er eine „engagierte“, auf das PatientInnenwohl ausgerichtete Position.

Grawe ist mit seinen Arbeiten zum Thema „Wirkungsweisen und Wirksamkeit von Psychotherapien“ international und mit seinem Engagement für eine schulenunabhängige „Allgemeine Psychotherapie“ bzw. „Psychologische Psychotherapie“ im deutschen Sprachraum und darüber hinaus bekannt geworden. Er ist auch oft verkannt worden, vielleicht auch, weil er manchmal etwas zu „offensiv“ argumentierte (idem 1992, 2005a), was ihm besonders die Richtlinien-Psychotherapeuten aus dem psychoanalytischen/tiefenpsychologischen Lager übel genommen haben, die seinen Anforderungen oft genug entgegenhalten, man mache das alles doch schon, wenn er (etwa 2005b) Störungsperspektive, interpersonale Perspektive, motivationale Perspektive, Entwicklungsperspektive, Ressourcenperspektive einfordert. „Wenn man dann die Aufzählung von Grawes Perspektiven liest, überrascht deren Altbekanntheit – zumindest im analytischen Raum: Symptomperspektive – eigentlich selbstverständlich, einschließlich der ggf. darin verschlüsselten Kompromissbildungen“, meint Bowe (2006, 6). Genau ein solches Verständnis von Symptomperspektive meint Grawe nicht! Denn „verschlüsselte Kompromissbildungen“ haben keinen Boden in empirischen Forschungsarbeiten zur Krankheitsentstehung. Bowe fährt fort: „interpersonale Pers-

1 Es handelt sich also keineswegs um eine „modische Wende“, wie man sie heute allenthalben in mehr oder weniger flacher Weise findet – vgl. etwa in der Gestalttherapie (Hartmann-Kottek 2004) oder in der Psychoanalyse (Rohde-Dachser 2003).

pektive, schon lange als Objektbeziehungsanalyse und systemische Analyse geübt“ (ibid.). Was haben „Objekt“-Beziehungen mit Interpersonalität zu tun? – Objekte können sich nicht „beziehen“, so hätte *Klaus Grawe* wahrscheinlich geantwortet. *Bowe*: „... und die Ressourcenperspektive, hier werden schon lange unter Ichstruktur-Gesichtspunkten noch darüber hinausgehende Aspekte untersucht“ (ibid.). Es wird hier sehr deutlich, der tiefenpsychologische Therapeut hat nicht verstanden, wollte offenbar auch nicht verstehen, was *Grawe* meinte. Vielleicht hätte *Grawe*, so könnte man argumentieren, auch seine Postulate so formulieren können, dass er – Probleme antizipierend – für den Psychoanalytiker unmissverständlich klar gemacht hätte, was er meinte. Aber hätte das etwas genutzt? *Bowe* räumt ein: „Es soll nicht in Frage gestellt werden, dass man sich auch so einem Patienten nähern kann, wie *Grawe* vorschlägt – nur mit einer noch so differenzierten Sichtweise wird man nicht verhindern können, andere Sichtweisen unbeachtet zu lassen – siehe meine Textkritik. Man entgeht den Beschränktheiten nicht: Hier ist es vielleicht ähnlich wie mit der Muttersprache: Viele können mehrere Sprachen sprechen, aber für die meisten dürfte die Sprache der Kindheit die mit den weitesten Bedeutungskontexten bleiben“ (ibid.). Interkulturelle/-disziplinäre Arbeit, transkulturelle/-disziplinäre gar wird so nicht möglich. Gegen solche Wände ist *Grawe* angelaufen, unermüdlich. Und deshalb würde er wohl seinerseits auch den konklusionen *Bowes* zugestimmt haben: „Die z.T. bewundernswerte Pragmatik der Verhaltenstherapie lässt sich nicht beliebig mit der verfeinerten Wahrnehmung der Psychoanalyse, mit Fokussierung auf Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse kombinieren. Wer das versucht, würde statt der unterschiedlichen Sprachen das Esperanto zur höchstmöglichen Sprachkultur erklären.“ (ibid.) Diese scheinbar marginale Diskussion von *Grawe*-Positionen wurde hier aufgenommen, weil sie exemplarisch zeigt, was sich zwischen den Feldern der Psychotherapie an Verständigungsschwierigkeiten findet und warum *Grawe* in seinem letzten Buch klarmacht, dass er mit solchen Schuldogmatikern eigentlich nicht mehr in Diskurs treten möchte, KollegInnen, mit denen sich für

ihn keine Grundlage finden lässt, weil sie die (seiner Auffassung nach) einzig möglichen gemeinsamen Grundlagen, die Kenntnisstände der empirisch-wissenschaftlichen Psychologie und der Neurowissenschaften, nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Wenn *Grawe* (2004) affirmiert, dass er die Übertragungsanalyse gerade *nicht* als eine Möglichkeit ansieht, therapeutisch Veränderungen herbeizuführen, so bedarf das Gegenargumente in der Sache. Die hat er in der Regel nicht erhalten. Er sah in diesen Konzepten eben keine „verfeinerten Wahrnehmungen“ – was sollte gegenüber der geschulten, feinkörnigen Beobachtungstechnik eines behavioralen Forschers beim Analytiker an „Wahrnehmung verfeinert“ sein? Wahrscheinlich geht es hier weniger um Differenzen in den *Wahrnehmungsprozessen*, die (weitgehend) physiologisch determiniert sind, und in den *Wahrnehmungen* (die von Selektionsprozessen determiniert sein können, z.B. Abblendung von Nonverbalität) als um differente *Bedeutungszuweisungen* zu den wahrgenommenen Phänomenen, und die haben mit Bewusstseinsprozessen und mit Interpretationsfolien, Ideologien zu tun, mit denen man wahrgenommene Wirklichkeit *auslegt*. Ein empirischer Psychologe und ein Tiefenpsychologe können sehr schwer eine Verständigungsbasis finden, wenn sie sich nicht wirklich bemühen, das Paradigma des anderen zu verstehen. *Klaus Grawe* vertrat ein Paradigma, das des empirisch forschenden Psychologen, der von der Frage geleitet war – etwa bei seiner Freudlektüre: „Woher weiß der das?“ (*Grawe* 2005a, 78). Dahinter stehen dann andere Fragen: „Was muss bewiesen werden? Wie kann man das zuverlässig beweisen? Wie kann man es forschungsethisch unbedenklich beweisen?“ Mit all diesen Fragen war *Grawes* Sicht sehr umfassend und deshalb eben nicht, wie ihm vielfach von VertreterInnen des humanistisch-psychologischen oder tiefenpsychologischen Paradigma vorgeworfen wurde, „reduktionistisch“. Er war vielmehr bemüht, die Komplexität klinischer Prozesse auch möglichst komplex zu erfassen.

Seit den Anfängen seiner wissenschaftlichen und klinischen Arbeit war eines seiner Hauptinteressen die „vergleichende Psychotherapie“ (*Grawe* 1976, 1980, 2005b), und aus diesem Interesse, das uns verbunden hat, war

er seit vielen Jahren Mitglied im wissenschaftlichen Beirat dieser Zeitschrift. Auch hier hinterlässt er eine schmerzliche Lücke. Im folgenden Text sollen einige seiner Positionen in ihren Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten zur „**Integrativen Therapie**“ aufgezeigt werden, denn beide Ansätze, die IT und Grawes „Psychologische (Psycho-)Therapie“ (Grawe 1998) mit seiner „Neuropsychotherapie“ (idem 2004), sind Orientierungen, die im ursprünglich von Grawe (et al. 1994) gewählten Namen einer „**Allgemeinen Psychotherapie**“ (idem 1995) gut verbunden werden können. Die „Integrative Psychotherapie“ bzw. „Integrative Humantherapie“ mit ihrem reichen Spektrum an Methoden (Petzold 1988n, 1992a, 2001a, 2003a, 2005r) teilt viele Anliegen mit Grawe. Beide Ansätze können dem „neuen Integrationsparadigma“ (idem 2002g; Norcross/Goldfried 1992; Orlinsky 1999) zugeordnet werden. Beide meinen – in unterschiedlicher Akzentuierung –, dass eine Fixierung auf ein Denken in „Schulen“ überwunden werden müsse. „Eine radikale Abkehr im Denken in Therapiemethoden tut not.“ (Grawe 2005b, 4). Die integrativtherapeutische Position wurde im Editorial der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift vorsichtiger formuliert: Es gehe darum „Brücken zwischen den einzelnen Methoden zu schlagen, um durch bessere Information Gemeinsamkeiten und Divergenzen klarer zu sehen, mit dem Ziel, über einengendes Schulendenken hinaus zu integrativen Ansätzen zu führen ... zur Entwicklung übergreifender Konzepte und zur Überwindung von Methodendogmatismus. Voraussetzung für ein solches Bemühen um Integration ist Information und Dialog. Hier sieht die neue Zeitschrift eines ihrer Hauptanliegen.“ (Petzold 1975a, 1) In der zweiten Ausgabe war die Position noch deutlicher:

„Die Zeit der ‚eindimensionalen‘ Behandlungen beginnt abzulaufen und die Forderung nach einem ganzheitlichen und integrativen Ansatz der Therapie, der sich nicht nur auf die psychische Realität beschränkt, sondern auch die körperliche, geistige und soziale Dimension des Menschen zu erreichen sucht, stellt sich immer dringlicher. Eine Integration verschiedener therapeutischer Verfahren über eine Analyse der ihnen gemeinsamen Theoreme und Praktiken und eine empirische Untersu-

chung der verschiedenen therapeutisch effizienten Variablen durch vergleichende (Psycho-)Therapieforschung wird vielleicht die Lösung der Zukunft sein, wenn man auf die nicht mehr zu überschauende Methodenvielfalt in der Psychotherapie blickt. Dabei kann es nicht nur um die Reduktion von Komplexität (Luhmann 1968) gehen, sondern um die Freisetzung und Erschließung eines enormen und weitgehend ungenutzten Potenzials.“ (idem IT 2, 1975e, 115)

Hier geht es keineswegs darum, „Nur das Beste aus allen Therapierichtungen, sozusagen als Extrakt des Guten herausfiltern zu wollen“ (Bowe 2006, 7), wie Grawe und auch mir immer wieder fälschlich unterstellt worden ist. Es geht Grawe darum, Wirkfaktoren aufzufinden, die in allen oder in vielen Verfahren offenbar zur Wirkung kommen und die für gute Ergebnisse verantwortlich sind. Ich hatte in meinem Ansatz ganz explizit nach „gemeinsamen Konzepten und Praktiken“, „*common concepts and practices*“ und nach verschiedenen, also „*divergent concepts and practices*“, Ausschau gehalten (Petzold 1971f). Grawe hat das ähnlich im empirischen Methodenvergleich untersucht und in der Beforschung seiner Praxis u.a. anhand von Therapievideos auf wirksame Elemente.

Ich hatte dezidiert für das „neue Integrationsparadigma“ (idem 1982, 1992g), dem auch der Ansatz Grawes zuzurechnen ist, bei der Sichtung der Literatur im Felde der Psychotherapie (Messer 1992) mehrere Wege identifiziert: methodenkombinatorisches Vorgehen (z.B. VT und psychodynamische Ansätze; vgl. die Arbeiten von Wachtel) und systematischen Eklektizismus (Lazarus 1976; Norcross 1986; Patterson 1985). Die elaboriertesten Wege sind in meiner Sicht einerseits die um eine grundständig neue, theoriegeleitete und praxeologiebasierte Konzeptentwicklung bemühten „integrativen“ Ansätze (Beitman 1989; Petzold 1988n, 1993a, 2003a) und andererseits die aufbauend forschungsgestützte Konzept- und Methodenentwicklung mit fortwährender klinischer Erprobung (Grawe et al. 1994, idem 1998a). Und natürlich lassen sich die beiden letztgenannten Wege nicht trennen. Sie stellen Ansatzpunkte, Ausgangspunkte dar, die in ein Wechselspiel kommen müssen, wie die Entwicklungen in der Grawe-Gruppe über die Jahre gezeigt ha-

ben (Grawe 1992, 1995, 1997, 1998, 2004; Grawe/Caspar/Ambühl 1990d; Smith/Regli/Grawe 1999) und auch die Entwicklungen im Integrativen Ansatz zeigen (Märtens/Leitner et al. 2003; Petzold/Hass et al. 2000; Steffan/Petzold 2001). Solche Entwicklungen haben Geschichte. Sie sind abhängig einerseits von aktuellen Situationen, z.B. von den Möglichkeiten eines Forschers, von seiner Einbettung und Stellung in der „*professional community*“, von politischen Klimata und Kontexten – das deutsche Psychotherapiegesetz und Grawes zentrale Rolle als Gutachter im Vorfeld dieses Gesetzes ist eine sehr spezifische und für sein Wirken höchst bedeutsame Einflussgröße. Weiterhin kommen natürlich auch biographische Momente zum Tragen aus Kindheit und Jugend, aus Studienzeiten und Berufsweg, die von Bedeutung sein können. Auf einige dieser Fakten sei ein kurzer Blick geworfen.

Stationen seines Lebensweges und seines Werkes

Grawe war Sohn eines Rechtsanwalts und einer Fürsorgerin. Einschulung 1949, Humanistisches Gymnasium in Hamburg, Abitur 1962 und Studienbeginn an der Universität Hamburg. Er studierte Altphilologie und Geschichte (zwei Semester) und Psychologie. Nach vier Semestern wechselte er zum weiteren Psychologiestudium an die Universität Freiburg. 1964 nach Hamburg zurückgekehrt, schloss er 1968 das Studium mit dem Diplom und dem Schwerpunkt experimenteller Psychologie ab. Von 1969 bis 1979 war er an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg-Eppendorf als Psychotherapeut (mit gesprächs- und verhaltenstherapeutischer Ausbildung) und als Forscher tätig und promovierte 1976 in der Psychologie mit einer Dissertation über „*differenzielle Psychotherapie*“ nämlich „*Indikation und spezifische Wirkung von Verhaltenstherapie und Gesprächspsychotherapie*“, also schon mit einer Arbeit, die sich mit der Wirkung unterschiedlicher Therapieformen befasste, etwa mit der Evaluation stationärer Psychotherapie, vor allem der Gruppentherapie (Grawe 1980). Kurze Zeit arbeitete er an der Psychiatrischen Klinik

Reichenau, wo er in sehr innovativer Weise eine kognitiv orientierte und auf die Kompensation von Defiziten gerichtete Therapie entwickelte, also schon früh eine (damals noch nicht so benannte) ressourcenorientierte Behandlungsform vertrat. 1979 erfolgte die Habilitation im Fachbereich Medizin der Universität Hamburg und die Erteilung der Venia Legendi für das Fach Klinische Psychologie sowie die Berufung auf den Lehrstuhl für Klinische Psychologie und Psychotherapie an die Universität Bern. Mit seiner ersten Frau, Dr. phil. Simone Grawe, einer profilierten Gesprächspsychotherapeutin, zog er nach Bern, wo er unmittelbar mit dem Aufbau eines ehrgeizigen Therapie- und Forschungsprogramms begann: Das Ziel, die Wirkungsweisen von Psychotherapie zu erforschen und eine qualitätsvolle Methodik zu entwickeln, durch die Patienten eine forschungsevaluierte „*best practice*“ der Behandlung erhalten sollten. Er zielte damals schon auf das, was man später „*Evidenzbasierung*“ nennen sollte (Lutz/Grawe 2001). Die „*Psychotherapeutische Praxis- und Forschungsstelle*“ des Instituts für klinische Psychologie bot hierfür ideale Forschungsbedingungen mit ihren Behandlungsräumen und ihrer Ausstattung für Videoaufzeichnungen von Therapien und Oneway-Screen-Beobachtungen. Franz Caspar und Hans Ruedi Ambühl waren hier die Mitstreiter der ersten Stunde und wurden langjährige Mitarbeiter (Caspar/Grawe 1981; Ambühl/Grawe 1988). Von diesem Lehrstuhl aus entfaltete Grawe eine rege Forschungstätigkeit und nahm führende Positionen in der internationalen Psychotherapieforschung wahr, trieb therapie-theoretische Modell- und Konzeptarbeit voran, eine Arbeit für eine „*Anwendungswissenschaft Psychotherapie*“ (Grawe 1985), deren „*Effekte*“ zu untersuchen (idem 1986) und die miteinander in den „*wissenschaftlichen Vergleich*“ zu stellen seien (idem 1988b). Das geschah stets in konstruktiven, wenn durchaus auch strittigen Diskursen.

1979 gründete ich die Buchreihe „*Vergleichende Psychotherapie*“ (Petzold 1979), für die ich Klaus Grawe, Bern, als Verhaltenstherapeuten, Eckard Wiesenhütter als Psychoanalytiker in der Mitherausgeberschaft gewinnen konnte, dann ins Board des Journals „*Integrative Therapie. Zeitschrift für vergleichende Psychothe-*

rapie und Methodenintegration“, denn das war ein Thema, das ihn zeitlebens beschäftigen sollte (vgl. Grawe 1980, 2005b), und zwar mit wechselnden Positionen, je nach seinen Erkenntnisständen, Einsichten, Anregungen und forschungspolitischen Aufgaben: beginnend mit der Evaluation stationärer Psychotherapie, vor allem der Gruppentherapie. In der Zusammenarbeit mit *Adolf-Ernst Meyer* wurde der erste kontrollierte Vergleich von dynamischer Psychotherapie und Gesprächstherapie veröffentlicht, Letztere hatte stärkere Wirksamkeit. Zusammen mit anderen Kollegen legten *Meyer & Grawe* 1992 das „Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes“ vor (*Meyer et al.* 1992), das die bundesdeutsche Psychotherapielandschaft grundlegend verändern sollte durch das Gesetz, mit dessen Regelungen er keineswegs zufrieden war, denn er vertrat noch 2005 den Standpunkt, dass „in einem so frühen Stadium der Entwicklung der Psychotherapie nicht irgendeine Richtung schon einen Wahrheitsanspruch stellen kann.“ (*Grawe* 2005a, 78) *Grawe* war von jeher der Auffassung, dass die Psychotherapie der „Schulen“ sich in einem vorwissenschaftlichen Stadium befände, und hatte stets die Überzeugung, dass in vielen Schulen Wirkungen vorhanden seien. „Fast alle Ansätze haben wirklich etwas Positives beigetragen. Aber alle Therapien haben wirklich ihre Grenzen.“ (idem 2005b, 78) „*Outcome equivalence*“ indes hielt er für einen Mythos (idem 1989b). Von Anfang an suchte er in Bern die Begegnung mit anderen Verfahren, denn er war davon überzeugt, dass in den Therapieansätzen nützliche „Heuristiken“ (*Ambühl* 1987; *Grawe/Ambühl* 1988) zum Tragen kämen, die allerdings überprüft werden müssten. Wir sahen das ganz ähnlich, suchten nach heuristischen Ordnungsschemata „Verwandtschaften herauszukristallisieren, Strukturen herauszuarbeiten, Grundvariablen herauszufinden: „*Common factors*“, gemeinsame Heuristiken.“ (*Petzold* 1988n, 290) Das geht nur, wenn man versucht, sich von Vorurteilen möglichst frei zu machen und mit neugierigen Blicken zu schauen, was gemacht wird, warum es gemacht wird, ob es wirkt und warum es wirkt? *Grawe* ging mit großer Offenheit und – nach meinen Erfahrungen mit ihm – ohne Vorurteile ans Werk. 1980 holte er mich als Gastprofessor

für erlebnisaktivierende Verfahren an sein Institut nach Bern, wo ich in dieser Funktion bis 1989 bei ihm lehrte und zeitweilig die Supervision der Praxisstelle durchführte – zuweilen mit *F. Kanfer*, der gleichfalls bei *Grawe* Gastprofessor war. Im Vorlesungsangebot wirkten u.a. *H. Kächele* als Psychoanalytiker, *H. Reinecker* für Hypnotherapie mit. In all diesen Jahren erlebte ich ihn als diskursiven Menschen und wirklichen Wissenschaftler, überzeugt davon, „dass man nichts glauben muss, dass man alles bezweifeln kann. Ich habe keinen glaubenden, sondern einen wissbegierigen Bezug zur Psychotherapie.“ (*Grawe* 2005b), und auf genau dieser Basis haben wir uns verstanden, mit vielen Gemeinsamkeiten und etlichen Unterschieden, die wir an anderer Stelle dargestellt haben (*Petzold/Orth/Sieper* 2005). *Grawe* ging die Psychotherapie als Forschungsgegenstand mit einem komplexen Zugang an, nahm beständig neue Forschungsergebnisse zur Kenntnis und griff Anregungen auf. Seine zweite Frau, die Psychologin *Marianne Grawe-Gerber*, selbst Psychotherapieforscherin, war ihm hier eine wichtige Inspiration. Er war, das sei nochmals hier betont, keineswegs in „klassischer VT-Manier“ reduktionistisch, wie manche, die keine „Innenansicht“ seiner Berner Forschungs- und Praxisstelle hatten und sein Forschungsprogramm nicht übersehen und verstanden haben, ihm das vorwerfen. Aber er ging sehr systematisch vor, und es lassen sich folgende Stationen seines Werkes anhand von *Kulminationspunkten* ausmachen:

In Bern angekommen, machte er sich mit seinen MitarbeiterInnen an eine Bestandsaufnahme der gesamten internationalen Forschungsliteratur nach streng wissenschaftlichen Kriterien, wie sie für die Vorbereitung einer Meta-Analyse unerlässlich sind. Die in Hamburg und im Meyer-Grawe-Gutachten geleisteten Vorarbeiten boten hierzu eine gute Basis. Sein Ansatz brachte eine Selektion mit sich und führte auch zu Grundsatzdiskussionen über die Probleme des meta-analytischen Ansatzes, aber es war eine sinnvolle Entscheidung, denn alles andere gab es ja schon: etwa die Theorie- und Konzeptvergleiche (vgl. unser Forschungsprojekt „Wege zum Menschen“ *Petzold/Pongratz* 1984, *Pongratz* 1978). Das Ergebnis dieser gesamten Forschungsarbeit war das

Werk „Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession“ (Grawe/Donati/Bernauer 1994), das – was seine Wirkungsgeschichte anbetrifft – in all seiner Umstrittenheit zu einem der wichtigsten Beiträge für eine wissenschaftliche Psychotherapie im 20. Jahrhundert wurde. Es war sicherlich ein *Kulminationspunkt* in seinem Werk. Die Anspielung im Titel auf die „Konfessionalität“ der Schulen war natürlich ein Angriff, aber in diesem Punkte stimmten Klaus Grawe und ich vollauf überein, hatten wir uns doch immer wieder miteinander in unseren Gesprächen und kollegialen Runden über die „ekklesiale Charakteristik“ der Therapieschulen ausgelassen (vgl. Petzold 1995h; Petzold/Orth 1999). Max Graf (1942), der Vater des „kleinen Hans“, hatte schon die Dynamiken in der psychoanalytischen Bewegung mit dem ekklesialen Gezänk der christologischen Streitigkeiten verglichen. Aufgrund der sich in diesem großen Forschungsprojekt herauskristallisierenden Perspektiven und Erkenntnisse skizziert Grawe dann die Idee eines übergreifenden Ansatzes, dem er zunächst den Namen „Allgemeine Psychotherapie“ gab – der der „Integrativen Therapie“ war ja seit vielen Jahren von mir besetzt, und vielleicht hätte er auch lieber von einer „integrierten“ Psychotherapie gesprochen als von einer „integrativen“, weil das Epitheton leicht missverstanden werden könnte in dem Sinne eines „Zusammenbauens aus vielen Teilen“. Genau darum ging es ihm nicht und ging es auch mir nicht. Was in allen Wegen bzw. Verfahren der Therapie Wirksamkeit hat, braucht man nicht additiv zu verbinden, denn es ist ja schon in irgendeiner Form „integriert“, man muss „nur“ herausfinden, in welcher Form und das nicht nur theoretisch-spekulativ, sondern auch mit den Mitteln empirischer Forschung. Für diese Aufgabe hatte Grawe schon eine zweite Projektklinie aufgebaut.

Er nahm – mit einigen anderen schulenübergreifend konzeptualisierenden Forschern – an, dass in Psychotherapien „Heuristiken“ wirken (Petzold 1988n, 290; Ambühl/Grawe 1989), und er ging daran, sie in einer breit angelegten Vergleichsstudie zu untersuchen (Grawe/Caspar/Ambühl 1990a-d). „Breitband“-Verhaltenstherapie, Gesprächstherapie, interaktionale Verhaltenstherapie mit kognitiver Orientierung wurden vergleichend untersucht, und er hatte

mich eingeladen, mich mit TherapeutInnen unserer Richtung an diesem Unterfangen zu beteiligen. Er war sehr offen und interessiert. Leider ist es mir seinerzeit in unserem Kreis nicht gelungen, LehrtherapeutInnen und TherapeutInnen zu motivieren, an einer solchen Studie teilzunehmen. Auf der Vollversammlung der LehrtherapeutInnen überwog damals die Skepsis gegenüber einem solchen Ansatz der Forschung – eine vertane Chance, ich wusste das, denn später mussten wir mit großen Mühen eigene Forschungsprojekte aufbauen.

Grawe versuchte seit langem mit seinen Mitarbeitern eine übergreifende Modellbildung zu entwickeln, griff dabei das Plankonzept (Grawe/Caspar 1984) auf und zog dann das sehr fruchtbare Schemakonzept von Piaget (der auf Janet zurückgreift) und Neisser für eine „heuristische Psychotherapie“ bei (Grawe 1988a), die er wiederum anhand evaluierter Praxis in dem erwähnten Forschungsprojekt untersuchte. 1990 konnte dieses Forschungsprojekt in einer Reihe von Studien vorgestellt werden (Grawe et al. 1990a-d) und das war sicherlich ein weiterer *Kulminationspunkt* in seiner Arbeit.

Die dort gewonnenen Erkenntnisse führten ihn zur vertieften Auseinandersetzung mit dem von Rosenzweig, Frank, Garfield u.a. inaugurierten Wirkfaktorenkonzept (von mir schon lange praktiziert, vgl. Petzold 1974c, 1993p, 314ff) und zur vertieften Ausarbeitung seiner Wirkfaktorenkonzeption (Smith/Grawe 1999) als zentralen Bereich seiner Konzeptentwicklung. Er wertete erneut therapierelevante Wissensstände der Psychologie aus und versuchte aus all diesem eine Synthese zu schaffen: Eine auf dem Boden der wissenschaftlichen Psychologie stehende „psychologische Therapie“ (idem 1998). Mit diesem Werk haben wir einen neuen *Kulminationspunkt* seines Schaffens, denn mit ihm wurde eine theoretische Grundlage gewonnen, die einerseits konsequent forschungsgegründet war und andererseits in hohem Maße anschlussfähig an seine Basisdisziplin, die Psychologie. Man kann über den Gewinn dieser Grundlegung diskutieren, man mag mit Akzentsetzungen zufrieden sein oder auch nicht – etwa mit dem Heckhausenbezug –, mag mit der Art des lerntheoretischen Bezugs (er ist mir nicht prägnant genug, vgl. Sieper, Petzold 2002) oder den Bezug auf die klinische Psy-

chologie übereinstimmen oder nicht, eines ist indes indiskutabel: Hier liegt ein Werk vor, das sich dezidiert *nicht* an einem psychotherapeutischen Mainstream orientiert (auch nicht an dem behavioristischer Psychologie und traditioneller oder kognitivistischer Verhaltenstherapie), sondern das sich voll auf die Psychologie stützte. Auch über diese Fundierung kann man streiten und wird gestritten, aber es ist eine Position, die in dieser Stringenz bislang noch nicht vertreten wurde, auch von mir nicht, weil ich stets neben dem für mich völlig unverzichtbaren Bezug auf die wissenschaftliche Psychologie (Märtens/Petzold 1995; Petzold/Märtens 1999) immer auch Bezüge zu den „klinisch relevanten“ Sozialwissenschaften, zur Biologie/Psychophysiologie (Lurija, Anokhin) und zu „klinisch, epistemologisch und anthropologisch relevanten“ Wissensständen der Philosophie herstellte. Grawe hatte gegen eine solche Position, wie ich sie vertrat, nichts einzuwenden, aber er zentrierte sich mit seiner Position auf psychologische Fragestellungen. Die von ihm entwickelten Konzepte sah er deutlich in ihrer Vorläufigkeit und ihren Grenzen. Sie verlangten wieder nach erneuter Forschung und nach weiteren Vertiefungen in der theoretischen Konzeptentwicklung, denn Grawe (1998) war sich, wie er im Schlusskapitel von „Psychologische Therapie“ verdeutlicht, klar darüber, dass in seinem „Dialog der Experten“ Überlegungen zur Psychopathologie und die Entwicklungspsychologie fehlten, Fachleute für diese Fragen also in den Dialog einbezogen werden müssten. Er hatte in seinem Werk – offenbar von Norbert Bischof inspiriert („Das Rätsel Ödipus“ 1985), der den Expertendialog als Stilmittel nutzte – aufgezeigt, dass die Psychotherapie nicht *monodisziplinär* begründet werden kann, sondern dass sie den Diskurs zwischen Referenzdisziplinen braucht. Grawe war zunächst auf den *intradisziplinären* Diskurs innerhalb der Psychologie ausgerichtet. Wenn man aber auf die Struktur der Psychotherapie schaut und sie als eine „*Praxeologie*“ begreift, die Störungen mit Krankheitswert, welche immer wieder ins *Somatische* greifen, bei Menschen in *schwierigen Lebenslagen* zu behandeln sucht, so wird die Notwendigkeit eines *interdisziplinären* Zugangs unmittelbar evident und kommen mögliche „Referenzdisziplinen“ in

den Blick – aus den Naturwissenschaften (z.B. Biologie, Medizin), den Sozialwissenschaften (z.B. Soziologie, Sozialanthropologie) aber auch Geisteswissenschaften (z.B. Philosophie, Zeitgeschichte), wie ich schon früh gezeigt hatte (Petzold 1974j, 304). Diese Disziplinen müssen in einen „*POLYLOG*“ gebracht werden, wie ich das formulierte. Das stellt sich als eine höchst komplexe Aufgabe dar, die natürlich eine Auswahl zur Komplexitätsreduktion verlangt. Grawe hatte feststellen müssen, dass viele Probleme der Grundlagenforschung noch weitgehend ungeklärt waren. Deshalb war für ihn eine „Überschreitung“, d.h. eine Auseinandersetzung mit der Neurobiologie, den Neurowissenschaften, unerlässlich geworden. Und er unternahm diese Überschreitung in einem z.T. rigorosen Zugriff auf neurobiologische Wissensstände. Ihm hier Reduktionismus vorzuwerfen, wie das jetzt wieder aus eher tiefenpsychologisch oder humanistisch-psychologisch orientierten Kreisen geschieht, ist allerdings unangebracht, denn bei Grawe liegt keine Ausblendung anderer Perspektiven vor, sondern *er trifft eine Wahl* (man muss vielmehr den genannten Kreisen Reduktionismus vorwerfen, wenn sie sich etwa nicht intensiv mit der Biologie/Neurobiologie befassen, es gibt auch einen geisteswissenschaftlichen Reduktionismus!). Überdies trifft auch der Vorwurf des „*Biologismus*“ nicht zu. Grawe wertet die Forschungen *mit psychologischem Blick* aus, mir oft nicht biologisch genug – kein Verweis auf Charles Darwin, Ernst Mayr, S.J. Gould, keine Verweise auf Erkenntnisse der Humanbiologie, keine Bezüge zur Evolutionspsychologie, da kann man nicht von Biologismus sprechen.

Die Psychotherapie stellt für diejenigen, die sich wissenschaftlich mit ihr befassen, eine immense Herausforderung dar, denn sie hat den Menschen als sozial und kulturell, als ein biologisch und psychologisch bestimmtes Wesen in den Blick zu nehmen. Ein Forscher, und sei er noch so breit in seiner Sicht, muss hier Schwerpunkte setzen, eine Auswahl treffen. Grawe hat, blickt man auf seine Lebensarbeit, seinen Schwerpunkt bei der Psychotherapieforschung gesetzt – und das in einer recht breiten Weise. Er hat sich Fragen der philosophischen Anthropologie nicht forschend zugewandt, war sich ihrer, wie ich aus so manchem Gespräch weiß,

aber durchaus bewusst. „Du arbeitest ja in dem Bereich, dann bekomme ich ja die wichtigsten Informationen!“ Ich habe mir so manche wichtige Information aus der empirischen Psychotherapieforschung von ihm geholt. Klaus Grawe sah die wesentlichen Defizite, die immense Arbeit, die vor der „community of psychotherapists“ liegt, und er nahm für sich einen großen und wichtigen Bereich in Angriff, als er begann, sich in die Neurowissenschaften einzuarbeiten, ein für ihn doch relativ neues Gebiet, mit dem er sich in seinen Studentagen und seiner Hamburger und frühen Berner Zeit noch nicht befasst hatte – ich hatte in meinen Pariser Studentagen Psychophysiologie (Russische Schule, Pawlow, Ukhtomskij, Anokhin, Lurija Bernstein) als Schwerpunkt und so fiel mir auf, dass Grawe, als er den fruchtbaren Ansatz der „affective neurosciences“ aufgreift, wie sie heute von Davidson, Freeman, Panksepp u.a. entwickelt werden, die m.E. sehr verwandten Arbeiten von Lurija und Anokhin übergeht bzw. sie ihm offenbar nicht „in den Sinn“ kamen.

In den Neurowissenschaften sah Grawe, wie er schon in seinem Vorwort zum Buch von Schiepek (2003) „Neurobiologie der Psychotherapie“ ausführte, die wesentliche Zukunftsrichtung für die Psychotherapie. Über diese Wertung kann man natürlich streiten. Ich sehe das ähnlich, allerdings vor einem ausgearbeiteten anthropologischen Hintergrund und mit einem wachen Blick auf gesellschaftstheoretische Zusammenhänge, denn Forschung findet nicht dekontextualisiert statt und Forschungsergebnisse werden in gesellschaftlichen Rahmenbedingungen umgesetzt – oder auch nicht. Grawe hat auf solche Perspektiven nicht verzichtet, er hat sie nur nicht zu seinem Arbeitsschwerpunkt gemacht, darauf vertrauend, dass in der „community of psychotherapists“ arbeitsteilig vorgegangen wird. Es liegt also in der Verantwortung der „community“, in der Ausrichtung ihrer Arbeit, breit genug zu greifen. Grawe hatte in „Neuropsychotherapie“ begonnen, die 1998 von ihm als defizient aufgewiesene Rezeption entwicklungspsychologischer Forschungen in Angriff zu nehmen, bislang aber noch sehr schmal und – für mich als entwicklungspsychologisch ausgerichteter Psychotherapiewissenschaftler – in eigenartiger Weise mit einem überwiegend an der (tiefen-

psychologischen) Bindungsforschung orientierten Bezug, ohne die empirische, longitudinale „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“, die „klinische Entwicklungspsychologie“ und die *Developmental Neuroscience* (Oerter et al. 1999; Herpertz-Dahlmann et al. 2004) aufzunehmen, die höchst therapierelevanten Forschungen zu „protektiven Faktoren und Resilienzen“ (Petzold et al. 1993; Petzold/ Müller 2004). Nun liegt der Schwerpunkt von Grawes Werk 2004 nicht im Bereich der „klinischen Entwicklungspsychologie“ oder der *developmental neuroscience*, aber es wurde gegenüber seinem Werk von 1998 ein deutlicher „link“ gelegt, über den in Zukunft noch sehr viel an Information fließen muss, besonders aus der Longitudinalforschung, weil damit so manche allzu sichere Aussage über die Pathogenese in frühen dyadischen Beziehungskonstellationen noch überprüft werden muss, denn Menschen wachsen in „Polyladen“ auf, in sozialen Netzwerken, in soziokulturellen Milieus, die einen sehr gewichtigen Einfluss auf Pathogenese und Salutogenese haben. Hier wird eine Öffnung hin zu einer „klinischen Sozialpsychologie“ erforderlich, die sich Grawes sehr herausforderndem und diskussionswürdigem Werk „Neuropsychotherapie“ als Aufgabe stellt und der sich Klaus Grawe noch hätte stellen müssen und können, denn sein Ansatz bietet Anschlussstellen. In diesem Buch haben wir noch einmal einen *Kulminationspunkt* in Grawes Werk, den letzten in seinem reichen und fruchtbaren Forscherleben. Er entwickelt hier unter Rückgriff auf seine vorausgehenden Arbeiten und ihre Vernetzung mit seinen neuen Erkenntnissen neue Konzepte (Grawe 2004, 304ff): die Konsistenz-/Inkonsistenztheorie, das Modell der Konsistenzregulation (Bezüge zu Antonovsky wurden nicht hergestellt). Durch Reanalysen und vertiefte Auswertungen der Berner Therapieforschungsprojekte und mit neuen Forschungsarbeiten weist er in die Richtung einer neuen, durch Beachtung neurowissenschaftlicher Parameter „wirkungsoptimierten Psychotherapie“ (ibid., 420). Sie verbleibt allerdings – das gilt es zu beachten – auf einer Ebene neuer „Heuristiken“, die wiederum in einer Beforschung systematischer Praxis auf ihre *Spezifizität* und ihre *Wirksamkeit* untersucht werden müssten, denn die Verbindungen dieser Heu-

ristiken mit krankheitsbildspezifischen Modellen und dann auch speziellen Interventionsformen ist noch schwach und bedarf einer neuen systematischen Forschungsarbeit. *Grawes* „Neuropsychotherapie“ ist deshalb auch eher ein Programm als ein schon ausgereiftes Modell. Es bietet allerdings schon wesentliche Grundlagen für ein solches Modell und es wirft noch sehr viele Fragen auf und bietet noch keine hinlänglich konsistenten Forschungsstrategien, um die neuen Möglichkeiten der neurowissenschaftlichen Forschung – etwa der bildgebenden Verfahren und der neuroendokrinen Untersuchungstechniken – mit den Instrumenten „psychologischer Psychotherapieforschung“ konsistent und kreativ zu verbinden.

Grawes bisher veröffentlichten Arbeiten werfen auch Fragen nach den Bereichen auf, die er *nicht* bearbeitet hat, sei es, weil er sich entschieden hat, sie nicht zu verfolgen, da er in seinem Arbeitsprogramm andere Prioritäten gesetzt hat, sei es weil er Themen und Fragestellungen ausgeblendet oder nicht ausreichend gewichtet hatte. Ich nenne hier drei Themen: Die anthropologische Frage, die nach der Position des Patienten/der Patientin im Therapiegeschehen und die nach der Bedeutung und Beeinflussung der Lebenssituation von PatientInnen.

Mit seinen ausgearbeiteten Positionen und aufgeworfenen Fragestellungen wird man sich ernsthaft auseinander setzen müssen (von Seiten der Integrativen Therapie siehe *Petzold* 2005e und *Petzold/ Orth/Sieper* 2005), und das wird Zeit brauchen. Es wurde hier ein *Erbe von Aufgaben* hinterlassen, die in Angriff zu nehmen *Klaus Grawe* nicht mehr vergönnt war.

Viele Forscher und Forscherinnen folgen den gewohnten Pfaden von Forschungstraditionen, zumeist mit eher eng greifenden Forschungslinien. *Klaus Grawe* lässt sich nicht in ein solches Profil einordnen. Er hat eine mehrzügige Strategie verfolgt mit abgestimmten Projekten, von denen das eine ein anderes vorbereitete, wieder

ein anderes „flankierend“ erforderliche Erkenntnisse zu generieren suchte. Man kann das ganze Arbeitsprogramm *Grawes* als die Umsetzung eines höchst elaborierten **Zyklus** betrachten von „**Praxis → Heuristik → Theorie → Forschung → Praxis → Theorie ...**“, ein Modell, das ich einmal entworfen hatte (*Petzold* 1982, 108, 1993a, 83,) und vielleicht die Arbeitsweise von *Klaus Grawe* verständlich macht. Es ist zu hoffen, dass aus *Grawes* MitarbeiterInnenkreis einmal eine fundierte Darstellung seiner Forschungsarbeit und ihrer Entwicklung geschrieben wird, fundierter als es mein kurzer Blick auf diesen großen Therapeuten, Forscher und sein Werk an dieser Stelle vermochte.

Grawes Werk ist für viele Gedankenmodelle und feste Vorstellungen darüber, wie Psychotherapie wirkt – psychoanalytische oder verhaltenstherapeutische oder gestalttherapeutische oder ... oder – eine Herausforderung. Für die meisten „Schulen“ ist es ein „Stein des Anstoßes“ und es will das auch sein. Es besteht bei solchen Werken die Gefahr voreiliger Vereinnahmung („Machen wir schon alles!“) oder voreiliger Ablehnung („Geht an den grundlegenden Dingen vorbei!“). Es besteht die Gefahr des „vorschnellen Urteils“. Aber man muss seine Arbeiten lesen und in den Kontext seines Arbeitsfeldes und seiner Forscherbiographie stellen, um wirklich zu verstehen, worum es ihm geht. Man muss die Frage stellen: Wo hat er Recht, wenn er meine Position in Frage stellt? Und man muss bereit sein, die eigene Position in Frage zu stellen, über den Anstoß hinaus, den das Werk *Grawes* gibt, nicht nur, weil er sehr oft richtig liegt mit seiner kritischen Anfrage, sondern auch dort, wo er falsch liegt, denn die grundsätzliche Haltung, die durch dieses Werk immer wieder hindurchdringt, ist die:

Nehme nichts als allzu sicher gegeben, hinterfrage deine Annahmen, sei bereit, neue Wege zu gehen, erkenne Fehler, um Therapie zu optimieren! – Und diese Haltung ist, so meine ich, *richtig* und ein Legat von *Klaus Grawe* für die Psychotherapie!

Zusammenfassung

Dieser kurze Beitrag wurde anlässlich des so plötzlichen Todes von *Klaus Grawe* geschrieben. Er stellt Stationen seines Lebens und seines Werkes dar, beleuchtet Entwicklungslinien seiner Arbeit und würdigt diesen bedeutenden Psychotherapeuten, der Schulendenken zu überwinden suchte, diesen innovativen Psychotherapieforscher und Pionier einer „psychologischen“ Therapie und „Neuropsychotherapie“.

Summary: Pathways to a "General Approach to Psychotherapy" and to "Neuropsychotherapy"

This short article has been written on the occasion of the sudden death of *Klaus Grawe*. Important steps in his life and work and lines of development in his studies are highlighted. The important position of this psychotherapist who tried to overcome the school bound thinking, of the innovative researcher and of the pioneer of a "psychological psychotherapy" and "neuro-psychotherapy" is fully acknowledged.

Keywords: General psychotherapy, neuro-psychotherapy, Klaus Grawe

Literatur

- Ambühl, H.R. (1987): Psychotherapie im Lichte der Verwirklichung therapeutischer Heuristiken. Eine experimentelle Prozessvergleichsstudie, unveröff. Dissertation, Psychologisches Institut der Universität Bern.
- (1993): Was ist therapeutisch an Psychotherapie? Eine empirische Überprüfung der Annahmen im „Generic Model of Psychotherapy“, *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie* 41, 285-303.
- , Grawe, K. (1988): Die Wirkungen von Psychotherapien als Ergebnis der Wechselwirkung zwischen therapeutischem Angebot und Aufnahmebereitschaft der Klienten, *Zeitschrift für klinische Psychologie, Psychopathologie und Psychotherapie* 36, 308-327.
- , — (1989): Psychotherapeutisches Handeln als Verwirklichung therapeutischer Heuristiken. Ein Prozessvergleich dreier Therapieformen aus einer neuen Perspektive, *Zeitschrift für Psychotherapie, Psychosomatik und medizinische Psychologie* 39, 1-10.
- Beitman, B.D. (1989): Why I am an integrationist (not an eclectic), *British Journal of Guidance and Counseling* 3, 259-273.
- , Goldfried, M.R., Norcross, J.C. (1989): The movement toward integrating the psychotherapies: an overview, *American Journal of Psychiatry* 2, 138-147.
- Bergin, A.E., Garfield, S.L. (1994) (eds.), *Handbook of psychotherapy and behavior change* (4th edition), New York: Wiley.
- Bischof, N. (1985): Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie, Piper, München 3. Aufl., Rowohlt, Reinbek 1991.
- Bowe, N. (2006): Von der Entwicklung überholt oder notwendige Strukturbildner der Psychotherapie? *BVVP Magazin* 1, 6-8.
- Caspar, F.M., Grawe, K. (1981): Widerstand in der Verhaltenstherapie, in: Petzold, H.G. 1981b. (Hrsg.) *Widerstand – ein strittiges Konzept der Psychotherapie*, Paderborn: Junfermann, S. 349-384.
- , — (1989): Weg vom Methoden-Monismus in der Psychotherapie, *Bulletin der Schweizer Psychologen* 3, 6-19.
- , — (1992): Psychotherapie: Anwendung von Methoden oder ein heuristischer integrierender Produktionsprozess? *Report Psychologie* 49, 10-22.
- Dick, A., Grawe, K., Regli, D., Heim, P., (1999): Was soll ich tun, wenn ...? Empirische Hinweise für die adaptive Feinsteuerung des Therapiegeschehens innerhalb einzelner Sitzungen, *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 2, 253-279.
- Dziewas, H., Grawe, K., (1980): Anwendung und Wirkung des interaktionellen Lernprozesses, in: Grawe, K. (Hrsg.), *Verhaltenstherapie in Gruppen*, Urban & Schwarzenberg, München.
- Frank, J.D. (1963): *Persuasion and healing. A comparative study of psychotherapy*, Baltimore: John Hopkins Univ. Press; dt. Die Heiler, Klett, Stuttgart 1981.
- (1971): Therapeutic factors in psychotherapy, *Am. J. of Psychother.* 25, 350-361.
- (1974): Therapeutic components of psychotherapy, *Journal of nervous and mental disease* 159, 325-342.
- (1982): Therapeutic components shared by all psychotherapies, in: Harvey, J.H., Parks, M.M. (eds.), *The master lecture series I. Psychotherapy research and behavior change*, APA, Washington.
- (1984): Therapeutic components of all psychotherapies, in: Myers, J.M. (ed.), *Cures by psychotherapy. What effects change*, New York: Praeger, S. 15-27.
- Garfield, S.L. (1973): Basic ingredients or common factors in psychotherapy? *J. Consult. & Clinical. Psychol.* 41, 9-12.
- (1980): *Psychotherapy: an eclectic approach*, New York: Wiley; dtsh. Psychotherapie: Ein eklektischer Ansatz, Weinheim: Beltz 1982.
- (1982): Eclecticism and integration in psychotherapy, *Behavior Therapy* 5 (1982) 610-623.
- (1992): Eclectic Psychotherapy: A common factors approach, in: Norcross, Goldfried (1992) 162-195.
- Gould, S.J. (1991): *Zufall Mensch*, München: Hanser.
- Graf, M. (1942): *Reminiscences of Professor Sigmund Freud*, *Psychoanal. Quarterly* 2 465-476.
- Grawe, K. (1976): *Differentielle Psychotherapie I. Indikation und spezifische Wirkung von Verhaltenstherapie und Gesprächspsychotherapie*, Bern: Huber.
- (1989): Vergleichende Psychotherapieforschung, in: Minzel, W.R., Scheller, R. (Hrsg.), *Brennpunkte der Klinischen Psychologie* (Band 1) Psychotherapie, München: Urban & Schwarzenberg.
- (1985): Kulturelle und gesellschaftliche Funktionen einer Anwendungswissenschaft Psychotherapie, *Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie* 1, 91-102.

- (1986): Die Effekte der Psychotherapie, in: Amelang, A. (Hrsg.), Bericht über den 35. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg 1986, Göttingen: Verlag für Psychologie, S. 515-534.
- (1987): Schema-Theorie und heuristische Psychotherapie. *Forschungsberichte aus dem Psychologischen Institut der Universität Bern*, Nr. 1, Bern 1987.
- (1988a): Heuristische Psychotherapie. Eine schematheoretisch fundierte Konzeption des Psychotherapieprozesses, *Integrative Therapie* 4, 309-325.
- (1988b): Psychotherapeutische Verfahren im wissenschaftlichen Vergleich, *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik* 33, 153-167.
- (1989): The myth of outcome equivalence. Vortrag auf der 3rd. European Conference on Psychotherapy Research (SPR), Bern, Schweiz.
- (1989a): Von der psychotherapeutischen Outcome-Forschung zur differentiellen Prozessanalyse, *Zeitschrift für klinische Psychologie* 18, 23-34.
- (1989b): A comparison of the interrelations between input, process, and outcome variables of the generic model for different forms of psychotherapy. Paper presented at the 20th Annual of the Society for Psychotherapy Research, Toronto.
- (1992): Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre, *Psychologische Rundschau* 43, 132-162.
- (1992): Therapeuten: unprofessionelle Psychospiele? *Psychologie Heute* 6, 22-28.
- (1995): Grundriss einer allgemeinen Psychotherapie. *Psychotherapeut* 40, 130-145.
- (1997): Research-informed psychotherapy. *Psychotherapy Research* 7, 1-19.
- (1998): Psychologische Therapie, Göttingen: Hogrefe.
- (2005a): Alle Psychotherapien haben ihre Grenzen, *Neue Zürcher Zeitung* 23.10.2005, Nr. 43, 78.
- (2005b): (Wie) kann Psychotherapie durch empirische Validierung wirksamer werden? *Psychotherapeutenjournal* 1, 4-11.
- , Dziewas, H. (1978): Interaktionelle Verhaltenstherapie, in: DGVT (Hrsg.), Fortschritte in der Verhaltenstherapie, Kongressbericht Berlin 1977, Sonderheft I, 27-49.
- Herpertz-Dahlmann, B., Resch, F., Schulte-Markwort, M., Warnke, A. (2004): Entwicklungspsychiatrie. Biopsychologische Grundlagen und die Entwicklung psychischer Störungen. Stuttgart: Schattauer.
- Lazarus, A.A. (1968): A plea for technical and theoretical breath, *AABT Newsletter* 3, 2.
- (1973): A multimodal behavior therapy: treating the „basic ID“, *J. of Nervous and Mental Disease* 156, 401-411.
- (1976): Multimodal behavior therapy, New York: Springer.
- Lutz, W., Grawe, K. (2001) Was ist Evidence Based Psychotherapy? *Integrative Therapie* 1-2, 11-28.
- Märtens, M., Petzold, H.G. (1995a): Perspektiven der Psychotherapieforschung und Ansätze für integrative Orientierungen. *Integrative Therapie* 1, 7-44.
- Messer, S.B. (1992): A critical examination of belief structures in integrative and eclectic psychotherapy, in: Norcross, Goldfried (1992) 124-159.
- Mayr, E. (2005): Konzepte der Biologie. Stuttgart: Hirzel.
- Meyer, A.E., Richter, R., Grawe, K., Graf v. Schulenburg, J.M., Schulte, D. (1991): Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Universitätskrankenhaus, Hamburg-Eppendorf.
- Norcross, J.C. (1986): Handbook of eclectic psychotherapy, New York: Brunner & Mazel.
- , Goldfried, M.R. (1992): Handbook of psychotherapy integration, New York: Basic Books.
- Oerter, R., v. Hagen, C., Röper, G., Noam, G. (1999): Klinische Entwicklungspsychologie, Ein Lehrbuch, Weinheim: Beltz/PsychologieVerlagsUnion.
- Orlinsky, D.E., Grawe, K., Parks, B.K. (1994): Process and outcome in psychotherapy, in: Bergin, Garfield 270-376.
- Patterson, C.H. (1989): Eclecticism in psychotherapy: Is integration possible? *Psychotherapy* 157-161.
- (1985): The therapeutic relationship: foundation for an eclectic psychotherapy, Brooks/Cole, Monterey.
- Petzold, H.G. (1972a): Angewandtes Psychodrama in Therapie, Pädagogik, Theater und Wirtschaft, Junfermann, Paderborn.
- (1974c): Die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten des Psychodramas im „tetradischen System“, *Dynamische Psychiatrie* 3, 151-181.
- (1975a): Editorial Heft 1: Integrative Therapie. *Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik*. Begründet von Charlotte Bühler und Hilarion Petzold 1975 ff; ab 1991 mit dem geänderten Untertitel: *Zeitschrift für vergleichende Psychotherapie und Methodenintegration*.
- (1982): Methodenintegration in der Psychotherapie, Paderborn: Junfermann.
- (1984a Hrsg.): Wege zum Menschen. Methoden und Persönlichkeiten moderner Psychotherapie. Ein Handbuch. 2 Bde., Paderborn: Junfermann.
- (1992g): Das „neue“ Integrationsparadigma in Psychotherapie und klinischer Psychologie und die „Schulen des Integrierens“ in einer „pluralen therapeutischen Kultur“, Bd. II, 2 (1992a) S. 927-1040; 2. Aufl. (2003a) S. 701-1037.
- (1995b): Schulenübergreifende Perspektiven zu einer integrierten Psychotherapie und einer allgemeinen Psychotherapiewissenschaft – der Beitrag von Gestalttherapie und Integrativer Therapie. In: *Berufsverband deutscher Psychologen* (1995) (Hrsg.): Gegenwart und Zukunft der Psychotherapie im Gesundheitswesen. Bonn: Deutscher Psychologen Verlag. 71-94.
- (2003a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- (2005e): Eine „Grundregel“ für Integrative Therapie – Dekonstruktive Perspektiven, um „riskanter Therapie“, Fehlern und Ungerechtigkeiten in der Psychotherapie entgegenzuwirken. (Updating von 2000a). www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit – Jg. 2005.
- , Goffin, J.J.M., Oudhof, J. (1993): Protektive Faktoren – eine positive Betrachtungsweise in der klinischen Entwicklungspsychologie, in: Petzold, H.G. (1993c): Frühe Schäden, späte Folgen. Psychotherapie und Babyforschung, Bd. I, Junfermann, Paderborn. S. 345-497.
- , Hass, W., Märtens, M., Stefan, A. (2000): Wirksamkeit Integrativer Therapie in der Praxis-Ergebnisse einer Evaluationsstudie im ambulanten Setting. *Integrative Therapie* 2/3, 277-355.
- , Märtens, M. (1999a) (Hrsg.): Wege zu effektiven Psychotherapien. Psychotherapieforschung und Praxis. Band 1: Modelle, Konzepte, Settings. Opladen: Leske + Budrich.
- , Müller, L. (2004c): Integrative Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie – Protektive Faktoren und Resilienzen in

der diagnostischen und therapeutischen Praxis. *Psychotherapie-Forum* 4, 185-196.

- , *Osterhues, U.J.* (1972b): Zur Verhaltenstherapeutischen Verwendung von gelenkter katathymen Imagination und Behaviourdrama in einem Lebenshilfezentrum. In: *Petzold* (1972a) 232-241.
- , *Orth, I., Sieper, J.* (2005): Erkenntniskritische, entwicklungspsychologische, neurobiologische und agogische Positionen der „Integrativen Therapie“ als „Entwicklungstherapie“ Grundlagen für Selbsterfahrung in therapeutischer Weiterbildung, Supervision und Therapie – Theorie, Methodik, Forschung. Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit, in: www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – Jg. 2005 und in: *Petzold, Schay, Scheiblich* (2006).
- , *Pongratz, L.* (1984): Wege zum Menschen. Ein Projekt vergleichender Psychotherapie. Dokumentation über führende Psychotherapeuten und ihre Arbeit. Universität Würzburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit.
- , *Schay, P., Scheiblich, W.* (2006): Integrative Suchttherapie. Bd. II. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pongratz, L.* (1978): Handbuch der Psychologie, Bd. 8, II: Klinische Psychologie, Göttingen: Hogrefe.
- Rutter, M.* (2002): Nature, nurture, and development; From evangelism through science to toward policy and practice. *Child Development* 73, 1-21.
- Schiepek, G.* (2003): Neurobiologie der Psychotherapie. Stuttgart: Schattauer.

Sieper, J., Petzold, H.G. (2002): Der Begriff des „Komplexen Lernens“ und seine neurowissenschaftlichen und psy-

chologischen Grundlagen – Dimensionen eines „behavioralen Paradigmas“ in der Integrativen Therapie. Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – 10/2002 und gekürzt in *Leitner, A.* (2003): Entwicklungsdynamiken der Psychotherapie. Wien: Kramer, Edition Donau-Universität. S. 183-251.

Smith, E., Grawe, K. (1999): Wirkfaktoren, Psychotherapeuten Forum 6, 5-8.

—, *Regli, D., Grawe, K.* Wenn Therapie weh tut. Wie können Therapeuten zu fruchtbaren Problemaktualisierungen beitragen? Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis 2 (1999) 227-251.

Steffan, A., Petzold, H.G. (2001b): Das Verhältnis von Theorie, Forschung und Qualitätsentwicklung in der Integrativen Therapie. (Charta-Colloquium IV). Integrative Therapie 1, 63-104 und in: *Leitner, A.* (2001): Strukturen der Psychotherapie. Wien: Krammer Verlag. 447-491.

Wachtel, P.L. (1977): Psychoanalysis and behavior therapy: Toward an integration, Basic Books, New York.

— (1982): What can dynamic therapies contribute to behavior therapy? *Behavior Therapy* 13, 594-609.

Die Arbeiten von Petzold und MitarbeiterInnen finden sich, soweit hier nicht aufgeführt in: **Petzold, H. G. Gesamtbiographie von Hilarion G. Petzold 1958 – 2005:** Bei www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm – *POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* – Jg. 2006.

Korrespondenzadresse:

Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold
c/o EAG - FPI
Wefelsen 5
D - 42499 Hückeswagen
info@eag-fpi.de

Die Bedeutung der Neuen Medien für die Identitätsentwicklung von Jugendlichen in der Adoleszenz

Eine erweiterte Sicht entwicklungspsychologischer und sozialisationstheoretischer Jugendforschung und ihre Relevanz für Pädagogik, Beratung und Psychotherapie mit Kindern und Jugendlichen

Ursula Hemmer, Frankfurt¹

Einleitende Gedanken

Neue Medien² spielen heute eine wesentliche Rolle im Alltag von Jugendlichen. Damit verbunden sind andere Formen der Kommunikation oder des sozialen Miteinander wie z.B. Chatten in so genannten Chatrooms, Teilnahme an virtuellen Rollenspielen in so genannten MUDs, Beteiligung an Newsforen zum Austausch über bestimmte Themen. Mit dem Handy ist man schnell und überall erreichbar, kann flexibel Absprachen und Verabredungen treffen oder sich kurz mal eine SMS schicken. Im Gegensatz zu älteren Medien wie Film, Fernsehen, Video, Buch ist die netzbasierte Kommunikation dialogisch, d.h., der Medienutzer kann aktiv in das Geschehen eingreifen und es mit gestalten.

Die Handhabung dieser Neuen Medien erfordert neue Fähigkeiten und Fertigkeiten in der Bedienung der Gerätschaften. Ihre Nutzung bietet aber auch neue Möglichkeiten, sich in der netzbasierten Kommunikation (neu) zu erleben, zu erschaffen, eröffnet virtuelle Räume-Möglichkeitenräume-, in denen wir mit anderen kommunizieren und uns bewegen können. Alter, Aussehen, Geschlecht, der gesamte Körper scheint dabei auf den ersten Blick keine Rolle mehr zu spielen.

In den folgenden Ausführungen möchte ich mich damit auseinander setzen, welche Möglichkeiten die Neuen Medien jugendlichen Adoleszenten für den Konstruktionsprozess der eigenen Identität in der so genannten postmodernen Gesellschaft bieten. Können diese Medien zu einem Gelingen oder Nicht-Gelingen der Identität und somit zu einer Integration in die Gesellschaft beitragen oder verhindern sie das sogar? Entwickeln Jugendliche ein Suchtverhalten, flüchten sie mehr und mehr in Scheinwelten, bauen Scheinidentitäten auf oder entwickeln multiple Identitäten, entwickeln sie eine größere Gewaltbereitschaft, die ihre Entwicklung negativ beeinträchtigt?

Einleitend beschreibe ich an ausgewählten Aspekten Veränderungen der Gesellschaft und der Lebenswelten, in denen Jugendliche heute aufwachsen. Identitätssichernde Faktoren und Identitätsentwürfe vorangegangener Generationen verlieren in diesem Rahmen ihre Passform. In einem zweiten Schritt werde ich die Besonderheiten netzbasierter Kommunikation allgemein und speziell am Beispiel von Chat und MUD darstellen. Am Rande gestreift werden Diskussionen um die Notwendigkeit neuer postmoderner Identitätsmodelle. Welche

1 Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mul. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen forschung.eag@t-online.de)

2 In Anlehnung an Pross (1972) verstehe ich unter den Neuen Medien die sog. tertiären Medien: Das sind solche, „für die sowohl zur Produktion als auch zur Nutzung technische Geräte notwendig sind. Hierzu zählen dann die elektronischen Medien wie Rundfunk, Schallplatten, Film Fernsehen, Videos, Computer. Entscheidend an den tertiären Medien ist, dass sie ohne die Technik nicht funktionieren (vgl. Pross 1972, S. 145; Eder et al. 1999, S. 40). Das Handy reihe ich in diese Aufzählung mit ein.“

Sicht vom Jugendlichen als Grundlage pädagogischen und therapeutischen Handelns vermitteln uns die entwicklungspsychologische und die sozialisationstheoretische Jugend- und Adoleszenzforschung? Hier beziehe ich mich auf neueste Ergebnisse von *Fend* (2001) und *Hurrelmann* (1995). Mit der Skizzierung ausgewählter Aspekte des Identitätskonzeptes der Integrativen Therapie (*Müller/Petzold* 1999) soll aufgezeigt werden, wie dieses Konzept uns eine aktuelle Folie für die Interpretation jugendlicher Identitätskonstruktionen bieten kann.

Die „fünf Säulen der Identität“ sowie weitere identitätswirksame Aspekte bieten ein gutes Raster, die Identitätsentwicklung von Jugendlichen mit der realen Nutzung der Neuen Medien zu verbinden und diese auf identitätsfördernde wie -behindernde Faktoren hin zu interpretieren. Zusammenfassend soll die Relevanz dieser Erkenntnisse für den Umgang mit Jugendlichen und für das Verstehen von Jugendlichen in Psychotherapie, Pädagogik und Beratung mit Jugendlichen aufgezeigt werden.

1. Leben in der Postmoderne: Bedingungen des Aufwachsens von Jugendlichen heute

In der neueren Literatur wird übereinstimmend von der „spätmodernen“ (*Keupp* 1999) oder „postmodernen“ (*Keupp* 2000; *Metzmacher/Zaepfel* 1998; *Turkle* 1999) Gesellschaft als der heutigen Gesellschaft gesprochen. Charakteristische Merkmale zur näheren Bezeichnung der postmodernen Gesellschaft drücken sich u.a. in Begriffen wie Pluralisierung, Globalisierung und Individualisierung, Schnelllebigkeit, enormer sozialer Wandel, Medien- und Wissensgesellschaft aus. Sie sollen die kulturellen, gesellschaftlichen und sozialen Wandlungsprozesse beschreiben, die unser Leben radikal verändern und uns vor neue Anforderungen stellen.

Nichts ist mehr vorhersehbar, „alles ist möglich“. Vielfältige Optionen stellen uns vor die Notwendigkeit, die richtige Entscheidung zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu

treffen. Ob der Mensch gelernt hat, diese Situation als Möglichkeit für seinen eigenen Weg, seine eigene Konstruktion von Leben, Biographie und Identität aktiv zu nutzen und daraus einen Identitätsgewinn zieht oder ob er in Anbetracht der vielen Möglichkeiten auf einer Welle von Passivität, Unentschlossenheit und Entrücktheit dahinschwimmt, entscheidet, ob er zu der Chancen- oder Risikogruppe der Postmoderne gehört. „Diese Risikokinder verfügen weder über das notwendige Geld- und Bildungskapital noch über das emotionale Guthaben einer haltgebenden und fördernden Erziehungswelt, die aus dem „kompetenten Säugling“ (*Dornes* 1993) den „Lebensstilsurfer“ (*Keupp* 1997, 50) und den „existenziellen Kleinkünstler“ (*Früchtl* 1993) machen sollen“, so beschreiben *Metzmacher/Zaepfel* (1998, 314) eindrücklich mögliche negative Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels.

Was charakterisiert nun konkret die postmoderne Gesellschaft? Vor allem in Anlehnung an *Keupp* (2000) und *Metzmacher/Zaepfel* (1996, 1998) möchte ich folgende Aspekte hervorheben:

1.1 Der Verlust traditioneller Stütz- und Sicherungssysteme

Schulen verlieren heute mehr und mehr ihre sinngebenden und identitätsstiftenden Traditionen. Dies führt zu einem Verlust an verbindlichen und gemeinsamen Orientierungen, Werten und Normen. „Die noch eine Generation früher geteilten Vorstellungen von Erziehung, Sexualität, Gesundheit, Geschlechter- oder Generationenbeziehung verlieren den Charakter des Selbstverständlichen.“ (*Keupp* 2000, 116) Fühlte sich der moderne Mensch noch in einen relativ sicheren Rahmen eingebettet, der ihm Vertrautheit und Sicherheit vermittelte (für den Preis von Abhängigkeit, Anpassung und Kontrolle), so erlebt der postmoderne Mensch heute eine Entbettung (*Giddens*). Diese geht mit Gefühlen von Angst und Unsicherheit einher.

Metzmacher & Zaepfel sind der Meinung, dass die verloren gegangene Kontrollfunktion der traditionellen Systeme durch „subtiler wirkende Anpassungszwänge“ ersetzt wird: Die

„soziale Kontrolle von Konformität wird zusehends mittels psychosozialer Prozesstechniken wie Werbung, Marketing, Personaltraining, *identity Styling* etc. ausgeübt“ (1996, 461). Andererseits rücken eigene Konzepte der Lebensführung und der Sinnsuche sowie neue Netzwerke stärker in den Vordergrund. Nicht die unreflektierte Übernahme von bewährten Normen und Werten, sondern die eigene Entscheidung und Gestaltung von Beziehungsverhältnissen steht im Vordergrund (vgl. Fend 1988, 296).

Bezüglich der Veränderung von Familien ist eine „Pluralisierung (und Individualisierung, U.H.) von Lebensformen und Milieus“ (Keupp 2000, 117) festzustellen. Heute existieren neben der traditionellen Zwei-Kind-Familie vielfältige und alternative Lebensformen. Familiensoziologen sprechen von der „Patchwork-Familie“, „Werkstattfamilie“, „Matrix“ und „Fortsetzungsfamilie“ etc. Sie sprechen von sukzessiver, multipler oder fragmentierter Elternschaft, von „nichtehelichen Lebensgemeinschaften“, „Konsensualpaaren“ etc. (Lüscher 1995, 240; Buchholz 1993; Metzmacher/Zaepfel 1996, 456). Das heißt für Kinder und Jugendliche heute, dass sie in unterschiedlichen und vielfältigen Teilbereichen ihrer Lebens- und Familienwelt immer wieder erneut Orientierung und Balance finden müssen. Die Abnahme von Selbstverständlichkeiten führt dazu, dass der Einzelne nicht mehr auf vorgefertigte Denk- und Handlungsmuster zurückgreifen kann. Das Leben wird zu einem Projekt und muss jedes Mal quasi neu erfunden werden (vgl. Keupp 1999, 50). Dies gut zu meistern kann für Kinder und Jugendliche eine große Herausforderung sein. Menschen erleben diese vielfältigen Lebensoptionen jedoch nicht immer als beglückende Entscheidungsfreiheit, sondern auch als grundlegende Verunsicherung oder sogar als permanenten Entscheidungszwang, der zum Scheitern führen kann. Und: Die Resultate dieser Entscheidungen werden mehr und mehr der Verantwortung des Einzelnen zugeschrieben und nicht mehr vergesellschaftet (vgl. Metzmacher/Zaepfel 1996, 460).

Mit den hier aufgezeigten Veränderungen gehen wichtige menschliche Ressourcen verlo-

ren, die mit der Einbindung in diese kulturellen, sozialen und familiären Netzwerke verbunden waren.

1.2 Die identitätsstiftende Wirkung von Erwerbsarbeit wird brüchig

In Anbetracht fehlender Ausbildungs- und Arbeitsperspektiven für bestimmte (jugendliche) Bevölkerungsgruppen, kann Arbeit im Sinne von Erwerbsarbeit weniger identitäts- und sinnstiftend wirken. Über Arbeit vermittelte Prestige- und Identitätsaspekte wie gesellschaftliches Ansehen, Anerkennung, Teilhabe an Konsum und Kultur, Entwicklung von Zukunftsperspektiven und Lebensplan stehen Jugendlichen heute nicht mehr ohne weiteres zur Verfügung. Da die Bewältigung der Entwicklungsaufgabe „Berufswahl“ in der Adoleszenz ebenfalls im Vordergrund steht, trifft diese Situation Jugendliche in dieser Phase gewaltig. Dies umso mehr, als Arbeit, im Sinne von Beruf und Erwerbsarbeit, obwohl weniger vorhanden, trotzdem wieder eine enorme Bedeutung in der Lebensplanung Jugendlicher gewonnen hat (Shell-Studie 2000, 15).

Arbeit als „die materielle Säule postmoderner Identitätsbildung wird im Zeichen der „neuen Armut“ (Honneth 1993) wieder zur Schnittstelle zwischen einer Freiheit als Chance zur Emanzipation und einer Art postmoderner Vogelfreiheit als Erfahrung von Bodenlosigkeit, sozialer Stigmatisierung und Ausgrenzung“ (Metzmacher/Zaepfel 1996, 458).

1.3 Fragmentierung von Erfahrungen, Wissen und Zeiterleben

Die unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus, Lebensstile, Subsysteme und Lebenswelten, in denen Menschen sich bewegen, nehmen immer mehr zu. Es entsteht die Aufgabe, diese Teilbereiche zu koordinieren und sie mit der Vorstellung des eigenen Lebens und der eigenen Biografie in Einklang zu bringen. Dies gelingt jedoch nicht immer problemlos. Gergen (1991) spricht hier von der „multiphrenen Si-

tuation“³ als Normalphänomen (vgl. *Keupp* 2000, 116). Gemeint ist, dass das soziale Umfeld mit seiner wachsenden Anzahl von Erlebens- und Erfahrungsbereichen, mit allen Interaktionen und Beziehungen, kein einheitliches konsistentes Bild widerspiegelt, das mir eindeutig zurückmeldet, wer ich bin. Die Identifizierungen sind vielfältig und teils unterschiedlich. Viele Erfahrungen müssen oft unverbunden nebeneinander stehen bleiben, z.T. müssen große Ambivalenzen ausgehalten werden. Gleichzeitig nehmen der Bedarf an und die Suche nach Orientierung zu. *Keupp* sieht in der Pluralität aber auch einen möglichen Reichtum, der eindimensionale Bewusstseinshorizonte überschreiten lässt (ibid., 116).

Das Zeitempfinden postmoderner Menschen unterliegt ebenfalls einer Fragmentierung und Veränderung. Dies betrifft sowohl die gemeinschaftlich-geschichtliche Zeit, die persönliche individuelle Zeit sowie durch die Neuen Medien veränderte Zeitmaßstäbe (siehe Punkt 2.). Bisher war die Vergangenheit bekannt und die Zukunft war einigermaßen vorhersehbar und damit planbar. Veränderungen der Gegenwart waren nachvollziehbar und überschaubar. Heute ist es so, dass Zeugnisse der Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart immer mehr verblassen und scheinbar unwichtig werden (vgl. *Debray* 2001, 19). Die Gegenwart ändert sich so schnell wie nie zuvor, es kann passieren, dass heutiges Wissen morgen schon wieder veraltet ist. *Lübbe* (1994) spricht hier von einer „Gegenwartsschrumpfung“ und einer „Innovationsverdichtung, die die ‚Halbwertszeiten‘ des aktuell geltenden Wissens ständig verringert“ (*Keupp* 2000, 116).

Die Geltungsdauer von Wissen und damit auch von Verhalten wird immer kürzer und es stellt sich bei Jugendlichen und Erwachsenen die Frage nach dem „Weltwissen“⁴ (*Elschenbroich* 2001) als bleibendem Wissen von der Welt, unabhängig von Fortschritt und Tradition. Die aktuelle Bildungsdebatte greift diese Auseinandersetzung um Wissen, Information, Bildung und Alltagswissen auf.

1.4 Entstehung virtueller Welten und Gemeinschaften

Dass die Lebensbereiche immer vielfältiger werden, dazu tragen auch die Neuen Medien, z.B. Computer und Internet, mit ihren Kommunikations- und Erfahrungsmöglichkeiten bei. Interaktiv-mediales Handeln und weltweite Vernetzung führen nicht nur zu neuen Formen der Kommunikation, zu neuen Wirtschaftszweigen und Beschäftigungsmöglichkeiten, zu neuen Arbeitsformen sowie zu einer neuen Bewertung von Arbeit und Freizeit. Sie haben sozio-kulturelle Auswirkungen: Sie führen zu virtuellen Gemeinschaften und zu neuen Spiel- und Handlungsräumen, in denen Jugendliche und Erwachsene ihre Identität erproben können.

Wo traditionelle Instanzen mit ihren Netzwerken im klassischen Sinne brüchig werden, könnten mediale Welten mit neuen Netzwerken einen Ersatz dafür bieten. Medien bestimmen die Gestaltung des Alltags von Jugendlichen mit: sie verabreden sich z.B. in bestimmten Chatrooms, treffen sich im Internet-Café

3 Es geht um die Frage, ob der Mensch in der Situation der fragmentierten Erfahrung Kohärenz entwickeln kann. „Radikale Ansätze gehen aus vom kohärenten Selbst als einer Fiktion, geschaffen zum Schutz gegen die Erkenntnis der fragmentierten Qualität von Erfahrung. In der Psychoanalyse *Lacans* etwa wird dieser Mangel an Integration als Wahrheit des Subjektes betrachtet ...“ In anderen Ansätzen (*Linde* 1993) ist „die Rede von Dezentrierung, dem – auch theoretischen Abschied vom Ich als personalem Zentrum der Person. *Kenneth Gergen* hat dazu den Begriff der Multiphrenie geprägt für die „Bevölkerung des Selbst, den Erwerb multipler und disparater Seinspotenziale“ (1990, S. 69)“ (*Keupp* 1999, S. 90). An anderer Stelle zitiert *Keupp*: „Auf uns stürmt eine ungeheuer schnell wachsende Vielfalt von Wünschen, Optionen, Gelegenheiten, Verpflichtungen und Werten ein. Und wir müssen damit leben, daß vieles von dem höchst widersprüchlich ist. ...“ (*Gergen* 1994, S. 36; *Keupp* 1999, S.49).

4 „Was ist das Wissen des Weltwissens?“, fragt *Elschenbroich* (2001) in Bezug auf Vorschulkinder. „Es ist mehr als Fakten und mehr als Informationen. Wissen, das sind ebenso Erinnerungsspuren des Kindes, Routinen, Zweifel, offene Fragen, intelligentes Raten. Auch entscheiden zu können: Das interessiert mich jetzt nicht. Wissen heißt nicht, über etwas viel reden, sondern etwas tun können“ (S. 47).

oder zu Hause, um gemeinsam am vernetzten Computer zu spielen. Diesen neuen Strukturen wird eine besondere Bedeutung für die Bildung neuer sozialer Gemeinschaften zugesprochen, die gerade in Kindheit und Jugend bedeutsam für die Konstruktion von Identität sind.

Es sind nicht nur die neuen Kommunikationsstrukturen und Netzwerke, sondern auch medien- und konsumorientierte Alltagsinszenierungen (Medienstars, Vorbilder, Kleidung und sonstige Statussymbole), die über die gemeinsam geteilten Bedeutungen dieser Altersgruppe(n) eine durchaus wesentliche Rolle für die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen spielen. Selbst-Gestaltungen im Chat sowie auf der Homepage ergänzen diesen Aspekt. Neben positiven Wirkungen sehen Fachleute hier ebenso Gefahren: „In dem Maße, wie nun die Befriedigung passiver Bedürfnisse nach Geborgenheit, Anlehnung, emotionaler Verlässlichkeit etc. als risikoreich erlebt wird, könnte sich die Tendenz verstärken, für regressive Bedürfnisse surrogathaften Ersatz zu suchen. Hierfür bietet sich zum einen die Welt der Medien und die des Konsums an (Heuermann 1994; Metzmacher/Zaepfel 1996, 461).

1.5 Der Verlust der Meta-Erzählungen und die individualisierte Gewinnung von Sinn

Alle traditionellen Institutionen (Familie, Kirche, Parteien, Gewerkschaften, Schule) mit dem Auftrag, das geistige und kulturelle Erbe einer Gesellschaft lebendig zu erhalten, erleben einen Bedeutungs- und Werteverlust. Im gesellschaftlich-politisch-kulturellen sowie im familiär-individuellen Bereich sichert das Vorhandensein von Meta-Erzählungen Kontinuität und Sinnerfahrung. Sie liefern Erklärungen und Deutungsmuster, warum die Welt so ist, wie sie ist, warum ich so geworden bin, wie ich bin. „Der Mensch (...) ist das einzige Lebewesen, das sich an seine Vorfahren erinnert und erworbene Kenntnisse an seine Kinder weitergibt, wodurch eine schöpferische Kontinuität entsteht. Er allein ist im Stande, eine Geschichte zu erzeugen, indem er die Erfahrungen der

früheren Generationen sammelt und daraus Nutzen zieht. (...) Eben diese Übermittlung erworbener Eigenschaften erscheint heute extrem gefährdet.“ (Debray 2001, 19) Für Debray ist der Akt der Übermittlung (im Gegensatz zu Mitteilung), d.h. die Information in der Zeit zu verbreiten, das, was Kultur ausmacht. Heutige Kommunikation neige dazu, die Übermittlung zu erschweren. Der Verlust der Meta-Erzählungen meint „das Ende der etablierten Deutungsinstanzen“ zur Vermittlung von Sinn in Bezug „auf eine Erklärung dessen, was die Welt im Innersten zusammenhält“ (Keupp 2000, 117). Mehr oder weniger abgeschnitten von eindeutigen Wurzeln oder leicht durchschaubaren Lebens- und Sinnzusammenhängen, rückt die individuelle Sinnsuche und Sinnkonstruktion an die Stelle der Meta-Erzählungen. Das Drehbuch der eigenen Geschichte parallel zum gelebten Leben zu entwerfen, zu verwerfen, neu zu schreiben, umzuschreiben könnte eine lustvolle und verlockende Aufgabe für Jugendliche sein. Die psychischen, materiellen und sozialen Ressourcen sind jedoch nicht immer vorhanden, um das Leben kreativ zu entwerfen. Die Inszenierungen des Lebens werden womöglich zu einer schwierigen oder unlösbaren Aufgabe (vgl. Keupp 2000, 117f).

Eine weitere mögliche Auswirkung dieser Individualisierung sieht Keupp (ibid.) in einem Verlust von Solidarität und Gemeinschaftserfahrung in der Ego-Gesellschaft. Hier spricht er von Egozentrierung im Gegensatz zu Individualisierung. Er verweist jedoch auf das Vorhandensein eines hohen Solidaritätspotenzials, was nicht näher erläutert wird. Eine mögliche Erklärung ist bei Berking (1994) zu finden. Er spricht hier von „solidarischem Individualismus“, womit gemeint ist, dass Solidarität zum Medium der Selbstverwirklichung des Einzelnen wird: „Ich engagiere mich, weil ich dadurch nicht mehr einsam bin (vgl. Metzmacher/Zaepfel 1996, 462).“

So geht das Leben in der Postmoderne, die Individualisierung und die Pluralisierung von Lebenswelten, Lebensstilen, Lebensformen einerseits einher mit mehr Selbstbestimmung hinsichtlich der Konstruktion der eigenen Biographie, führt aber auch zu Orientierungslosigkeit, Angst, Unsicherheit. Hier stellt sich die Frage, über welche Basisfähigkeiten der

Mensch heute verfügen muss (Frage der inneren Ausstattung), wo (Bedeutung unterschiedlicher Lebensbereiche und Institutionen) und wie (Frage der Methode; was bietet die Gesellschaft an Handlungssituationen, wie ist das Anregungsmilieu) er sich diese erwerben kann und wer und was ihn dabei unterstützt (Frage der äußeren und inneren Ressourcen, der protektiven Faktoren)? Das sind Fragen, denen sich Therapeuten und Pädagogen, Sozialarbeiter, Eltern und die Jugendlichen selbst heute stellen müssen. Und dies macht auch deutlich: Einerseits gibt es keine einheitlichen und ungebrochenen Biographien und Lebensentwürfe mehr, Lebensformen sind plural, zeitlich begrenzt und veränderlich. Der Mensch wird mehr und mehr Konstrukteur seiner eigenen Entwicklung und ist dabei auf sich selbst gestellt. Andererseits ist die Gesellschaft von ihrer Verantwortung nicht entbunden. Sie muss dem Menschen Anregungssituationen und Ressourcen bieten, die es ihm ermöglichen, diesen Weg zu gehen.

2. Netzvermittelte Kommunikation und Identität

2.1 Einleitende Gedanken zur Veränderung von Kommunikation

Schon seit langem bedient sich die Menschheit unterschiedlicher Medien, um miteinander zu kommunizieren. Bereits in frühester Menschheitsgeschichte mussten sich die Menschen dafür nicht unbedingt in die Augen blicken, also Face-to-Face kommunizieren und sich der gesprochenen Sprache bedienen. Durch Höhlenzeichnungen, Rauchzeichen, Trommeln, andere Geräusche konnten Menschen immer schon in begrenztem Maße Informationen über Entfernungen weitergeben, also mittels dieser Medien miteinander kommunizieren. Mit der Erfindung der Schrift und später des Postwesens konnten Informationen über größere Strecken ausgetauscht werden. Das Telefon ist das Kommunikationsmittel der Moderne, um in Echtzeit, jedoch ohne körperliche Anwesenheit beider Gesprächspartner am selben Ort Informationen auszutauschen. Je-

doch war man an den Standort des Telefonapparates gebunden. Die Interaktionspartner waren nicht anonym, sondern kannten sich in der Regel.

Das Neue in der Postmoderne ist, dass Menschen miteinander kommunizieren, die sich außerhalb dieses neuen Mediums Internet nie begegnet sind oder wären, die ihre wahre Identität hinter einem Decknamen und einer virtuellen *personae* verstecken können. Der Computer – und darüber vermittelt die Nutzung des Internet als Kommunikationsmedium seine Kommunikationsmodi wie das Chatten, MUDen (Teilnahme an interaktiven Rollenspielen), E-Mails, Surfen im WWW – eröffnen neue Möglichkeiten der Kommunikation und neue Möglichkeiten, virtuelle Beziehungen zu knüpfen und virtuellen Gemeinschaften anzugehören. In diesem Sinne sind Computer und Internet Medien zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Beziehungen.

2.2 Aspekte einer Diskussion: Identitätsrelevanz der Neuen Medien in der Literatur

In der medienpädagogischen, sozial- und entwicklungspsychologischen Forschung sind die Auswirkungen der Neuen Medien auf Haltungen, Einstellungen, Bewusstsein, Identität ein wesentlicher Aspekt, der oft spekulativ bzw. dessen Untersuchungsergebnisse bisher noch wenig empirisch abgesichert sind. Die Bandbreite der Einschätzungen reicht von pessimistisch bis euphorisch. Es gibt derzeit keine Ansätze oder Konzepte, die beschreiben, *wie* die Netz-Kommunikation in positiver Weise für die Identitätsentwicklung von Jugendlichen genutzt werden kann bzw. wie mit Problemen wie Internetsucht und pathologisch multipler Identität umgegangen werden kann. Es herrscht jedoch Einigkeit, dass die neuen Kommunikationsformen im Internet identitäts- und biografierelevant sein können (Turkle 1999; Fink/Kammerl 2001). „Wir sprechen von identitätsrelevanten Potenzialen der computervermittelten Kommunikation, wenn der Netznutzer mit dieser Kommunikation bzw. mit seiner Virtual-Life-Identity identitätsbezo-

gene Motive, Zwecke und Interessen bewusst realisiert“ (*Fink/Kammerl* 2001, 14). Das Gleiche gilt „aber auch dann, wenn die identitätsbezogenen Prozesse vom Subjekt weder bewusst intendiert noch kogniziert werden und als psychische Funktionen ablaufen“ (*ibid.*). Die Autoren weisen jedoch einschränkend darauf hin, dass noch empirisch belegt werden muss, „unter welchen intrapersonalen und extrapersonalen Bedingungen in der Realität welche virtuellen Verläufe identitätsfördernd sind“ (*ibid.*, 13).

Aus der Handlungsforschung sind Arbeiten bekannt (*Turkle* 1999; *Fink/Kammerl* 2001; *Schmidt et al.* 2000; *Shell-Studie* 2000), die sich mit virtuellen Identitäten und identitätsrelevanten Aspekten der Neuen Medien beschäftigen, deren Nutzung im sozialen Kontext, gerade bei Jugendlichen untersuchen sowie sich in die postmodernen Identitätsdiskussionen um multiple (Teil-)Identitäten (*Keupp* 1999; *Fink/Kammerl* 2001) einklinken. Es werden Phänomene beschrieben, die auf der Grundlage reflexiv-handlungsorientierter Wissenschaftskonzepte Aussagen über Nutzung und identitätsrelevante Auswirkungen der Neuen Medien in Einzelfällen zulassen (*Turkle* 1999; *Schmidt et al.* 2000). Ob hierfür ein neues Konzept von postmoderner und virtueller Identität (Virtual-Life-Identity) als Teil-Identitäten, deren Erfahrungsbereich das Internet ist (im Gegensatz zu Real-Life-Identity), notwendig und von Nutzen ist, ist fraglich. „Eine derartige Abgrenzung könnte nur gewonnen werden, wenn die subjektiven identitätsrelevanten Potenziale von computervermittelter Kommunikation möglichst zuverlässig erfasst werden.“ (*Fink/Kammerl* 2001, 13). Dies scheint nur schwer möglich zu sein. Es existieren zu wenige aussagekräftige Untersuchungsergebnisse, so dass eine Diskussion auf dieser Basis momentan noch zu spekulativ wäre. Der Begriff Virtual-Life-Identity ist bisher noch nicht begrifflich eindeutig gefasst. *Fink & Kammerl* (2001) schlagen vor, den Terminus erst dann zu benutzen, „wenn innerhalb der Netzaktivität eine rollen- bzw. beziehungspezifische Konsistenz und Kohärenz aufzufinden ist, d.h. konkret, wenn beispielsweise über mehrere

Sitzungen hinweg und in verschiedenen Situationen eine (Spieler-)Rolle in einem MUD wahrgenommen oder in den Kommunikationskanälen vertreten wurde“ (*ibid.*, 11). Obwohl diese Diskussion insgesamt sehr interessant scheint, soll sie hier nicht Kernpunkt meiner Auseinandersetzungen sein.⁵

Ich orientiere mich deshalb am Identitätsbegriff der Moderne (s.a. Kapitel III), die weiterhin von einem Selbst ausgeht, das zu Kohärenz, Konsistenz und Kontinuität fähig ist, indem es aktiv identitätsrelevante, bereichs- wie beziehungsspezifische Aspekte von Alltag integrieren kann (*ibid.*). Kommunikatives Handeln im und durch das Netz sind heute ein Teil des Alltags und der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen und von daher per se identitätsrelevant. Ich bin mit *Fink & Kammerl* der Meinung, dass Internetnutzer ihre Alltagserfahrungen in die Modalitäten des Internets einbringen, und „Identitätserfahrungen von Internetnutzern können nur unter Berücksichtigung von nicht netzbasierten identitätsrelevanten Erfahrungen der Internetnutzer betrachtet werden, ihre Kommunikation nur unter Vergewisserung der Formen, mit denen zu ihnen in der öffentlichen (Massen-)Kommunikation und im Privaten gesprochen wird“ (*ibid.*, 10). Ich benutze den Begriff „virtuell“, um deutlich zu machen, dass es sich um eine Online-Erfahrung des Subjektes handelt.

Mit einer genaueren Untersuchung (Punkte 3. und 4.) ist zu prüfen, ob und wie moderne Identitätskonzepte oben genannte Sachverhalte tatsächlich integrieren können und ob und wann die unter einem modernen Identitätskonzept entwickelte Identität in Bezug zu den Neuen Medien als gelungen oder nicht gelungen anzusehen ist.

2.3 Spezifische Kommunikationsformen des Internet

Chatten, Surfen im Internet, E-Mails versenden und empfangen, die Teilnahme an Newsforen und interaktiven Rollenspielen, die Er-

5 Ich verweise hier auf die angegebene Literatur von *Keupp* (1996 und 1999), *Fink/Kammerl* (2001) und *Turkle* (1999).

stellung von Homepages, all dies beinhaltet Möglichkeiten, sich selbst darzustellen und sich im kommunikativen Raum des Internets zu inszenieren.

Im Folgenden möchte ich das Chatten und MUDen in ihren Möglichkeiten, die sie v.a. Jugendlichen bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben und auf ihrem Weg zur Individuation und Integration in die Gesellschaft bieten könnten, näher beschreiben. Dabei werde ich sowohl auf förderliche als auch auf pathogene Entwicklungen eingehen.

Das Chatten

Im Internet existieren unterschiedliche Formen des Chat. Beim IRC (Internet Relay Chat, einem Chat-Anbieter) z.B. handelt es sich um eine komplexe Kommunikationslandschaft, die in unterschiedlichen Channels (unterschiedlichen Gesprächsforen) Menschen weltweit den Austausch über die unterschiedlichsten Themen ermöglicht. Die Themen reichen vom Austausch von Banalitäten oder Netzkatsch über Flirts und jugendrelevante Alltagsthemen bis hin zu politischen Themen und Diskussionen über technische Fragen. Unter einem selbst gewählten Decknamen, einem Nick, wird anonym kommuniziert (vgl. Sandbothe 1999, 372).

Das Chatten gehört wie die anderen Formen der netzbasierten Kommunikation zu den „zentralen Kommunikationsmodi“ (Schmidt et al. 2000) des Internet. Das Wesentliche des Chatten im Vergleich zu E-Mail ist der Dialog in Echtzeit. Die Teilnahme an Chatrooms unterliegt wenigen Regeln, die von einem Operator überwacht werden (er hat z.B. das Recht, Störer aus dem Chat zu verbannen). Jeder kann teilnehmen und über alles reden. Da sich Interessierte aus aller Welt in den Chats einbringen können, ist das Chatten universell und multikulturell. Das Internet wird dahingehend zum Beziehungsmedium, als es lediglich der Aufrechterhaltung der interpersonalen Beziehungsgeflechte dient. „Im Chat kommunizieren ‚viele‘ mit ‚vielen‘, ähnlich einem Alltagsgespräch, das sich durch thematische und personelle Offenheit, Zufälligkeit und Flüchtigkeit sowie Dialogizität und Selbstbestimmung (...) auszeichnet.“ (ibid., 17)

Das MUDen

Die MUDs (Multi-User-Dungeons oder Multi-User-Domäne) ermöglichen eine Form der Interaktion im Internet, die in den 70er Jahren aus der Idee interaktioneller Rollenspiele entstanden ist. Sie existieren heute im Internet in Form von so genannten Adventurespielen, die der alten Kultur der „Dungeons- and Dragons“-Spiele verhaftet sind, als auch als soziale MUDs. Bei Ersteren handelt es sich mehr um Spielideen, wo Kämpfe und Machtstreben im Vordergrund stehen. Teilnehmer sind in einer fiktionalen Spiellandschaft eingelagert, um „im Kampf mit anderen Teilnehmern oder programmierten Robots so genannte ‚Erfahrungspunkte‘ zu sammeln und in der Hierarchie des jeweiligen Spiels zum ‚Wizard‘ oder ‚God‘ aufzusteigen“ (Sandbothe 1999, 372f). Im erreichten Status des Zauberers oder Gottes erreichen sie ein Level, wo sie Einblicke in technische Aspekte der MUDs erhalten und auch mit programmieren können. Sie haben die Macht z.B. Spiellandschaften zu verändern oder Problemstellungen, die die anderen Teilnehmer lösen müssen, zu programmieren. So übernehmen die Teilnehmer im MUD Verantwortlichkeiten, die an eine Vollbeschäftigung grenzen (vgl. Turkle 1999, 311, 325; Sandbothe 1999, 373).

In den sozialen MUDs geht es mehr darum, mit anderen Spielern zu interagieren und sich durch Schaffung eigener Objekte und Architekturen an der Gestaltung der virtuellen Welt zu beteiligen (vgl. Turkle 1999, 292). Der demokratische, partizipatorische und kreative Aspekt steht hier im Vordergrund. Jeder Teilnehmer im MUD erschafft eine so genannte *personae*, die mit den *personae*s der anderen Mitspieler in Beziehung tritt. Nach Turkle werden diese Beziehungen schnell zum entscheidenden Faktor der MUD-Teilnahme (ibid., 293). Im Gegensatz zum Pseudonym im Chat wird die *personae* als Charakter mit umfassenden Eigenschaften (Aussehen, Kleidung, Alter, Gefühle usw.) erschaffen. Wie im Chat treten so genannte Emoticons an die Stelle von Gefühlen, Stimmungen, Mimik oder Handlungen, so z.B. ☺ für Lächeln, ☹ für ein trauriges Gesicht, ;-) für Augenzwinkern oder Ironie, :-D für ein Auslachen. Selbst Brille tragen kann durch ein Smiley ::-) dargestellt werden.

2.4. Strukturelle Möglichkeiten der netzbasierten Kommunikation

Die Appräsenz des Körpers

Kommunikation im Chat oder MUD ist dialogisch und (fast) synchron. Der wesentliche Unterschied zur Face-to-Face-Kommunikation ist das Fehlen der „körperlichen Ko-präsenz der Akteure“ (Schmidt 2000, 17) und damit der Orientierung an weiteren körpersprachlichen Ausdrucksformen und Begleiterscheinungen der sprachlichen Kommunikation wie Mimik, Gestik, Alter, Aussehen sowie stimmliche Betonungen oder Dialekte. D.h., alle Möglichkeiten, die beide Kommunikationspartner in Face-to-Face-Kommunikation hätten, um daraus zusätzlich zu den Worten weitere Informationen zu ziehen, fehlen auf den ersten Blick.

Die Bedeutung von Schrift und Sprache

Im Chatraum sowie in den MUDs fungiert die Schrift als Medium der synchronen Kommunikation. Dazu schreibt Sandbothe: „Die dem Schriftmedium des Buches eigene Anonymität verbindet sich in der Pseudonymität des ‚Online Chat‘ ein Stück weit mit der synchronen Interaktivität und der aktuellen Präsenz der Gesprächspartner, die als charakteristisch für die gesprochene Sprache in der Face-to-Face-Kommunikation gelten. In der Computer Mediated Communication verflechten sich demnach Merkmale, die bisher als Differenzkriterien der Unterscheidung zwischen Sprache und Schrift dienten. (...) Die traditionelle Auszeichnung der gesprochenen Sprache als Medium der Präsenz wird durch die ‚apprä-sente Präsenz‘ der Teilnehmer im geschriebenen Gespräch des Online Chat unterlaufen.“ (1999, 374) Er bezeichnet dies als „Tendenz zur ‚Verschriftlichung der Sprache‘“, die mit einer „Versprachlichung der Schrift“ korrespondiert. Damit meint er, dass bisher das Medium Schrift eine direkte Kommunikation zwischen beispielsweise einem Buchautor und einem Leser ausgeschlossen hat. Die Schrift nun als Kommunikationsmedium im Internet ermöglicht eine Sender-Empfänger-Interaktion, was neu ist. Schrift wird bei gleichzeitiger Synchronizität und Appräsenz interaktiv (ibid.).

Die Veränderung des Zeitbegriffes

Nach Sandbothe (1999, 375) verändert sich in Chat und MUD auch der Zeitbegriff, er wird de-linearisiert. Während Fernsehen, Radio und Kino eine lineare Zeitschiene durch feste Programme vorgeben, kann sich das Timing im Chat nach individuellen Absprachen, Verhandlungen und Diskussionen mit den anderen Teilnehmern vollziehen. Es sind selbst gesetzte Zeiten, „gemeinschaftlich konstruierte Präsenzzeiten, innerhalb deren die Nutzerinnen und Nutzer in einem Kontext gemeinsamer Zukunftsentwürfe ihre Identitäten auf der Grundlage schriftbasierter Interaktion selbst konstruieren können“.

Bei der alltäglichen Nutzung des Internet für elektronische Post ist ebenfalls eine Veränderung des Umgangs mit Zeit feststellbar, die bis in unseren Alltag wirkt: E-Mails schreiben wird oft als nicht so zeitaufwändig empfunden, wie z.B. Briefe schreiben; es verändert sich aber auch die Erwartungshaltung des Absenders an den Empfänger im Hinblick auf eine schnelle Antwort.

Die Veränderung des Raumbegriffes

Ebenso verändert sich auch der Raumbegriff. Durch die Appräsenz des Körpers und die örtliche Ungebundenheit der Kommunikationsmedien (ich kann mich von zu Hause aus, von der Arbeit, aus dem Internet-Café ins Internet einloggen) spielt der reale Raum fast keine Rolle mehr. Die netzbasierte Kommunikation verringert räumliche Distanzen, Gesprächspartner aus aller Welt treffen sich am Bildschirm, die Kommunikation eröffnet die Erfahrung neuer, virtueller Räume. Christina Schachtner (2000) ist der Meinung, dass man elektronische Datennetze als soziale Kontexte ansehen könne. In diesen virtuellen Kontexten und Räumen hätten Menschen die Möglichkeit, soziale Beziehungen zu leben. Sie böten ein Bedingungsgefüge für das Vorhandensein von realen Gefühlen. Globale Räume ersetzen bisher vorhandene Räume mit sichtbaren Grenzen.

Im Rahmen des Chat oder der Teilnahme in interaktiven MUDs konstruieren Teilnehmer nicht nur *personae* und Identitäten, sondern sie entwerfen auch virtuelle Räume und Zeiten, in denen sie sich mit anderen bewegen und in de-

nen die Geschichte spielt, d.h., sie „erfahren Raum und Zeit als kreativ gestaltbare Konstrukte ihrer narrativen und operativen Imagination“ (Sandbothe 1999, 378).

Wahrheit contra Täuschung: Die Bedeutung der Anonymität

Sprache als Symbol, das Bedeutungen vermittelt, v.a. aber Schriftsprache, um die es hier geht (Appräsenz des Körpers, Fehlen nonverbaler Kommunikationsmittel), ist nicht an Wahrheit gebunden. Es geht nicht um eine moralische Bewertung von „Dichtung oder Wahrheit“, sondern um die Frage, welche Möglichkeiten das Chatten gerade Adoleszenten bietet, spielerisch neue Seiten an sich auszuprobieren, in neue Identitäten zu schlüpfen, soziale Kontakte zu knüpfen, sich einer Gemeinschaft zugehörig zu fühlen und daraus Selbstvertrauen und Selbstwert zu gewinnen. Nach Schmidt et al. (2000, 18) „gilt im Netz also zunächst der Rahmen der Täuschung“. Ebenso bietet die Reduktion auf die Schriftsprache einen anderen Raum für Projektionen, z.B.: „Wie stelle ich mir mein virtuelles ‚Gegenüber‘ vor, welche Persönlichkeitsmerkmale, welche Kompetenzen schreibe ich ihm zu, was zieht mich an, was stößt mich ab?“

Face-to-Face-Kommunikation verweist auf eine zentrale Rolle des Körpers. Der kommunikative Austausch findet bisher zwischen Partnern statt, die an einem Ort präsent und dadurch eindeutig identifizierbar sind, z.B. als Mann, als Frau, als jung und alt, bekannt oder unbekannt. Durch den Namen wird die Einheit von Sprechen, Handeln und Identität der Person noch eindeutiger, die Person kann für ihr Handeln verantwortlich gemacht werden. Die so Kommunizierenden unterwerfen sich moralischen Kategorien. Dadurch entstehen soziale Kontrolle und Anpassung (ibid., 17).

Das Fehlen des Körpers und das Pseudonym im Chat-Raum ermöglichen Anonymität und damit verbunden Freiheit oder Freiraum. Sandbothe (1999) spricht hier von einer „sekundären“ Anonymisierung im Gegensatz zur strukturellen Anonymisierung von Fernsehen und Printmedien. Er ist der Meinung, dass Chat-Kommunikation personale Kommunikation ist, da „auch, wenn die Teilnehmer sich ein

Pseudonym als Namen wählen, sind sie damit gleichwohl als *personae*, d.h. als Masken, als gespielte Identitäten präsent“ (ibid., 376). Die Anonymität bewirkt des Weiteren eine Unmittelbarkeit und Direktheit der Kommunikation sowie die eigene Regulierung von Nähe und Distanz. Es ist hier möglich direkter zur Sache zu kommen, das zu fragen, was man erfahren will, allgemein im Alltag geltende Höflichkeitsfloskeln oder Kontakteinstiege sind hier nicht notwendig. Ebenso unproblematisch kann man sich zurückziehen und den Kontakt wieder abbrechen. Die Teilnahme ist nicht an Ort und Zeit (lineare) gebunden und hat keinen feststehenden Endpunkt (vgl. Turkle 1999, 304).

Frage ist, welche Auswirkungen die Anonymität des Chattens mit der fehlenden Möglichkeit der Wieder-Identifizierbarkeit bei Jugendlichen hat bzw. wie nutzen Jugendliche diese Möglichkeiten? Ist die große Unverbindlichkeit, verheimlichende Präsentationen des Selbst oder Täuschungen das Ziel jeglicher Handlungen, hervorgerufen durch die Möglichkeiten dieser Art der Kommunikation, oder sind es die spielerischen Möglichkeiten, das Probehandeln und der daraus gewonnene Zuwachs an Selbstbewusstsein und Identität? Und die Frage: Verliert der Körper bzw. der Leib als eine Säule der Identität an Bedeutung? Verschwinden mit dem Körper auch die Sinne? (s. Punkt 4.)

Der spielerische Charakter der Internetnutzung

Der spielerische oder ludische Charakter der Nutzung von Chat und MUD hat bisher wenig Eingang in die Medientheorie gefunden (vgl. Fink/Kammerl 2000, 15, Vogelsang 2000). Gerade MUDs greifen durch ihre vorgegebene Struktur das Spiel in seinen wesentlichen Charaktermerkmalen auf. Sie bieten Adoleszenten vielfältige Möglichkeiten mit Identitäten zu spielen und Fantasie und kreative Fähigkeiten zu entwickeln. Des Weiteren bieten MUDs vielfältiges Konstruktionsmaterial für jugendliche Identitätsbastler, um sich im spielerischen Rollenhandeln auszuprobieren und immer wieder neu zu entwerfen. Der Jugendliche kann im Spiel sein Idealbild entwerfen, in unterschiedliche Rollen und Geschlechter schlüpfen, positive wie negative Identitätsanteile ausspielen

und erproben. Durch das Erfinden von *personae* und durch das Handeln in dieser Person kann der Jugendliche lernen, sich in andere Menschen hineinzuversetzen, die Welt mit deren Augen zu sehen. Dies hat große Auswirkungen auf soziale Lernprozesse. *Turkle* (1999) ist sogar der Meinung, dass das Spiel im Internet Jugendlichen wie Erwachsenen Erfahrungs- und Entlastungsmöglichkeiten im Sinne eines Moratoriums bietet, die sich im realen Leben nicht mehr finden oder nicht mehr realisieren lassen (s. Punkt 4).

Die (Wieder-)Aneignung des Leibes

Durch die dem Medium Internet innewohnende Verschriftlichung der „Kommunikationslandschaften“ (*Sandbothe*) werden real vorhandene Gefühle sowie weitere sinnliche Erfahrungen des appräsenten Körpers ebenfalls zum Gegenstand der bewussten Konstruktion im Chat. Was wir sehen, wie wir uns fühlen, wie unsere Stimme klingt u.v.m., sei es nun real oder in der Anonymität, muss den anderen in schriftlicher Form mitgeteilt werden. Dadurch, so *Sandbothe*, erfahren wir und die anderen explizit mehr über uns selbst und die Art und Weise, wie wir die Dinge der Welt sehen, konstruieren und interpretieren (1999, 378). „Darin liegt eine wichtige aufklärerische Dimension der interaktiven, schriftbasierten Form der Netzkommunikation“ (ibid., 379). Durch die Appräsenz des Körpers wird ein höherer Bewusstseinsgrad über den (realen) Körper hergestellt. In Bezug auf mein Gegenüber ist der Körper appräsent, in der Eigenwahrnehmung ist er sehr wohl präsent und spürbar. Sollte man das, in Anlehnung an *Sandbothe*, als eine Dekonstruktion des Körpers oder die Wiederaneignung des verloren gegangenen Leibes (wie z.B. auch Inszenierungen durch Piercing und Tattoo) bezeichnen, der dadurch wieder mehr Aktualität und Beachtung erfährt?

2.5 Mögliche pathogene Strukturen einer netzvermittelten Kommunikation

Flucht in Ersatz- und Scheinwelten

Eher pessimistisch eingestellte Autoren unterstellen dem Internet generell einen identitätsbedrohenden Aspekt. Die Angebote des Internet würden hier zur Kompensation von in der realen Welt sich nicht erfüllenden Wünschen und Bedürfnissen genutzt (Freundschaft, Sex, Macht), die dann im Internet machtvoll und kompromisslos befriedigt würden. Durch die Flucht in solche Schein- und Ersatzwelten wird die virtuelle Welt dominant und führt zu einer Entfremdung vom Alltag. Der Mensch entwickle eine abgespaltene Virtual-Life-Identity (VLI), die er nicht in seine Real-Life-Identity (RLI) integrieren kann. „Virtual-Life-Identitäts wären zu den schon bestehenden Medien „eine notdürftige Präsentation eigener Größe“; *Fend* (1991, 15) sieht solche bislang in Konsum, Motorisierung und im Fan-Dasein“ (vgl. *Fink/Kammerl* 2001, 12).

Entwickeln einer multiplen Persönlichkeit

In Folge der Entwicklung unterschiedlicher, nicht integrierter Teil-Identitäten könnte der Mensch eine multiple Identität im Sinne einer psychischen Erkrankung entwickeln.⁶ Es liegen jedoch kaum empirische Belege für eine computerbasierte pathogene multiple Persönlichkeit vor (vgl. ebda.).

Internetsucht

Diese Möglichkeit des Suchtverhaltens ist nicht von der Hand zu weisen, jedoch als „Sucht“ i.e.S. noch umstritten. „Die Internetaktivitäten haben bei manchen Menschen einen derartigen quantitativen Umfang und eine solch subjektive Bedeutsamkeit erreicht, dass hier Merkmale von Suchtverhalten festgestellt

6 Der Begriff multiple Identität als eine Vielzahl von Selbsten wird in der neueren postmodernen Identitätsforschung als gesunde Antwort des Subjektes gesehen, sich der pluralisierten, dezentralisierten postmodernen Risikowelt und deren Lebensverhältnissen anzupassen. Die Einheit der Person, das starke, zentrale Ich, ausgestattet mit einer unzerrüttbaren Kernidentität, die mir in allen Lebenslagen sagt, wer ich bin, wird als unzureichend und unpassend für die Bewältigung postmoderner Lebensbewältigung angesehen (vgl. *Fink/Kammerl* 2001, S. 12; *Keupp* 1999; *Keupp*, 1996).

werden können.“ (Young 1999, Abb. 2, cit. Fink/Kammerl 2001, 12) Andere Lebensbereiche und Verpflichtungen werden zugunsten des Internet vernachlässigt, die Aktivitäten im Internet vor anderen verheimlicht.

Exkurs: Gewalt und Mediennutzung

In den Diskussionen innerhalb der Gesellschaft und in den medialen Auseinandersetzungen um den Amoklauf von Erfurt und die Versuche, Erklärungen für diese Tat eines Jugendlichen zu finden, ist die Diskussion um die Macht des Computers und von Computerspielen wieder neu entflammt. Eine persönliche Vorliebe für ein Gewalt verherrlichendes Computerspiel wird gerne zum Anlass genommen, um zu schnellen Lösungen zu kommen: Das Computerspiel ist „schuld“ und ein Verbot davon bewahrt uns in Zukunft vor solch schrecklichen und aufrüttelnden Taten. Auch wenn dadurch die Normalität schnell wieder hergestellt ist, so einfach sind die Dinge nicht zu begreifen.

Einen Blick hinter die Kulissen, in die Lebenswelt und das Aufwachsen von Robert S. und in sein mögliches seelisches Erleben versucht der Gefängnispsychologe der Jugendhaftanstalt Butzbach (Hessen), Götz Eisenberg, (Frankfurter Rundschau vom 11.5.2002) zu werfen. Das Aufwachsen in einer „normalen“ Familie könnte sich auf den zweiten Blick als ein Aufwachsen im emotionalen Niemandsland, in Gleichgültigkeit und Überforderung der Eltern in ihrer Erziehungsaufgabe darstellen. In den ebenfalls verunsicherten Eltern, welche Werte und Orientierungen, welchen Lebensentwurf sie ihren Kindern weitergeben sollen, wo sie doch selbst zutiefst verunsichert sind. Eisenberg stellt die These auf, dass die „rabiate Unterbrechung der kulturellen Transmission zwischen den Generationen (...) die Ursache dafür zu sein

(scheint), dass Massen von Jugendlichen in einer kulturellen Wüste aufwachsen“ (ibid., 3). Diese Aussage bezieht er gerade auf Familien und Jugendliche im Gebiet der ehemaligen DDR, die ja einen rasanten Wandel sozialer, gesellschaftlicher und kultureller Werte und Normen erleben und verarbeiten mussten.⁷

Neben den vermuteten familiären Bedingungen haben wir über die schulischen Bedingungen des Jugendlichen und sein soziales Netz ein genaueres Wissen. Der erreichte Schulabschluss, das Abitur, eröffnet Lebenschancen und ermöglicht es, Zukunftsperspektiven zu entwickeln. Strukturelle Bedingungen, wie sie in Thüringen vorherrschen, haben dazu geführt, dass dieser Jugendliche über keinen Schulabschluss verfügte. Was mag ein solcher Mensch empfinden, der nach und nach vor die Unerreichbarkeit seiner Ziele, Wünsche und Bedürfnisse gestellt wird? Eisenberg schreibt dazu in seinem Artikel in der FR vom 3.5.2002 über mögliche Folgen daraus: „Eine gewisse Ent-Gesellschaftung scheint dem Amoklauf regelhaft vorauszugehen. Ein Mensch fällt aus seiner gewohnten Ordnung der Dinge und stirbt einen sozialen Tod. Wohin fällt er heute, wenn er aus der Welt fällt? Welche Netze könnten seinen freien Fall ins Nichts aufhalten?“ (ibid., 2) Und an anderer Stelle: „Unglückserfahrungen sind dann am explosivsten, wenn ihnen gesellschaftliche Berührung fehlt und sie nur noch in sich rotieren.“ (ibid., 3)

Sicher gäbe es im Leben dieses Jugendlichen noch mehr Hinweise, die auf krank machende, maligne Lebensereignisse oder Lebenssituationen hinweisen würden, z.B., dass er kaum Freunde hat. Jedes von ihnen als Eigenes gesehen könnte sicherlich nicht eine solche Katastrophe auslösen. Aber in der Ansammlung und Verkettung der Ereignisse im kurzen Lebenslauf dieses jungen Mannes ist sie möglich geworden.⁸ Dass Robert S. sich mehr und mehr in

7 In diesem Zusammenhang wäre es sicher hilfreich, mit Blick auf das persönliche und kulturelle Schicksal dieses Jungen sowie einer ganzen Generation und Gesellschaft, nämlich der ehemaligen DDR, Aussagen der Traumatheorie und Integrativen Traumatherapie zu Rate zu ziehen, um zu einem besseren Verständnis dieser und ähnlicher Situationen zu gelangen. Ich verweise hier et al. auf die Zeitschrift „Integrative Therapie“ 4/2001, 27. Jahrgang, Junfermann Verlag, die sich in dem gesamten Heft mit dieser Thematik auseinander setzt.

8 Siehe dazu die Gesundheits- und Krankheitslehre der Integrativen Theorie, in: Petzold, Hilarion G.: Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. Band 2 Klinische Theorie, 1993, S. 551ff.

eine Traumwelt, u.a. die der Computerspiele zurückzieht, ist ein nicht unwesentliches Mo-saiksteinchen, aber nicht das allein erklärende Moment für seine Handlung.

Beide dargestellten Kommunikationsmodi des Internet können also sowohl zur Darstellung von Identität genutzt werden als auch Identitätsangebote vermitteln. Sie vermitteln neue Erfahrungen in Bezug auf Raum, Zeit, Körper und spielerische Aktivitäten, können jedoch unter bestimmten Umständen auch negative Wirkungen haben.

Wie im nächsten Kapitel noch ausführlicher dargestellt werden wird, kann nicht davon ausgegangen werden, dass das Internet *per se* identitätsfördernd oder pathogen wirkt. Im Sinne des selbstreflexiven Subjektes, das sich seine Identität selbst konstruiert, ist der Nutzen oder die Störung für das Subjekt abhängig von vielfältigen Faktoren wie z.B. dem Stand der Persönlichkeitsentwicklung, den sozialen und emotionalen Ressourcen und Coping-Strategien sowie den subjektiven Bedeutungen und dem Sinn, den das Subjekt seinen Handlungen zuschreibt.

3. Jugendforschung und Identitätskonzepte

3.1 *Jugend heute aus entwicklungspsychologischer Sicht – neuere Wissenschaftskonzepte aus der Adoleszenzforschung*

In der sozialwissenschaftlichen Jugendforschung (Hurrelmann 1995) sowie in der entwicklungspsychologischen Adoleszenzforschung

(Fend 2001) werden heute Ansätze favorisiert, die versuchen, dem Gesamtbild des Jugendlichen in seiner Lebenswelt gerecht zu werden. Im reflexiv-handlungstheoretischen Ansatz (Hurrelmann 1995, 66ff) und im handlungsleitenden Paradigma (Fend 2001, 205ff) fließen soziologische und psychologische Theorien und Sichtweisen ein. Es wird der Versuch unternommen, das komplizierte und vielschichtige Geschehen um das Jugendalter im Übergang zum Erwachsenen zu beleuchten und den Praktikern Handlungskonzepte für die Arbeit mit Jugendlichen an die Hand zu geben. Die Auseinandersetzung mit diesen Theorien und den aktuellen Lebenswelten von Jugendlichen ist für Fend ein unbedingtes Muss für Pädagogen und Therapeuten, um Jugendliche zu verstehen, sich in ihre Welt hineinzusetzen und ihnen adäquate und professionelle Hilfestellungen anzubieten.

Im ersten Kapitel beziehe ich mich im Wesentlichen auf Fend (2001). Es geht hier um eine kurze Zusammenfassung wesentlicher neuerer Forschungsmethoden und -ergebnisse bei dem Versuch, die Lebensphase Adoleszenz bzw. Entwicklungsprozesse in der Adoleszenz systematisch zu beschreiben. Im Besonderen geht es um die Fragen, was die besondere psychosoziale Gestalt der Adoleszenz beinhaltet, was optimale Umwelten oder Kontexte sind, die Jugendliche heute brauchen, um sich optimal zu entwickeln, und welche eigenen Strategien Jugendlichen zur Konstruktion ihrer Identität heute zur Verfügung stehen.

Im zweiten Kapitel dieses Abschnitts gehe ich auf Identitätskonzepte in der Adoleszenz ein und skizziere das Identitätsmodell der Integrativen Therapie.⁹ Zum Schluss erfolgt eine

9 Die Theorie der Integrativen Therapie hat sich mit diesen Aspekten der menschlichen Existenz und des menschlichen Seins (Sein ist immer auch Mit-Sein, Petzold 1993, Bd. 1) in den letzten 35 Jahren sehr ausführlich und intensiv auseinander gesetzt und ein ausführliches und in sich kohärentes Theoriegebäude erarbeitet, das im Sinne einer Methodenintegration immer wieder über den Tellerrand der eigenen Theorie schaut und erfolgreich immer wieder passende Theorieansätze in die eigene Theorie integriert (siehe dazu Veröffentlichungen von Petzold und seinen MitarbeiterInnen). Dadurch entsteht ein Theoriegebäude, das weniger anfällig für konservierende dogmatische Besitzstandswahrung steht, sondern für eine Theorie im Fluss (Petzold, 1993), die gesellschaftliche Veränderungen und neue wissenschaftliche Erkenntnisse für den Menschen nutzbar machen kann. Die Integrative Therapie versteht sich als Humantherapie, als phänomenologisch-hermeneutisches Verfahren oder auch konstruktivistisch-hermeneutisches Verfahren, das tiefenpsychologisch orientiert von den Phänomenen ausgehend zu den Strukturen menschlichen Erlebens vordringt, die unser Handeln im Alltag des Hier und Jetzt bestimmen.

kritische Reflexion unter Bezugnahme auf die Theorie der Integrativen Therapie und neuere Ergebnisse in der Theoriebildung.

3.2 Begriffliche Klärung „Jugend“, „Adoleszenz“ und „Pubertät“

Bei der Adoleszenz handelt sich um einen Zeitraum in der menschlichen Entwicklung, der etwa zwischen dem 13. und 25. Lebensjahr angesiedelt ist. Je nachdem, aus welcher Wissenschaft man den Blick auf diese Lebensphase richtet, würden Soziologen von Jugendphase, Psychologen von Adoleszenz und Biologen von der Phase der Pubertät sprechen. Alle sind sich jedoch in der Einschätzung einig, dass es sich hierbei um eine ganz besondere Entwicklungsphase im Lebenslauf des Menschen handelt, die den Übergang in das Erwachsenendasein markiert und in deren Verlauf entwicklungsspezifische Aufgaben zu bewältigen sind.

Eine genauere altersmäßige Unterteilung dieser Lebensphase ist bei Hurrelmann (1995) in Anlehnung an Schäfers zu finden. Danach sind die 13- bis 18-Jährigen die Jugendlichen im engeren Sinne, sie befinden sich in der „pubertären Phase“; die 18- bis 21-Jährigen bezeichnet er als jugendliche Heranwachsende, die sich in der „nachpubertären Phase“ befinden; und die 21- bis 25-Jährigen und Älteren sind „die jungen Erwachsenen, die aber ihrem sozialen Status und ihrem Verhalten nach noch als jugendliche anzusehen sind“ (Hurrelmann 1995, 50). Sie befinden sich in der „Nachjugendphase“, haben aber teilweise noch die Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz zu bewältigen.

3.3 Das handlungsleitende Paradigma: der Jugendliche als Werk seiner Selbst

In Übereinstimmung mit neueren sozialisationstheoretischen, sozial-konstruktivistischen und human- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen (s. Punkt 2.; Keupp 1999, 2000; Hurrelmann 1995; Müller/Petzold 1999; Metzmacher/Zaepfel 1996, 1998), sowie neueren entwick-

lungspsychologischen Ansätzen (Fend 2001) formuliert und präferiert Fend als wissenschaftstheoretische Grundlage einen Ansatz, den er als das handlungsorientierte Paradigma in der neueren Entwicklungspsychologie bezeichnet (Fend 2001, 205-413). Dieses steht im Gegensatz zum nur endogenen Paradigma oder dem inneren Entwicklungsgesetz der Adoleszenz, bei dem biologische und genetische Aspekte wie passiv einem inneren Bauplan folgen und andererseits zum nur exogenen Paradigma. Hierbei stehen die Lebensumstände, die Arbeitserfahrungen und die historisch-gesellschaftlichen Bedingungen an der Menschwerdung im Vordergrund der Entwicklung. Das handlungstheoretische Paradigma verbindet und integriert beide Positionen als Bestimmungsfaktoren des Menschen, geht jedoch einen Schritt weiter, indem betont wird, dass der Jugendliche als Subjekt und Akteur seiner Entwicklung im Vordergrund steht. Grundlage ist das alltäglich beobachtbare Handeln in seiner vollen Bandbreite.

Der Mensch im Dialog mit seiner Umwelt: Ko-Konstruktivismus

Das handlungstheoretische Paradigma orientiert sich am alltäglichen Handeln in alltäglichen Situationen. Entwicklung wird hier als Prozess verstanden, der in Eigengestaltung und Eigenverantwortung vom Subjekt selbst gesteuert wird, der jedoch abhängig von personalen und sozialen Ressourcen ist. Mit personalen Ressourcen ist die innere biologische und psychische Ausstattung des Menschen, mit sozialen Ressourcen, der soziale Kontext, gemeint (Fend 2001, 22). Menschen werden als selbstreflexiv angesehen, d.h., sie konstruieren aktiv eine Vorstellung von sich selbst, die der Selbstregulation dient. Nach Gröben spricht Fend hier vom epistemologischen Subjektmodell (ibid., 208), das den Menschen als aktiv erkennendes und analysierendes Wesen darstellt. In diesem Sinne bezieht der Mensch seine Umwelt in seine selbst gestaltenden Prozesse mit ein und kann diese Umwelt aktiv verändern.

Die Umwelt, der Lebenskontext wird als vielfach verschachtelte Systeme betrachtet, „die innerhalb und untereinander sinnvoll strukturiert sind“ (ibid., 209). Diese Umwelten

sind sozial und kulturell geprägt, sie haben Ursprung und Geschichte. Die Familie hat historisch und kulturell gesehen eine bestimmte Beziehungs- und Machtstruktur und steht z.B. mit der Institution Schule in einem engen Zusammenhang. Es kommt nun darauf an, ob Familie und Individuum die Schule als Ergänzung und Hilfe für die Lebensplanung nutzen oder gegen sie kämpfen.

Der Begriff des Ko-Konstruktivismus bezeichnet in diesem Zusammenhang, dass auch die Umwelt, d.h. Eltern, Gleichaltrige, Institutionen wie z.B. Schule aktiv an dem Prozess der Eigenkonstruktion beteiligt sind, dass sowohl die Person, die Umwelt als auch die Interaktion dieser beiden Bereiche eine große Rolle spielen (ibid., 207; Montada 1982, 75ff). Hier wird der Prozesscharakter der Entwicklung als ein Diskurs zwischen dem reflexiven Ich und der oder den Bezugspersonen verdeutlicht, die den Institutionen zugeordnet sind. Und es wird auch deutlich, dass der Entwicklungsprozess in beide Richtungen gehen kann, entweder zum Subjekt oder zum Kontext.

Entwicklungsaufgaben in der Adoleszenz

Den Begriff „Entwicklungsaufgabe“ hat als Erster Havighurst (1972) formuliert. Unter Entwicklungsaufgaben werden Probleme und Aufgaben verstanden, die Menschen jeweils in den unterschiedlichen Phasen ihrer Entwicklung bearbeiten müssen. Auch hier darf der Kontext nicht außer Acht gelassen werden: er bietet diesen zu leistenden Aufgaben die jeweils neuen Anforderungen. Biologische und psychische Veränderungen bieten die persönlichen Voraussetzungen für die Kompetenz der Lebensbewältigung. Folgende Entwicklungsaufgaben beschreibt Fend (2001):

- den Körper bewohnen lernen
- Umgang mit Sexualität lernen
- Umbau der sozialen Beziehungen (von der Familie weg, zu den Freunden hin)
- der Umgang mit Schule
- Berufswahl
- Bildung
- Identitätsarbeit

die er später noch einmal im Hinblick auf den Lebensalltag unter postmodernen Bedingungen darstellt. Die allgemeine Bedeutung von

Medien (in Bezug auf Konsum, Werbung, Selbstdarstellung, Freizeit) hat in den Ausführungen einen unterschiedlichen Stellenwert (in der Entwicklungsaufgabe: Den Körper bewohnen lernen; und in: Bildung als Entwicklungsaufgabe). Die Bedeutung und Nutzung der Neuen Medien wird aus meiner Sicht jedoch in den dargestellten Untersuchungsergebnissen sowie in Fend's eigenen Aussagen stark vernachlässigt bzw. kommt nicht vor.

In Anlehnung an Dreher & Dreher (cit. ibid.) spricht Fend von drei Bereichen als übergeordneten Kategorien von Entwicklungsaufgaben: von *intrapersonalen* (z.B. Akzeptanz der äußeren Erscheinung), *interpersonalen* (z.B. neue und reifere Beziehungen zu Gleichaltrigen) und *kulturell-sachlichen* Anforderungen (z.B. Entwickeln eines Wertesystems) an den Jugendlichen. Im eigenen Lebenslauf werden diese allgemein formulierten gesellschaftlichen Anforderungen an Jugendliche spezifisch und unter Einbeziehung der vorhandenen Ressourcen umgesetzt (ibid., 211).

Moderne Handlungsmodelle zur Bewältigung von Alltagsproblemen der Jugendlichen

Wesentlich ist hier die Betonung des Alltagsbezugs. Entwicklungsaufgaben werden in konkreten alltäglichen Handlungen, an bestimmten Orten mit bestimmten Personen bewältigt und nicht in künstlichen Situationen erlernt. Fend sieht es als Aufgabe der Entwicklungspsychologie an, diese alltäglichen Handlungen in Entwicklungsmodelle einzubetten. Als Synthese unterschiedlicher Bewältigungsansätze (ibid., 213) ist im Konstanzer Längsschnitt (Fend 1998a) ein weiteres Modell entstanden, das „Modell der produktiven Problembewältigung“. Dieses Modell stützt sich im besonderen Maße auf Ressourcen, die zur Bewältigung von Entwicklungsaufgaben von Bedeutung sind und diese fördern.

- *Personale Ressourcen*: Von Bedeutung sind nach Fend hier soziokognitive Kompetenzen zur besseren Analyse- und Urteilsfähigkeit z.B. von Problemen, um diese dann produktiv bewältigen zu können. Des Weiteren sind emotionale Kompetenzen wie z.B. ein positives Verhältnis zu sich selbst, Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten

wichtig. Also Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen, deren Basis natürlich die frühkindliche Entwicklung bildet.

→ *Soziale Ressourcen*: Darunter versteht Fend die sozialen Stützsysteme wie z.B. in erster Linie die Familie, aber auch eine positive Einbettung in weitere soziale Bezugssysteme wie z.B. Gleichaltrige, Verwandte, Freunde, Schule. Sie alle bieten, bestenfalls in Fortführung der kindlichen Entwicklungsbedingungen, einen weiteren Schutz vor Risikoentwicklungen im Jugendalter.

→ *Erfolg als Ressource*: Von besonderer Bedeutung sind jedoch auch faktische Erfolge im Leistungsbereich und deutliche Zeichen der sozialen Anerkennung von Gleichgestellten für eine stabile Entwicklung (ibid.).

Diese Aussagen bestätigen Metzmacher/Zaepfel (1996, 466), indem sie für die therapeutische Arbeit postulieren, „dass bei der Genese postmoderner Störungsbilder identitätsbezogene Balancekonflikte gegenüber klassischen Repressionskonflikten eine immer bedeutsamere Rolle spielen. Es geht somit vermehrt um selbstwertbezogene Anerkennungs- und Nichtanerkennungsprobleme.“

Fend (2001, 214f) weist darauf hin, dass das Subjekt nicht nur logisch und rational handelt. Zu einer positiven und sinnvollen Lebensbewältigung kann es auch notwendig sein, zu Abwehrstrategien zu greifen, um das innere Gleichgewicht aufrechtzuerhalten. „Auf der Folie dieser Abwehr werden die Strategien des positiven „Coping“ sichtbar, die *rational-analytisch* sind, auf *Objektivität* und *Offenheit* gegenüber den Informationen bauen, *empathische* Reaktionen anderer aufnehmen, auch *schmerzhaft* Erfahrungen einbeziehen und eine *gezielte Regulierung der Emotionen* gestatten.“ (vgl. Pearlin/Schooler 1978; Schwarzer 1993)

Bewältigungsformen von Alltagsproblemen bei Jugendlichen

Vielfältigen Problemen stehen eine begrenzte Anzahl von Bewältigungsmechanismen gegenüber. Diese Strategien sind abhängig vom jeweiligen Problem. Unter Hinweis auf Seiffge-Krenke beschreibt Fend (2001, 217f) drei unterschiedliche Strategien:

→ *Aktives Coping* im Sinne eines auf das Problem gerichteten, rationalen Handelns wie z.B. Sprechen mit Freunden, Erwachsenen, Informationsbeschaffung aus Literatur, usw.

→ *Internales Coping*, z.B. im Versuch, eine andere innere Einstellung zu dem Problem zu bekommen (z.B. Akzeptieren eigener Grenzen)

→ *Rückzug* und dadurch ein *Vermeiden* der Problembewältigung (z.B. Verdrängung, Umdeutung, Vergessen mittels Alkohol und Drogen usw.)

Coping bezieht sich sowohl auf die Handlungsebene als auch auf die Ebene von Emotionen und Kognitionen. Bei den Handlungen ist ein Anteil von 40% nicht auf aktives Coping, sondern auf Rückzug angelegt. Ergebnisse von Seiffge-Krenke (cit. Fend 2001, 218) weisen darauf hin, dass nur 20% aller Jugendlichen dysfunktionale Copingstrategien zeigen. In der Mehrzahl setzen sich Jugendliche mit ihren Problemen aktiv auseinander und/oder suchen in ihren sozialen Netzwerken emotionale Unterstützung (Freunde, andere Vertrauenspersonen).

Eine weitere wichtige Erkenntnis der Studie ist, dass Coping nicht immer auf Wachstum ausgerichtet ist. Nicht immer ist die rationale Lösung von Problemen die optimale Strategie, v.a. wenn tatsächlich keine Lösungen in Sicht sind. Oft sind Abwehrstrategien im Sinne von funktionalen Lösungen eine Hilfe (ibid., 219). Oft sind auch die personalen und sozialen Ressourcen gering und bedrückend und ermöglichen so keine fördernde Bewältigung der Entwicklungsaufgaben.

Um eine Entwicklungsaufgabe aktiv zu bewältigen zu können, müssen Jugendliche das Gefühl haben, diese speziellen Lebenssituationen kontrollieren zu können. Ob Jugendliche bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben Erfolge oder Misserfolge haben, beeinflusst stark ihr Selbstwertgefühl. Oft dienen Rauchen (Kontaktmittel) oder Alkoholgenuss („Zungenlöser“) als Hilfsmittel. Dies kann zu einer problematischen Entwicklung führen. Wichtig ist auch der „Kontextwechsel“: Man sucht andere Orte auf, um Freunde kennen zu lernen und sich neu zu inszenieren und präsentieren. Nach und nach entwickeln Jugendliche

das Gefühl, die Aufgaben zu bewältigen und Lebenssituationen kontrollieren zu können. Wie später noch aufgezeigt wird, könnte das Internet im Sinne eines „Hilfsmittels“ mit seinen Möglichkeiten Chat und MUD hier einen wesentlichen Beitrag leisten.

Nach Studien von *Grob & Flammer* (cit. *Fend* 2001, 220) haben „ca. 90% der Jugendlichen in den Bereichen ‚Beziehungen zu Gleichaltrigen‘, ‚Aufgaben am Arbeitsplatz‘, ‚Gestaltung des eigenen Aussehens‘, ‚Bewältigung von Konflikten mit den Eltern‘ den Eindruck, sie könnten hier etwas tun, wenn sie wollten. Nur im Bereich des Lernstoffes haben sie das Gefühl, wenig Einfluss zu haben (ca. 43% zeigen Kontrollbewusstsein).“

Zusammenfassend bemerkt *Fend*, dass die handlungsorientierte Entwicklungspsychologie die gesamte Bandbreite des alltäglichen Handelns in den Blick nimmt. Die hier dargestellten allgemeinen Aussagen über Entwicklungsprozesse und Handlungstendenzen müssen durch interindividuelle Forschungsergebnisse ergänzt werden. Mit diesem Blick auf die interindividuellen Unterschiede können dann Aussagen zu Chancen- oder Risikoentwicklung gemacht werden. In Bezug zu meiner Ausgangsfragestellung, Neue Medien und Identitätsentwicklung, stellt sich die Frage, ob das hier vorgestellte Modell in der Lage ist, die Alltagsphänomene von Jugendlichen im Umgang mit den Neuen Medien und ihre Bedeutung für die Identitätskonstruktionen des eigenaktiven und selbstkonstruierenden Jugendlichen adäquat zu erfassen, zu beschreiben und zu interpretieren. Meiner Meinung nach sind folgende Aspekte dabei von Bedeutung:

- Auf der Meta-Ebene der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben stellt sich für Jugendliche die Frage der Identität. Das sind Fragen nach „Wer bin ich?“, „Wer war ich?“ (*Fend* 2000, 402), „Wer will ich sein?“ (U.H.) Darüber hinaus auch um ein Gleichsein im Wandel, um Kontinuität, Diskontinuität und prospektive Identitätsarbeit.
- Einen „Kontextwechsel“ zum Erproben von Identitäten würde auch das Internet mit seinen Kommunikationsformen bieten. Das wird bei *Fend* zu wenig berücksichtigt.

- Im Sinne des Ko-Konstruktivismus der Identität und in seiner Bedeutung des Coping (Austausch bei Problemen) wird das Internet als Handlungsfeld von Jugendlichen zu wenig berücksichtigt. Evtl. fehlen hier noch aussagekräftige Untersuchungen.
- Handeln im Internet berührt die drei Anforderungen an Jugendliche: intrapersonale Anforderungen (wenn man darunter nicht nur das äußere Erscheinungsbild, sondern die neuen Äußerungsmodi im Internet versteht; s.a. Kapitel II), interpersonale (Kontakte zu Gleichaltrigen) und kulturell-sachliche Anforderungen (Entwicklung eines Wertesystems), die für die Identitätsentwicklung wichtig sind.
- Ressourcen, Erfolgserlebnisse und die Möglichkeit, Situationen kontrollieren zu können, sind wichtige Faktoren einer aktiven Identitätsarbeit.
- Modelle und Bewältigungsformen von Alltagsproblemen geben Hinweise für die pädagogische, beraterische und therapeutische Arbeit mit Jugendlichen heute.

4. Identitätskonzepte und Adoleszenz

Adoleszenz als eigenständige Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenendasein stellt hohe Anforderungen an Jugendliche und an die Gesellschaft. Jugendliche sind heute in enormem Maße für ihre Entwicklung eigenverantwortlich. Diese Aufgabe nehmen die meisten auch an. Identität ist nicht mehr vorgegeben, sondern ein nach vorne offenes Projekt (vgl. *Schachtner* 2002, 9). Jugendliche entwickeln sich jedoch nicht nur aus sich heraus. *Grob, Flammer & Rhyn* sprechen von einem großen Erwartungsdruck seitens der Eltern und der Gesellschaft (cit. *Fend* 2001, 220).

4.1 Psychodynamische und strukturelle Aspekte von Adoleszenz

Die Adoleszenz ist eine Phase höchster Verunsicherungen auf allen Ebenen des Daseins: Der Körper und die körperlichen Funktionen verändern sich, Sexualität kommt ins Spiel, die eigene männliche oder weibliche Geschlechts-

rolle muss gefunden und entwickelt werden, neue Interessen und Bedürfnisse werden wach, eine berufliche Orientierung muss entwickelt werden, eine Auseinandersetzung mit dem Althergebrachten steht an (s. Entwicklungsaufgaben). Die Theorie der Integrativen Therapie spricht von den fünf Säulen der Identität: Leiblichkeit, soziales Netzwerk, Arbeit/Leistung/Freizeit, materielle Sicherheiten und Normen, Werte, Ideale (vgl. Rahm et al. 1993, 248; Müller/Petzold 1999, 204), die allesamt betroffen sind.

Um erwachsen zu werden, muss sich der Jugendliche von Orientierungen aus der Kindheit lösen und eigene Orientierungen und Werte bezüglich seines Lebensplanes entwickeln. Damit einher gehen eine Ablösung von der Ursprungsfamilie und eine Hinwendung zur Peer-Group, die für Jugendliche eine außerordentlich wichtige Funktion hat. Hier werden neue Freundschaften geknüpft, neue Beziehungsformen ausprobiert, neue Vorbilder gefunden. Es entwickeln sich eigene Lebensstile oder, wie Müller/Petzold (1999, 202) formulieren, eigene „*life styles*“, die von kürzerer oder längerer Dauer sein können, insgesamt jedoch über die Orientierung an gleichen Symbolen und Präferenzen wie Musik, Kleidung, Piercing, Tattoos, Computer usw. sowie über „kollektive Kognitionen, Emotionen, Volitionen“ verfügen und z.B. in der Aufnahme und im Gefühl der Zugehörigkeit zu einer *life style community* zur Stärkung der Identität beitragen können (ibid., 202). Dies gilt für Erwachsene gleichermaßen. Die Zugehörigkeit zu *life style communities* kann sich sowohl auf die reale als auch auf die virtuelle Computerwelt beziehen. Die Kommunikationsmöglichkeiten des Internet wie Chatten und MUDen und damit verbunden die Zugehörigkeit zu diesen Gemeinschaften bieten Jugendlichen wie Erwachsenen heute vielfältige Möglichkeiten der Zugehörigkeit, Anerkennung und des Sich-Ausprobierens, wie in Punkt 2. bereits erörtert wurde und später in seiner Identitätsrelevanz an Beispielen aufgezeigt werden soll.

Wie ersichtlich ist, stellt sich die Frage der Identität in der Adoleszenz in vielen verschiedenen Entwicklungsaufgaben auf der persönlichen, sozialen und kulturellen Ebene (Müller/Petzold 1999, 201; Fend 2001, 211). Der Alltag

mit seinen unterschiedlichen Anforderungen ist das Betätigungs- und Lernfeld, in dem diese Entwicklungsaufgaben angegangen und bewältigt werden müssen (s. Bewältigungs- bzw. Coping-Strategien). „Der Prozess, der in der Adoleszenz eingeleitet wird, besteht (...) darin, die eigene Biographie bewusster zu gestalten, schlicht Übernommenes zu reflektieren, das Bewusstsein der eigenen Besonderheit zu entfalten und zu präzisieren, sich von anderen unterscheiden zu lernen, sich selbst als ‚Objekt‘ zu beobachten und dann mit diesen Beurteilungen leben zu lernen oder an der eigenen Veränderung zu arbeiten.“ (Zu dieser Arbeit des Selbst siehe Fend 1994b; Fend 2001, 411) Nach Fend setzt sich der Mensch in der Adoleszenz erstmals „*bewusst in ein Verhältnis zur Welt und zu sich selbst*“ (ibid., 414). Müller/Petzold (1998, 423) sprechen davon, dass die Fähigkeit zur Exzentrizität zunimmt. Durch diese Fähigkeit, die dem Ich zugeschrieben wird, ist der junge Mensch also bestens ausgestattet und in der Lage, unterschiedliche, vielfältige, pluriforme Erfahrungen, seien sie realer oder virtueller Art, selbst gestaltend und ordnend abzuwägen, zu bewerten und in seine Persönlichkeit zu integrieren.

4.2 Identität und Adoleszenz

In seinem Buch Identität und Lebenszyklus stellt Erik H. Erikson (1973) in dem bereits 1953 von ihm entwickelten epigenetischen Diagramm den menschlichen Lebenszyklus als Entwicklungsabfolge verschiedener phasenspezifischer Konflikte und Krisen, bis hin zur vollen Persönlichkeitsentwicklung dar, die in eine kollektive Raum-Zeit-Komponente und den Lebensplan einer Gesellschaft eingebettet sind. Aus seiner Sichtweise ist Entwicklung ein lebenslanger Prozess, der mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet. Indem er das Wechselspiel zwischen persönlicher und sozialer Dimension bei der Konstituierung von Identität betont, geht er über den damals vorherrschenden, an der individuellen Lebensgeschichte des Individuums orientierten, klassischen Interpretationsrahmen der Psychoanalyse hinaus (vgl. Hemmer 1985, 31ff). Das manifestiert sich einerseits in seinem Plädoyer für

eine Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Sozialwissenschaften, denn nur so kann nachgezeichnet werden, „wie der Lebenskreis des Einzelnen von Anfang bis Ende von der Geschichte des Gemeinwesens durchzogen ist“ (ibid., 11). Andererseits zeigt es sich in seiner Definition von Identität. Für ihn beruht das bewusste Gefühl einer persönlichen Identität „auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen“ (ibid., 18). Das Identitätsmodell der Integrativen Therapie geht hier weiter und spricht von Identität als einem Wechselspiel von Selbst- und Fremdattributionen, von Identifikationen und Identifizierungen, die in einem Prozess der Verinnerlichung kognitiv eingeschätzt (*appraisal*) und emotional bewertet (*valuation*) werden und zur Identitätskonstruktion beitragen (Müller/Petzold 1999, 195f). Das dialogische Prinzip (*Buber*: Der Mensch wird erst am Du zum Ich) und *Mead's* Ansatz, dass Identitätsentwicklung in Interaktionen stattfindet, hat schon im Mutterleib seinen Ursprung und erfährt zuerst in der dyadischen Beziehung und dann in Beziehungen zwischen dem Individuum und seinen Mitmenschen seine Weiterentwicklung im gegenseitigen Prozess von Sich-Selbst-Erkennen und Erkannt-Werden. Klar, dass in solchen gegenseitigen Zuschreibungs- oder Attributionsprozessen jeweils Selbstbilder, Fremdbilder, Idealbilder, Realbilder und Repräsentationsbilder, Verinnerlichungen und Bewertungen enthalten sind und eine Rolle spielen (Petzold 1993, 531ff).

Nach *Erikson* verläuft die Identitätsbildung in der Adoleszenz phasenspezifisch. Moderne Entwicklungspsychologen (Fend 2001) sehen das ebenso und beschreiben die Identität als eine von mehreren Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1972), die Jugendliche im Übergang zum Erwachsenwerden zu bewältigen haben. Wie in allen Phasen seines Diagramms beschreibt *Erikson* auch für die Phase der Adoleszenz zwei Gegenpole, Identität *versus* Identitätsdiffusion, als geglückte oder nicht geglückte Bewältigung dieser Phase. Das positive Ergebnis dieses Prozesses ist das Bewusstsein des Subjektes von sich selbst als kohärente Ganz-

heit. Orientiert man sich jedoch an den einzelnen „Risiken“ (Resch 1996) der Entwicklungsaufgaben wie z.B. Ablösungskrisen, Rollenkonfusion, Autoritätskrisen wird deutlich, dass die Identitätsarbeit logischerweise in den unterschiedlichen Risikobereichen unterschiedlich gelingen kann (Fend 2001, 419). Das Konzept der Entwicklungsaufgaben ermöglicht ein Konzept von unterschiedlich entwickelten „Teilidentitäten“, das Gefühl der Kohärenz ergibt sich demnach aus dem Gefühl der Ganzheit in der Unterschiedlichkeit. Müller/Petzold (1999, 197) sprechen von einer „hinlänglichen Gleichheit“, die angenommen werden kann und „die überdies noch ein starkes Maß an Fremdbestimmtheit offen lässt“. Die Begriffe wie multiple Identitäten (nicht im Sinne einer Krankheit) oder Teilidentitäten sind auch in postmodernen Identitätsabhandlungen und -konzepten zu finden (Keupp 2000). Petzold (1998) spricht von *pluriformen Identitätsprozessen*, „weil Kontexte für die Identität unabdingbare Konstituenten sind“ (Müller/Petzold 1998, 421) und der Mensch in vielfältigen realen und virtuellen Welten oder Realitäten zu Hause ist.

Im Übergang vom Jugendlichen zum Erwachsenwerden gesteht *Erikson* den Jugendlichen einen Freiraum zu, das „psychosoziale Moratorium“. Das ist der Zeitraum, der durch eine gestreckte Pubertät oder durch verlängerte Übergangszeiten von schulischer zu beruflicher Ausbildung oder Arbeit dem Jugendlichen auch von gesellschaftlicher Seite zugebilligt wird, um in die Gesellschaft hineinzuwachsen. Dieser Freiraum soll einen sanktionsfreien Charakter haben und Möglichkeiten des Ausprobierens und Experimentierens bieten. Ihm soll ein Gefühl von innerer und sozialer Kontinuität vermittelt werden, „das eine Brücke bildet zwischen dem, was er als Kind war, und dem, was er im Begriff ist zu werden, die Brücke zwischen dem Sich-Selbst-Erkennen und Erkannt-Werden“ (Hemmer 1985, 42). Man könnte sagen, das psychosoziale Moratorium ist ein Freiraum zum Spielen und Experimentieren mit selbst gewählten Identitäten, in selbst gewählten „*social worlds*“ (Peer-Groups, lifestyle communities, virtuellen Gemeinschaften) und in selbst gewählten Kontexten, was auch virtuelle Räume einschließt. Spiel ist Qua-

si-Realität, hat aber doch Auswirkungen auf die Realität. *Turkle* (1999, 328ff) hat den Gedanken des psychosozialen Moratoriums aufgegriffen und für Jugendliche sowie Erwachsene neu definiert. Ihrer Meinung nach können (amerikanische, U.H.) Jugendliche heute auf Grund der Arbeitsmarktlage nicht mehr riskieren, ihre Zeit in realen Welten mit solchen Identitätsexperimenten zu vergeuden. Das psychosoziale Moratorium habe sich stattdessen in die virtuelle Welt, ins Internet, verlagert. Es sei in dem Sinn dann kein Durchgangsstadium mehr, sondern ein Erfahrungsmodus, der für Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen gelte, eine Auszeit, wie Urlaub, aus dem realen Leben. Demnach wäre das psychosoziale Moratorium heute noch eine „gedankliche Instanz“ mit großer Aktualität. Diesen bemerkenswerten Gedanken werde ich im nächsten Kapitel wieder aufgreifen.

Im Folgenden wird die mehrmals angesprochene Identitätstheorie der Integrativen Therapie näher vorgestellt, weil sie, wie oben angedeutet, mehrere Identitätsmodelle integriert und durch die offen und weit angelegte Theoriekonstruktion in der Lage scheint, auch neuere Theorieansätze eines postmodernen Identitätsbegriffes zu erfassen, und damit ermöglicht, multiple Realitäten und multiple Identitäten in ihr Theoriegebäude zu integrieren. Sie sieht sich als Meta-Modell für Humantherapie, gibt Antworten auf postmoderne Beschreibungen von Individuum und Gesellschaft und deren Identitätskonstruktionen, für die Einschätzung von Gesundheit und Krankheit, gibt ebenso konsistente Handlungskonzepte für die pädagogische und therapeutische Praxis und unterstützt bei der Sinnerschließung.

4.3. Die Integrative Identitätstheorie

Das Identitätskonzept der Integrativen Therapie (IT) ist Bestandteil der Integrativen Persönlichkeitstheorie (vgl. *Petzold*, 1993, Bd. II, 528-536; *Rahm* et al. 1993, 91-178). Die Persönlichkeitstheorie der IT beruht auf drei Dimensionen oder Konstrukten der Persönlichkeit: dem Leib-Selbst, dem Ich und der Identität.

Das Leib-Selbst

Das Leib-Selbst ist leiblich begründet und umfasst als organismische Basis alle somatischen, sensumotorischen, emotionalen, kognitiven, volitiven und sozial-kommunikativen Momente des Daseins. Es ist das Gesamt und die „Inkarnation“ der spezifischen menschlichen Beziehungsgeschichte, es enthält biographische und interaktionale Erfahrungen, die „in den Leib eingeschrieben“ sind. Schon das Ungeborene im Mutterleib ist in der Lage, ein „archaisches Leibselbst“ auszubilden, das sich dann im Laufe der Entwicklung, im Zusammenspiel zwischen innerer Reifung und äußeren „*caregivern*“ zum reflexiven reifen Leib-Selbst entwickelt. Dazu benötigt es das Ich mit seinen Funktionen.

Das Ich

Das Ich ist das „Selbst in actu“ (*Petzold*). Es beinhaltet die bewussten Funktionen des Wahrnehmens, Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns und Integrierens; *Petzold & Orth* (1994) unterscheiden „primäre“ Ich-Funktionen und Ich-Prozesse, also das bewusste Wahrnehmen, Fühlen und Denken, und „sekundäre“ Ich-Funktionen, die Nähe und Distanz regulieren, kreative Anpassung und Syntheseleistungen etc. vollbringen (cit *Müller/Petzold* 1999, 198). Das Selbst wird sich seiner durch das Ich bewusst (vgl. *Petzold* 1993, 529). Das Spezielle am Ich sind Bewusstheit, Kontakt und seine Fähigkeit zur Exzentrizität.

Kontakt vollzieht sich aktuell im Hier und Jetzt, mit sich selbst, mit anderen, mit der Umwelt. Kontakt nach innen bedeutet das bewusste Spüren von Befindlichkeiten, er kann sich aber auch nach außen richten, auf die Umwelt. Aufgrund des Leib-Selbst kann ich z.B. meine emotionale Gestimmtheit oder muskuläre Verspannungen erspüren. In Zusammenarbeit mit dem Ich nehme ich sie bewusst wahr. In der Weiterführung des Selbst in Aktion kann ich handelnd tätig werden und mit der Masseurin einen Massagetermin vereinbaren. Eine gute Ausprägung aller Ich-Funktionen wird als Ich-Stärke bezeichnet.

Die Identität

Die Identität ist eine Leistung des Ichs. Identität ist „die Gesamtheit aller archivierten, verinnerlichten Fremdattributionen (*Identifizierungen*), ihre emotionale *Bewertung (valuation)* und kognitive (*appraisal*) *Einschätzung*“ (Müller/Petzold 1999, 198). So entstandene Selbstbilder oder Selbstattributionen, die im Verlauf der ersten beiden Lebensjahre aus dem „archaischen Leib-Selbst“ und durch das dadurch entstandene reflexive, sich selbst bewusst werden- de Ich entstehen, werden im Laufe der weiteren Entwicklung in „ihrer Gesamtheit an Präganz gewinnen. Mit Einsetzen des *autobiographischen Memorierens* (Conway 1990) und dem Entstehen einer persönlichen Biographie durch vielfältige Narrationen (Nelson 1979; Petzold 1991o; 1999k) werden vom zweiten Lebensjahr an *Identitätsprozesse* mit wachsender Präganz zu einer hinlänglich „kohärenten Identität“ führen. (Petzold 1992a, 671ff) Diese wird in fortlaufender „*Identitätsarbeit*“ (idem 1991o) in „*Identitätsprojekten*“ (idem 1993e) vielfältige Umwelteinflüsse, in sozialisatorischen Prozessen reziproke Identitätsattribution verarbeiten. Das Subjekt vermag sich auf diese Weise von einseitigen Determinierungen zu befreien und zu einer „*emanzipierten transversalen Identität*“ zu finden, die sich in vielfältigen „*Identitätsstilen*“ und „*life styles*“ realisiert. (Müller/Petzold 1998; Walters 1998; Müller/Petzold 1999, 199). Identität kann sich auf der individuellen, der kollektiven und der Ebene von Organisationen herstellen.

Die Integrative Therapie sieht die Identität als „Entwicklung in der Lebensspanne“ (Müller/Petzold 1999, 197), „*Identitätsarbeit* findet in komplexen lebenslangen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen innerhalb von *sozio-ökologischen Feldern* statt“ (ibid., 199). Einige Begriffe sollen hier kurz erläutert und definiert werden, in dem Sinne, dass sie eine anwendbare Folie für nachfolgende Interpretationen bieten.

Die Begriffe Kontext und Kontinuum

Die Integrative Therapie sieht den Menschen als Leibsubjekt, das eingebettet in die Lebenswelt ist, in einen sozialen und ökologi-

schen Kontext (wir sprechen eher vom Kontext als von Feld). Die Kontextsichtweise ist eine feldtheoretische Sichtweise des Lebensumfeldes. Sie gliedert sich als Lebenssituation in eine Mikro- (familiäre Situation, aktuelle Situation), eine Meso- (Lebenssituation einschließlich Beruf, Nachbarschaft, soziale Schicht, Freundeskreis), eine Makro- (Kulturkreis) und eine Supraebene (mundane Sichtweise). Als Lebensraum konstituiert sich der Kontext immer sozial (mit anderen), kulturell (Volks- und Schichtzugehörigkeit), ökonomisch (Gesellschaftsform), ökologisch, physikalisch (Raum mit Grenzen) und metaphorisch (im Begriff der Heimat). Gesellschaftliche Gruppen in diesem Kontext definieren, interpretieren, bewerten diesen Raum mit kollektiven Kognitionen, Emotionen und Handlungen, mit ihren Interaktionen und in ko-respondierenden Prozessen, die auch in Wettstreit miteinander stehen können. Kontexte sind von ihrer Anlage her temporär und unterliegen Wandlungen und Veränderungen. Die aktuelle Lebenssituation eines Menschen wird also deutlicher, wenn man sie im Kontextbezug als gestaffeltes Figur-Hintergrund-Phänomen sieht, eingebettet in die Lebenszeit, das Kontinuum.

Das Kontinuum eines Menschen umfasst biographisch gesehen die Vergangenheit (auch pränatal) über die Gegenwart bis zum Tod. Die Gegenwart, das Hier und Jetzt, spielt in der Integrativen Therapie, in der Tradition von Moreno und Fritz Perls, eine große Rolle, denn hier zeigen sich die Phänomene, nur hier geschieht Veränderung, in der leibhaftigen Kopräsenz des Subjektes mit anderen. In ihrem Ansatz jedoch von den Phänomenen ausgehend zu den Strukturen und zu den Entwürfen zu gehen, sieht die Integrative Therapie den Menschen in seiner Prägung durch die Vergangenheit und die Gegenwart (nicht alle psychischen Krankheiten liegen ursprünglich in der Vergangenheit, es gibt auch in der Gegenwart krank machende Lebensereignisse) und schließt Neuorientierungen, prospektive Momente mit ein. Hier verankern sich der Life-Span-Gedanke und die Identität. Über die Zeit hinaus versucht der Mensch in der erlebten, erzählten und konstruierten Lebensgeschichte einen persönlichen Sinn zu finden und zu entwickeln. Das passiert ko-konstruktiv immer mit anderen, in

sozialen Zusammenhängen. Zeit und Leiblichkeit sind eng miteinander verflochten. Die Zeit hinterlässt ihre Spuren, psychisch wie körperlich, in den Geschichten und Narrationen und im Leib. Zeit hat zugleich objektiven und subjektiven Charakter, sie ist persönliche, soziale, kulturelle Zeit, sie ist „biologische Zeit“ in den Rhythmen des Körpers (Petzold 1993, 343), sie kann fragmentiert, linear und nicht-linear sein. Zeitbegriffe sind nicht unabhängig vom Kontext zu sehen.

Entwicklung, Sozialisation, Enkulturation in Ko-responzenzprozessen

Entwicklung geschieht in der Integrativen Therapie in und durch Beziehungen über die gesamte Lebensspanne hinweg in ko-responzierendem Miteinander in multiplen Kontexten und in sozialen Netzwerken. Die Persönlichkeit entsteht hier in „reziproken Attributionsprozessen“ auf der persönlichen (Entwicklungsperspektive), der gesellschaftlich-sozialen (Sozialisationsperspektive) und der kulturellen Ebene (kulturelle Perspektive), sie kann gelingen oder eben misslingen. Der Mensch gestaltet seine eigene Identität aktiv mit, indem er Identitätsentwürfe entwickelt und „Identitätsstile“ ausbildet, er orientiert sich an bestimmten „life styles“ und „social worlds“, die ihn beeinflussen, die er aber auch ko-konstruktiv mitgestalten und verändern kann. Eine solche „social world“ wäre z.B. die Peer-Group, die sich z.B. über gemeinsame Vorstellungen, Atmosphären und Handlungsspielräume, eine bestimmte Art zu kommunizieren oder sich anzuziehen, definiert und konstituiert. Orientierungen finden Menschen oft in zumeist kurzlebigen Trends oder Moden, die in der Regel nur vorübergehend in der Lage sind, Sicherheit zu bieten. Sie können aber dazu beitragen, „life styles“ zu entwickeln, die über die Zugehörigkeit zu einer „life style community“, ausgestattet mit „life style markern“ (Kleider, Äußeres etc.) mehr Sicherheit bieten können. Lebensstile werden entwickelt, auch um dazuzugehören und sich zu verorten, aber auch von der Gesellschaft unter Konsum- und Kapitalinteressen her angeboten, um Menschen vermeintlich bei ihrer Selbstverwirklichung zu unterstützen. Sie können sie aber auch betäuben. Lebensstile

werden in der bewussten Identitätsarbeit des Ichs mit „life style markern“ versorgt, zu Identitätsstilen. Dabei werden bestimmte Facetten der Identität bewusst präsentiert, und zwar in Selbst- und Fremd-, Repräsentations- und Idealbild, und unterliegen „reziproken Attributionsprozessen“ der normalen Welt wie auch der „social worlds“ oder „life style communities“. „Life styles“ als frei gewählte Lebensformen in pluriformen Gesellschaften bieten eine flexible Ausstattung und Möglichkeiten, sich in diesen unterschiedlichen Welten frei flottierend zu bewegen (Müller/Petzold 1999, 198ff; idem 1998, 419ff).

Ressourcen und protektive Faktoren

Die Integrative Therapie ist ein theoretisches Konstrukt und ein pädagogisches und therapeutisches Verfahren, das (psychische) Gesundheit, Ressourcen und protektive Faktoren in den Vordergrund stellt und ein eigenes Gesundheitsmodell in Anlehnung an Antonovsky (1979) entwickelt hat. Sie fragt nicht nur nach krank machenden Faktoren im Lebenslauf, sondern hat den Anspruch, salutogene und protektive Faktoren sowie Ressourcen dem Menschen bewusst und wieder zugänglich zu machen oder mit ihm ko-konstruktiv zu entwickeln, um so auch die Eigenverantwortlichkeit und Eigentätigkeit für (psychische) Gesundheit und damit die eigene Copingfähigkeit zu forcieren.

Die Integrative Therapie unterscheidet eigene/innere/mentale (z.B. Willensstärke, Intelligenz, Bildung, Lebenserfahrung) und fremde/äußere/materielle (z.B. Freunde, soziale Netzwerke, Geld) Ressourcen. Diese können materiell und transmateriell sein. Sie spricht von „Ressourcenreservoir“ (aktueller Bestand) und „Ressourcenpotenzial“ (Zugänglichkeit, Nachschubfähigkeit, Erneuerbarkeit, prospektive Bestände). Ressourcen dienen dazu, Belastungen, Überforderungen und Krisensituationen zu bewältigen oder abzuschwächen. Sie sind Quellen der Hilfe, der Unterstützung, des Supports selbst und Quellen, aus denen eine kokreative Lebensbewältigung von Einzelnen und Gruppen möglich ist. Ressourcen können Entwicklungspotenziale freisetzen (Petzold 1998a, 356ff). Um Ressourcen nutzen zu kön-

nen, müssen sie bewusst sein und verfügbar gemacht werden.

Der Begriff der protektiven Faktoren ist weiter gefasst. Internal gesehen, sind sie auch Persönlichkeitsmerkmale und positive Einstellungen und Erfahrungen und external Einflussgrößen aus dem Mikro-, Meso- und Makrobereich, die „im Prozess der Interaktion miteinander und mit vorhandenen Risikofaktoren Entwicklungsrisiken für das Individuum und sein soziales Netzwerk weitgehend verhindern“ (Petzold 1993, 574f). Sie fördern salutogene Faktoren sowie Selbstwert- und Kompetenzgefühle und wirken auch im Sinne von Ressourcen supportiv.

Die fünf Säulen der Identität

Die fünf Säulen der Identität bezeichnen Identitätsbereiche, in denen die Identitätsarbeit wirksam wird und die die Identität stützen. Diese sind:

- die *Leiblichkeit* (z.B. Körper, Stimme, Aussehen, körperliche Gesundheit bzw. Krankheit, Gewalt- und Entwurzelungserfahrungen Konflikte, Störungen, Defizite, Traumata);
- das *soziale Netzwerk* (Menschen im sozialen Mikro- und Mesobereich wie z.B. Familienmitglieder, bedeutsame andere, Freunde, Nachbarschaft);
- *Arbeit/Leistung/Freizeit* (z.B. Beruf, Ausbildung, Studium, Leistungsbereitschaft und Noten in der Schule oder im Chor, Engagement);
- die *materielle Sicherheit*, (z.B. eigenes Geld verdienen, wohnen, sich kleiden können, medizinische Versorgung, Kapital, Grundstücke);
- *Werte, Normen, Ideale* (z.B. soziales, ökologisches Engagement, Weltanschauungen, religiöse Ausrichtung, Moralität).

In diesen Bereichen finden Selbst- und Fremdattributionen, Verinnerlichungen und Bewertungen statt. In ihnen lassen sich Lebens- und Identitätsstile, Zugehörigkeiten zu Gemeinschaften oder zu sozialen Welten finden, die durch diese wiederum in reziproker Weise geprägt sind. Identität selbst bildet sich in konstruktiver Auseinandersetzung und Wechsel-

selwirkung mit der Welt. Die Welt repräsentiert sich im Alltag, in alltäglichen Handlungen, in den Anforderungen, die sich dem Menschen in bestimmten Lebensphasen stellen.

Emanzipatorische transversale Identitätsarbeit

In der Weiterentwicklung des oben dargestellten Identitätskonzeptes sprechen Müller & Petzold 1998 von der emanzipatorischen transversalen Identitätsarbeit als Antwort auf Globalisierung, plurale Lebensformen und virtuelle Welten. Welten, in denen Jugendliche sich eine Identität erarbeiten müssen, in denen es an verbindlichen und relevanten Orientierungen mangelt, die sich so schnell verändern, dass heutige Zukunftsentwürfe morgen schon ihr Verfallsdatum überschritten haben können. Die Autoren sprechen davon, dass es nicht so sehr um neue Orientierungen als vielmehr um neue *Daseinsstechniken* (H. Thomae cit. Müller/Petzold 1998, 424) gehen muss, Techniken, wie immer wieder neu Orientierung gewonnen werden kann.

„Transversalität kann zum elementaren Modus von Lebensformen werden. Man erfährt und denkt dann in Übergängen. Und man weiß, dass man sich in ihnen nicht verliert, sondern gewinnt, und dass man dabei übereinstimmungsfähiger wird mit Dingen und Menschen, dass man dadurch auch in sich reicher und bei aller Vielfalt einträchtiger werden kann“ (Welsch 1996, 948, cit. idem, 422).

Wenn Kinder oder Jugendliche sich beispielsweise in unterschiedlichen Patchwork-Familien bewegen und behaupten müssen, kann das als Bedrohung oder als Chance gesehen werden. Eher dem alten Denken verhaftete Pädagogen würden konstatieren, dass hier Kontinuität und Stabilität fehlt und der Mensch womöglich in seiner Entwicklung gefährdet sei. Dieses Denken ist noch auf eine stabile Gleichheit als Identität stiftendes Merkmal und Gefühlsmoment ausgerichtet. Modern oder postmodern denkende Pädagogen würden hier in der Vielfalt der Möglichkeiten eine Chance sehen, die das Kind/der Jugendliche für seine Identitätskonstruktion kreativ nutzen könnte. Die Stabilität würde dann in der entwickelten Fähigkeit der Flexibilität liegen. Navigieren statt Balancieren wäre dann die zentrale

Metapher derart gestalteter transversaler emanzipatorischer Identitätsarbeit (ibid., 423ff).

Es darf aber bei aller Euphorie nicht übersehen werden, dass hierin auch Gefährdungen der Persönlichkeit verborgen liegen. Ein so dargestelltes „Identitätsmanagement“ bedarf eines Menschen, der ein ausreichendes Maß an Stabilität bei aller Flexibilität besitzen muss, darin sind sich Fachleute einig. „*Navigieren* ist die immer souveränere Orientierungsarbeit in faszinierend überschaubarer Weltvielfalt, im ‚net‘, im ‚web‘, in den multikulturellen, interkulturellen und transkulturellen Kontexten.“ (Petzold 1998a, 423) Beim Navigieren geht es nicht um das Tun, sondern um das Wissen, wie man es tun soll. Navigieren setzt das Einnehmen einer Meta-Perspektive voraus und die Fähigkeit zur Exzentrizität.

Hier wären wir wieder bei unserem Ausgangspunkt, den virtuellen Welten und dem durch sie geprägten Alltag von Jugendlichen angelangt. Die spannende Frage ist nun, ob und wie sich die neuen Herausforderungen und Möglichkeiten des Cyberspace, des Internet, auf die Identitätsentwicklung von Jugendlichen auswirken. Welche identitätsstiftenden Merkmale und Bedeutungen können auf der Grundlage des hier vorgestellten Integrativen Identitätskonzeptes festgestellt werden?

5. Möglichkeiten der Neuen Medien bei der Entwicklung von Identität in der Adoleszenz: Praxisbeispiele

Identitätsarbeit als lebenslanger Prozess findet im Zusammenspiel und an der Schnittstelle von Gesellschaft und Individuum statt. Die neuen Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten bestimmen und durchdringen den Alltag von Jugendlichen und sind dementsprechend identitätsrelevant. Jugendliche werden heute als aktive Konstrukteure ihrer eigenen Identität und Biographie gesehen. Wo der Mensch derart gefordert wird und im Mittelpunkt steht, braucht er eine gute psychische Grundausstattung und psychologisches Rüst- und Handwerkszeug. Welche Unterstützungsmöglichkeiten, Chancen und Risiken die Neu-

en Medien in diesem Prozess bieten, soll an Hand von Beispielen nun aufgezeigt und erläutert werden.

5.1 Spielen: Phantasie- und Kreativitätsentfaltung durch das Internet

Schon seit jeher wird dem Spiel eine wichtige Rolle in der Identitätsentwicklung von Menschen zugeschrieben. In der Medientheorie wurde dieser Aspekt bisher zu wenig berücksichtigt. „MUDs verwischen Grenzen zwischen Selbst und Spiel, Selbst und Rolle, Selbst und Simulation. Ein Spieler sagt: „Du bist, was du zu sein vorgibst (...) du bist, was du spielst.“ Doch man wird nicht nur zu dem, den man spielt, man spielt auch den, der man ist, sein will oder nicht sein will. Die Spieler beschreiben ihr wahres Selbst gelegentlich als Kompositum aus ihren Figuren, und sie bezeichnen ihre *personae* als Instrumente, um an ihrem RL-Leben zu arbeiten“ (Turkle 1999, 310). Diese Identitätsarbeit scheint jedoch bereits eine stabile Persönlichkeit vorauszusetzen.

Gordon (Student, 23 Jahre), eine Person, die Turkle (1999) in ihren Untersuchungen beschreibt, erlebte sich selbst in der Grundschule als Außenseiter und später als unattraktiv: „Fünfundneunzig Kilo mit Brille“ (ibid., 306). Erste neue Erfahrungen bezüglich seiner Beziehungen zu anderen Menschen und der Sichtweise von sich selbst machte er mit einer Reisegruppe in der High School. Da niemand von seinen Vorerfahrungen wusste und niemand ihn kannte, empfand er die Reise als Neubeginn. Ähnliche Chancen schienen sich ihm in den MUDs zu eröffnen: Er konnte jederzeit eine neue Figur erfinden und wieder neu beginnen, er fühlte sich jedes Mal „wie neu geboren“.

Jede neu erfundene Figur (er hat mehrere Personen gleichzeitig erfunden, die in unterschiedlichen MUDs spielen) hat Merkmale, die er bei sich selbst gerne entwickeln wollte. Eine Figur „ist wie ich, nur überschwänglicher, blumiger und romantischer (...)“; „Eine andere ist älter, still, (...) eine weitere ist weiblich“ (ibid.). Dieses Vorgehen eröffnet ihm neue Spiel- und Erfahrungsräume zum Experimentieren mit neuen und anderen Persönlichkeitsanteilen,

die oft in der Realität so nicht machbar sind. So bieten sich ihm Möglichkeiten zum Ausagieren wie zum Durcharbeiten und Integrieren dieser Anteile. Wenn eine Figur ihren psychologischen Nutzen für ihn erfüllt hat, gibt er sie auf. Das Entwickeln jeder Figur ist eine eigene Kreation. Dadurch, dass im Spiel das eigene Selbst immer mit beteiligt ist, wirken diese Erfahrungen auch bis in die Realität. Dies kann er für sich nutzbar machen. Sein reales Selbst beginnt, Teile seiner Figuren zu übernehmen. Gordon bekommt ein Bewusstsein dafür, dass sein Selbst sich immer weiterentwickelt. Er wird sicher im Umgang mit den unterschiedlichen Selbstern, kann kontrolliert damit umgehen.

Für *Morgan* bietet das MUD mit seiner Anonymität eine Art Experimentierfeld, um starke Gefühle wie Wut und Ärger loszulassen, Dampf abzulassen, was er sich im realen Leben (noch) nicht traut. Regelmäßig vor Prüfungen reagiert er sich im MUD ab, sucht Streit, brüllt rum, zerdeppert Sachen (ibid., 304).

Im Sinne emanzipatorischer transversaler Identitätsarbeit (Müller/Petzold 1998) bieten MUDs diesen beiden Personen die Möglichkeit, Persönlichkeitsanteile spielerisch zu entfalten, auszuspüren, neue Aspekte des Selbst kennen zu lernen, sich etwas zu trauen, was sie sich im realen Leben noch nicht trauen würden. In der „Unwirklichkeit“ des Spiels, so der Psychoanalytiker Erik H. Erikson, kann sich der Mensch preisgeben und enthüllen (Erikson 1979; vgl. Turkle 1999, 297). So ist das Spiel ein Laboratorium für die Identitätskonstruktion. Die Fähigkeit, gleichzeitig mit mehreren „Selbstern“ in unterschiedlichen virtuellen Welten zu navigieren (Müller/Petzold 1998), ermöglicht es Gordon, eine exzentrische Position einzunehmen und sich selbstreflexiv zu betrachten. Seine Sicherheit im kontrollierten Umgang damit stärkt seine Kompetenzgefühle und somit sein Selbstwertgefühl. Darüber hinaus kann er die Fähigkeit entwickeln, sich auch in der postmodernen Welt mit ihren unterschiedlichen „pluriformen“ Anforderungen besser zurechtzufinden.

Nicht immer jedoch tragen Erfahrungen in MUDs zur Bereicherung und Entfaltung der Persönlichkeit bei. So hatte *Stewart* (23, Student), ebenfalls eine Person, die *Turkle* beschreibt (1999, 311ff), bereits schwerwiegende Lebensprobleme (Isolation, Krankheit, Depres-

sionen, schwierige Kindheit), als er seine Erfahrungen im MUD begann. Er lebte zurückgezogen, und ein Grund, warum er MUDs besuchte, war, mit Menschen zu reden. Bis zu vierzig Stunden in der Woche verbrachte er damit, sich ein Leben zu konstruieren, das interessanter, vielfältiger und erfahrungsreicher als sein reales Leben war. *Stewart* entwickelt im Spiel eine außerordentliche Phantasie, das MUD dient ihm als Medium für Phantasieprojektionen. Darüber hinaus erweitern die MUDs seinen Alltag und seinen Wissenshorizont, seine *personae* im MUD verkörpern sein ideales Selbst, das er im Leben nicht erreicht. In der Figur des „Achilles“ schafft er eine gesellige Figur, die sich zärtlich, galant und phantasievoll darstellt. Mit „Winterlight“ erlebt er eine virtuelle Romanze, die in eine gigantische Hochzeitsfeier mündet. Während *Stewart* dieses Fest alleine vor seinem Computer erlebt, reist eine Gruppe Mitspieler nach Deutschland, um die Hochzeit in einem rauschenden Fest mit Champagner und festlicher Kleidung zu feiern. Zum ersten Mal in seinem Leben gibt *Stewart* eine Party, und er ist stolz auf sich. Trotz Anerkennung und Erfolgen im Sinne von Fremd- und Selbstattributionen hat das Spiel im MUD letztendlich bei *Stewart* nach seiner eigenen Bewertung (*valuation*) und Einschätzung (*appraisal*) sogar zu einer Beeinträchtigung der Selbstachtung geführt (ibid., 316). Aufgrund seiner vielfältigen Probleme (zu vermuten wäre ein negativ geprägtes Selbstkonzept und seine durch Krankheit beschädigte leibliche Säule der Identität) ist er nicht in der Lage, seine virtuellen Erfolge als Erfolge in sein reales Leben zu integrieren und als bereichernde Persönlichkeitserfahrungen sich einzuverleiben. Das ist letztlich für ihn mit einer großen Enttäuschung und Entwertung verbunden. Seine Probleme im MUD sind letztlich die gleichen, die er auch in der Wirklichkeit hat. Aufgrund seiner Persönlichkeitsstruktur kann *Stewart* seine Probleme nicht durcharbeiten, sondern hat sie ausagiert (ibid., 323).

Das Spielen im Internet fördert durch die Reduzierung auf die Schriftsprache (man sieht die andere Person nicht, weiß nicht wie sie aussieht, spricht, sich kleidet, usw.) Projektionen, Übertragungen und Idealisierungen. Wichtig ist, dies zu erkennen und für die eigene Person zu verarbeiten. Die Wirkungen und Auswir-

kungen sind individuell, „das Leben im Cyberspace bietet, wie das Leben überhaupt, nicht allen gleiche Chancen. „Wenn man über ein gesundes Selbst verfügt, das sich durch Beziehungen weiterentwickeln kann, dann können MUDs sehr hilfreich sein. Andernfalls drohen einem ernste Schwierigkeiten.“, konstatiert *Turkle* (ibid., 331) in einem Fazit.

5.2 Eriksons psychosoziales Moratorium

In Weiterführung des obigen Spielgedankens behält das „psychosoziale Moratorium“ *Eriksons* für mich weiterhin seine Bedeutung. Jugendliche brauchen heute weiterhin einen von der Gesellschaft zugebilligten Freiraum zum Experimentieren und Gestalten ihrer eigenen Identität. Und dies umso mehr in unserer heutigen pluralen und schnelllebigen Gesellschaft, die den Jugendlichen eine größere Verantwortung für sich selbst und die eigene Identität zuweist. Die Verantwortung ist größer, denn auch das Scheitern wird der eigenen Person zugeschrieben. Je größer die Vielfalt wird, umso mehr Optionen es gibt, umso mehr müssen Jugendliche lernen und erfahren, dass sie sicher *navigieren* können, sicherer auswählen und entscheiden können, was ihren Wünschen und Konstruktionen am meisten entspricht.

Turkle (1999, 300) verlegt das psychosoziale Moratorium ins Internet und erweitert es auf die Erwachsenen. Ihrer Meinung nach ermöglicht das Internet auch dem Erwachsenen, wieder Spielerfahrungen zu machen, die normalerweise nur Kindern und Jugendlichen zugebilligt werden. In dem Sinne eröffnet sich auch ihm wieder ein Moratorium, in dem er in eine andere Wirklichkeit treten, „Urlaub“ vom Alltag machen kann und neue Umgangsweisen mit sich selbst erschließen kann. Das ursprüngliche Adoleszenz-Moratorium sei kein Durchgangsstadium mehr, sondern ein Erfahrungsmodus.

Dem zweiten Gedanken von *Turkle*, dass es sich (amerikanische) Jugendliche auf Grund der

Arbeitsmarktlage nicht mehr leisten können, ihre Zeit in der realen Welt mit Identitätsexperimenten zu vergeuden, kann ich teilweise folgen. Jugendliche sind, wie die vorletzte *Shell-Studie* (Jugend 2000) zeigt, weiterhin auf Beruf und Familie als Zukunftsperspektive und Existenz sichermendes Moment ausgerichtet. In Anbetracht der schlechten Arbeitsmarktlage sind jedoch viele Jugendliche, v.a. solche mit niedrigerem Bildungsniveau, heute weiterhin gezwungen, verlängerte Schulzeiten hinzunehmen oder in unterschiedlichen Jobs Erfahrungen zu sammeln, bis sie einen Einstieg ins Erwerbsleben finden. Diese Zeit kann schon für Identitätserfahrungen, wenn auch vielleicht nicht für waghalsige Identitätsexperimente, genutzt werden.

5.3 Netzwerke, soziale Beziehungen und Kommunikation

Im und durch das Internet entstehen soziale Netzwerke, können Zugehörigkeiten und soziale Anerkennung erlebt und gelebt werden, egal ob es sich um anonyme oder identifizierbare Personen handelt. Beziehungen zu knüpfen, Personen wieder zu treffen sind Wünsche, die schnell zum entscheidenden Faktor der Teilnahme am Chat oder MUD werden (*Turkle* 1999, 293). Sie liefern den Jugendlichen Welten für soziale Interaktionen, in denen sie sich selbst oder das, was sie von sich zeigen wollen, darstellen können. Vorherrschend ist zunächst einmal die Anonymität, die die eigentliche Person schützen soll, ihr aber auch vielfältige Möglichkeiten offerieren kann. Darüber können Nähe und Distanz geregelt werden. *Turkle* schreibt hierzu: „Beziehungen während der Adoleszenz beruhen in der Regel auf dem gegenseitigen Einverständnis, dass sich die gefühlsmäßige Bindung in bestimmten Grenzen bewegt. Für solche Beziehungen ist der virtuelle Raum gut geeignet. Seine natürlichen Beschränkungen sorgen dafür, dass Beziehungen nicht zu eng werden.“ (1999, 334)¹⁰

10 Ich beziehe mich im Folgenden größtenteils auf Ergebnisse einer Diskussionsrunde zwischen Experten der Uni Frankfurt/M. und Intensivnutzern von Chat-Angeboten sowie auf Untersuchungen von *Turkle* und Ergebnisse der *Shell-Studie* „Jugend 2000“.

In der Anonymität des Chat kann z.B. *Konrad*, ein 23-jähriger Informatikstudent, selbst entscheiden, ob er einfach nur plaudern oder tief gehende persönliche Gespräche führen möchte, ob er die Wahrheit über sich erzählt oder nicht. So erlangt er Kontrolle über das eigene Handeln, findet eher zu sich selbst (*Schmidt* 2000, 20).

Oft fällt es auch leichter, sich dem anderen zu öffnen, einleitende Smalltalks der Kontaktanbahnung erübrigen sich, man kommt schneller zu Sache. Die Anonymität erhöht die Authentizität (*ibid.*, 20). Man muss sich wegen seiner Direktheit oder seiner Anliegen nicht schämen: „Wer chattet, muss nicht rot werden“, ist eine treffende Aussage, die einen Zuwachs an Handlungsautonomie und Handlungsfähigkeit erklärt. Neben den Interaktionen mit Spielcharakter betonen die Teilnehmer des Expertenforums die Anonymität des Chats „als eine andere, entlastetere Form der Beziehungsherstellung“, die dann entweder zu einem unkomplizierten Abbruch der Kommunikation oder zu einer womöglich realen Fortsetzung und evtl. zu Freundschaft führt. In diesem Fall findet eine Veralltäglichung der Kommunikation im Netz und Transformation der Virtualität in die Realität statt.

Eine weitere Form der Veralltäglichung finden *Schmidt et al.* (2000, 18) in Chats, die schon länger existieren, die sich nach und nach als Gemeinschaft verstehen und sich selbst Regeln im Umgang miteinander geben. Hier seien die Regelmäßigkeit der Teilnahme bereits „bekannter“ Personen, verbindliche Umgangsformen und Regeln untereinander ein ausschlaggebendes Moment. Findet sich dann in Chats eine Gemeinschaft von identifizierbaren Personen, trägt dies noch mehr zur Hinwendung auch im normalen Alltag beobachtbaren Verhaltens bei. Geborgenheit und Verpflichtung, Nähe und Intimität ersetzen dann die ausgekosteten Freiheiten der Anonymität. Nach den Erfahrungen der o.g. Autoren ist im Chat spürbar, welche Atmosphäre vorherrscht und damit auch, wie gut sich die Mitglieder kennen. „Unter Umständen handelt es sich sogar um eingeschworene Gemeinschaften, deren Mitglieder seit Jahren eng befreundet sind, auch über den Chat hinaus.“ (*ibid.*) In diesem Sinne ist „der Computer ist eine Art Experimentierlabor für

den Aufbau engerer zwischenmenschlicher Beziehungen im wirklichen Leben.“ (*Turkle* 1999, 328)

Natürlich birgt die Reduzierung auf das Medium Computer und die Schriftsprache auch viele Möglichkeiten der bewussten und unbewussten Täuschungen und Enttäuschungen. Diese „Risiken“ birgt auch die normale Realität. Viel interessanter scheint mir die Erfahrung zu sein, womöglich einer multikulturellen und weltweiten Gemeinschaft anzugehören, womöglich in unterschiedlichen Sprachen zu kommunizieren, über den Tellerrand der eigenen Kultur zu blicken und sich nebenbei noch viele technische Fertigkeiten im Umgang mit Computer und Internet anzueignen. Ich sehe hier das Internet sowohl als Erweiterung und Ergänzung als auch als Ersatz von sozialen Netzwerken und damit verbundenen Zugehörigkeiten an. Man denke nur, welche positiven Möglichkeiten und Freiheiten Kranke, an die häusliche Umgebung gefesselte Menschen oder alte Menschen mit diesem Medium erlangen können.

Computervermittelte Netzwerke und soziale Beziehungen sind auch als wichtige persönliche Ressourcen anzusehen, in denen Jugendliche Hilfe, Unterstützung und Orientierung finden können. Im Sinne eines „Kontextwechsels“ (*Fend*) können Jugendliche durch das Internet an Orte gehen, wo sie Gleichgesinnte treffen, sich über Probleme austauschen und Hilfe bekommen können und in ihrer eigenen Entwicklung voranschreiten. Die Netzbeziehungen können somit wichtige Copingfunktionen erfüllen.

Zu oft geäußerten Verunsicherungen bezüglich der Teilhabe an virtuellen Welten zählt die Vermutung, dass reale soziale Beziehungen und damit das Vorhandensein sozialer Kompetenzen sich umgekehrt proportional zur Netznutzung verhielten. Die *Shell-Studie* (2000) macht hierzu Aussagen. Ergebnis ist, dass die „Heavy User“ im Vergleich zu den „Technikabstinenten“ weitaus mehr in soziale Strukturen eingebunden sind und ihre sozialen Kompetenzen über dem Durchschnitt liegen. Schaut man sich die Jugendlichen an, die hinter den Begriffen „Heavy User“ und „Technikabstinenten“ verborgen sind, eröffnen sich wesentliche Unterschiede in Bildungsstand, auch

der Eltern, Geschlecht und Nationalität. „Die Technikabstinenten sind vergleichsweise schlecht gebildet, nur jeder Vierte hat ein (Fach)Abitur oder strebt es noch an, nur einen Hauptschul- oder gar keinen Abschluss haben 59% der Väter. (...) Der Ausländeranteil ist überdurchschnittlich hoch (nur 85% Deutsche)“ (ibid., 214). In der Gruppe der *Heavy User* dominieren männliche Jugendliche. Es spiegeln sich hier in Ansätzen auch generelle Aussagen der PISA-Studie und der neuesten *Shell-Studie* (Jugend 2002) in Bezug auf die Zusammenhänge von Herkunft, Bildung und sozialen Chancen wider. Bildung als Ressource für die Integration Jugendlicher in die Gesellschaft erscheint wieder als ein wesentlicher Faktor.

5.4 Werte, Normen, Ideale, Weltanschauungen und Bildung

Jugendliche suchen auch heute noch Hilfe und Orientierung, aber nicht unbedingt in den tradierten Institutionen. Familien und Schule werden in ihren Werteorientierungen brüchig. *Yvonne Fritzsche* (Jugend 2000, 95) schreibt dazu in der *Shell-Studie*: „Jeder Jugendliche wird zum flexiblen Konstrukteur seiner eigenen Entwicklung mit einem persönlichen Wertekosmos, er muss und kann sich seine Identität und seine Wertorientierungen aus Versatzstücken selbst und eigenverantwortlich zusammenbasteln, sozusagen ein eigenes biographisches und ethisches „Gesamtkunstwerk“ schaffen und inszenieren, ein Kunstwerk, dessen Inhalt er selbst ist.“ Weiter schreibt sie, dass diese Aufgabe bei den Jugendlichen kaum Ohnmachts- oder Überforderungserfahrungen nach sich zieht, und sieht das Wegfallen von Planungssicherheit und verbindlichen Werten als Problem von Erwachsenen an.

Die *Shell-Studie* (Jugend 2002) bestätigt, dass sich die positive Grundstimmung und die positive persönliche Perspektive der Jugendlichen in Bezug auf ihre Zukunft gefestigt hat. Werte wie Bildung, Leistung, Sicherheit, Macht und Leistungsanstrengungen sind im Laufe der 90er Jahre wieder wichtiger geworden, um die eigenen Ziele zu realisieren. Dabei gehen Jugendliche pragmatisch vor und überprüfen ih-

re soziale Umwelt auf Chancen und Risiken (Jugend 2002, 17ff).

Als Konstrukteure ihrer eigenen Entwicklung oder als Identitätsbastler benötigen Jugendliche Instanzen, die die Heterogenität und Vielfältigkeit postmodernen Lebens widerspiegeln, die sie auf postmodernes Leben und Arbeiten vorbereiten. Medien können hier positiv wie auch negativ wegweisend sein. Potenziell ist es möglich, sich im Netz „daneben“-zubewegen, ohne Sanktionen wie im realen Leben zu befürchten (*Schmidt et al.* 2000, 18). Andererseits hat sich auch im Netz eine gewisse „Netiquette“ etabliert, wo versucht wird, Regeln für die Kommunikation zu installieren. Ein Operator kann Sanktionen bei Verstoß gegen diese Regeln verhängen. Dies kann bis zum Ausschluss aus der virtuellen Gemeinschaft führen. Auch wenn die betroffene Person als anonymes Netz-Teilnehmer geschützt ist, kann eine solche Sanktion den realen Menschen treffen und verunsichern.

In manchen Chats wird ein hohes Maß an Partizipation und Selbstbestimmung dadurch erreicht, dass die Chat-Gemeinschaft sich selbst in kokreativer Auseinandersetzung Regeln gibt, diskutiert und aushandelt. Diese ist als eine neue Qualität in der Wert- und Normentwicklung anzusehen, wo der Mensch als handelndes aktives Subjekt seinen Einfluss geltend machen und mitgestalten kann, anstatt tradierte Werte und Normen einfach nur zu übernehmen. Nach *Schmidt et al.* (2000) werden Netzregeln dann verlässlich, wenn im Chat tatsächlich Beziehungen und Zugehörigkeiten gesucht werden.

In Bezug auf die Funktion der Medien bei der Entwicklung und Bewertung sozialer Werte wie Mitmenschlichkeit, Einfühlungsvermögen, Toleranz sowie Hilfsbereitschaft schreibt *Fritzsche* (2000, 100): „Zudem verstärken sich die Chancen zur Selbstreflexion und zur Relativierung des eigenen Standpunktes durch das hohe Gewicht der Medien als einer Sozialisationsinstanz in der Moderne, weil die Fülle an medial transportierten Fremderfahrungen und die vielfältigen Einblicke in die Binnenstruktur fremder Rollen das Individuum lehren könnten, Handlungshintergründe von Interaktionspartnern anders zu verstehen und womöglich weniger selbstbezogen zu interpretieren.“ Hier

besteht die Möglichkeit, eine größere Exzentrizität zu erlangen, die bei der Erarbeitung einer transversalen Identität von Bedeutung ist (Müller/Petzold, 423).

Werte sind bewusst gewählt und differenzieren stark bezüglich des Bildungsniveaus der Jugendlichen (Shell-Studie 2000, 15). Bildung als Wert und als Ressource ist wieder in aller Munde. Nicht nur der Besitz der Technik oder die Möglichkeit der Verfügbarkeit darüber, sondern auch der kompetente Umgang damit schafft Gelegenheiten für Bildung.¹¹ Aus einer Flut von Informationen entsteht Wissen, wenn der Mensch sich diese Informationen in einem eigenen Prozess der Gestaltung und auf der Grundlage seiner Erfahrungen selbst erarbeitet und einverleibt hat. Dies setzt einen lernbereiten Menschen voraus. Chats und MUDs öffnen Lernräume und bieten Gelegenheiten, eigene Erfahrungen zu machen. Im Umgang mit den Neuen Medien eignen sich Jugendliche neue Daseinstechniken (Thomae) an, wie Orientierungen immer wieder neu gewonnen werden können (Müller/Petzold 1999, 424). Diese Daseinstechniken sind Bewältigungsstrategien des postmodernen Lebens. Sie sind Bildungsinhalte, die als grundlegende Kompetenzen und Performanzen heute in der Schule erfahrbar gemacht werden müssten. An die Stelle der Vermittlung von allerlei Informationen (ich meine hier nicht Allgemeinbildung oder Alltagswissen), das oft in kürzester Zeit museumsreif wird, müssten mehr erfahrungsbezogene Aneignungskonzepte treten. Medienkompetenz als Bildungsziel ist Teil der Persönlichkeitsentwicklung und als Ressource der Persönlichkeit anzusehen (vgl. Schachtner 2001, S. 4ff).¹²

5.5 Arbeit, Freizeit, Leistung

Jugendliche orientieren sich immer noch an der Arbeit als Existenzgrundlage des Lebens. Ideal und Realität fallen laut Shell-Studie 2000 auseinander „und Jugendliche praktizieren so etwas wie eine pragmatische Akzeptanz von Behelfs- und Zwischenlösungen. (...) Beruf ist nicht mehr die vorgegebene Ordnung, in die man sich einfügt oder integriert, sondern ein selbst gewähltes Lebenskonzept, für das man sich persönlich einsetzen muss“ (Shell 2000, 15). Meine Erfahrung ist, dass Jugendliche sich ihre Berufsbiographie selbst erarbeiten und konstruieren, indem sie in unterschiedlichen Berufsbereichen Erfahrungen sammeln und sich dann in einer Art Patchwork ihr Berufs- und Arbeitsprofil zusammenstellen. Eine lebenslange Karriereplanung wird von mittelfristigen Projekten abgelöst (Keupp 1999, 126). Damit blieben Jugendliche nach Keupp offen für unvorhergesehene Ereignisse. Sie tragen eine große Verantwortung für sich selbst in einer Zeit, in der sie, bezogen auf ihre Identitätsentwicklung, noch vielen Verunsicherungen ausgesetzt sind. Es verändern sich die bisher gültigen Relationen von Arbeit (im Sinne von Erwerbsarbeit), Freizeit und Leistung. In der Moderne war die Freizeit über die Arbeit definiert und die Leistung an die Arbeit gebunden. Darüber bekam man Anerkennung, konnte sich produktiv selbst verwirklichen, gehörte einer außerfamiliären Gemeinschaft an, konnte über den Verdienst die Existenz sichern und am gesellschaftlichen Leben teilhaben.

Jugendliche „arbeiten“ oft stundenlang, alleine, vernetzt mit anderen, produktiv mit dem Computer und eignen sich die Technik an. „In der bundesdeutschen Wohnbevölkerung nutzt in der Altersgruppe der 15- bis 24-Jährigen inzwischen jeder Vierte das Internet. (...) Deutschland stellt einen der größten europäischen Online-Märkte dar. 1999 nutzten ca. 11,2 Millio-

11 In der Art der Nutzung der Technik und Neuen Medien unter Jugendlichen ist festzustellen, dass Jugendliche aus weniger gebildeten Elternhäusern Technik eher verwenden, um sich darzustellen und die eigene Wirkung zu unterstreichen (vgl. Tully 2002, S. 15). Sie wird zum Prestigeobjekt, das etwas über den Besitzer aussagt.

12 Vertiefende Aussagen zum Begriff der Medienkompetenz finden sich bei Dieter Baacke (1997): Medienpädagogik, Tübingen, und in: medien praktisch, 1996, Heft 2, S. 4-10: „Medienkompetenz als Netzwerk“ ebenfalls von Baacke.

nen Bundesbürger insgesamt das Internet“ (ARD/ZDF-Online-Studie 1999; *Shell-Studie* 2000, 202). Jedoch darf nicht übersehen werden, dass 44% der Jugendlichen aus der Repräsentativuntersuchung der *Shell-Studie* über keinen eigenen Computer verfügen. „Jeder Vierte hat einen Computer, den jemand anders mitbenutzt und 30% haben einen Computer ganz für sich allein zur Verfügung.“ (ibid., 221)¹³ In der Handhabung der Technik sind sie den Erwachsenen meist weitaus überlegen. Dies schafft Anerkennung und kann vorherrschende Hierarchien, auch in der Schule, verflachen und zu einem Teamwork zwischen Erwachsenen und Jugendlichen führen, wie es unter Jugendlichen bereits üblich ist. Nicht zuletzt bringt dies ein Mehr an Wertschätzung und Akzeptanz. „Gerade Technik und neue Medien (Nutzung von Handy und Internet) sind zumeist Bestandteil eines besonders reichhaltigen und engagierten Soziallebens und Grundlage für aktive Freizeitgestaltung“ (ibid., 16). Natürlich wird auch viel „freie“ Zeit am Computer „gearbeitet“, was gängige Definitionen dieser beiden Bereiche umkehrt.

5.6 Materielle Basis

Auch in Bezug auf Teilhabe an Konsum und der Nutzung von Gebrauchs- und Verbrauchsgütern ist der Spielraum für selbstbestimmte Verhaltensweisen bei gleichzeitigem Anstieg fehlender Möglichkeiten der eigenen materiellen Existenzabsicherung groß (*Hurrelmann* 1995, 287). Jugendliche befinden sich während der Adoleszenz in einer gesellschaftlichen Situation, in der ihnen als Gruppe von der Gesellschaft recht früh große Entfaltungsmöglichkeiten und Spielräume eingeräumt werden, die sie jedoch auf Grund fehlender materieller Ressourcen oft nicht nutzen können. Sie befinden sich in dem Dilemma, dass ihnen die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, am Konsum- und Freizeitbereich potenziell möglich wäre und auch zugestanden wird, diese ist jedoch real abhängig von familiären und/oder eigenen so-

zialen und materiellen Möglichkeiten und Bildungsstand.

Nun könnte man argumentieren, dass Jugendliche sich ja noch im Übergang, in der beruflichen Orientierungsphase und am Beginn ihrer Arbeitsidentität befinden, aber die aktuelle gesellschaftliche Situation mit hoher Jugendarbeitslosigkeit und die ungleichen Chancen in Abhängigkeit von Bildungsstand u.a. sprechen für sich.

Trotzdem hat die *Shell-Studie* (Jugend 2000) hervorgehoben, dass Jugendliche insgesamt ihre Berufs- und Lebensaussichten nicht mehr so pessimistisch sehen wie in vergangenen *Shell-Studien*. Die Grundstimmung ist eine gewachsene Zuversicht in die Zukunft, die nicht mehr wie früher vielleicht sorgenfrei, sondern mit persönlichen Anstrengungen verbunden ist (Jugend 2000, 13). Bei vielen Jugendlichen ist eine größere Anstrengungsbereitschaft vorhanden, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

5.7 Leiblichkeit

Entgegen vieler Vermutungen, dass der Leib als „Säule der Identität“ in der netzvermittelten Kommunikation seine Bedeutung verlieren könnte, dass mit dem Körper auch die Sinne und Emotionen verschwinden könnten, nimmt der Leib in seiner Bedeutung wieder zu. Wir sprechen in der Integrativen Theorie vom Leib, der ich *bin* (*corps phénoménal*), und dem Körper, den ich *habe* (*corps objectif*; vgl. *Petzold* 1988, 32).

Der reale Leib im Chat: die emotionalen Funktionen des Leib-Selbst

Auch virtuelle Kontexte bieten eine Grundlage für das Entstehen, Erleben und Äußern von Gefühlen. Durch das Nicht-Vorhandensein des Körpers sind Gefühle nicht sichtbar oder können direkt geäußert werden, sie bedürfen der schriftlichen Konstruktion. Dadurch können wir in Distanz zu uns selbst tre-

13 Diese Aussagen beziehen sich in der Regel auf männliche deutsche Jugendliche. Genauere Aussagen bezüglich der Computernutzung von Mädchen oder Unterscheidungen nach Nationalität und Bildungsstand können in der *Shell-Studie* 2000 nachgelesen werden.

ten. Die Eigenwahrnehmung kann geschärft werden, Gefühlswahrnehmungen können auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden, es kann eher eine emotionale Differenzierung stattfinden.

Internet- oder Chat-Nutzern widerstrebt dieses ausführliche Schreiben oft. Der kurze, knappe Stil, auch in Form von Emoticons, der sich im Chat häufig zeigt, führt jedoch schnell zu Missverständnissen, „wenn das freundliche Gesicht fehlt, mit dessen Hilfe das Gesagte besser einzuschätzen ist“ (Sieckmann 2001, 3). Erfahrungen der Autorin mit Internet-Seminaren fasst sie so zusammen: „Um Emotionen in Schriftform überhaupt sichtbar zu machen, müssen sie geschrieben werden. So müssen statt eines verärgerten Schnaufens in einer Präsenzveranstaltung 2-3 Sätze geschrieben werden, die den Zustand der Teilnehmerin oder des Teilnehmers beschreiben und erklären. Wie einfach lassen sich doch Augenbrauen hochziehen, die das Anzweifeln eines Argumentes anzeigen sollen, aber wie sorgfältig müssen die Worte gewählt sein, um diese Empfindung auszudrücken! Wer emotional ist (oder sein will), muss meiner Meinung nach auch kommunikativ sein“ (ibid., 7).

Bei *Ava*, einer 30jährigen Studentin, hat ihre Teilnahme an einem MUD zu einer Erfahrung von Heilung beigetragen. Sie hatte durch einen Autounfall ein Bein verloren. Im MUD erschafft sie eine einbeinige Figur, die eine Prothese trägt. Beschreibungen der Behinderung gehen in ihre Netzkommunikation mit ein. Sie findet Freunde, die sie als Figur so akzeptieren. Ihre Figur verliebt sich, sie tauscht sich mit ihrem Liebhaber offen über die sinnlichen und emotionalen Aspekte ihrer virtuellen Behinderung aus, sie und ihr virtueller Partner finden Spaß am virtuellen Sex. Sie lernt, sich in ihrem virtuellen Körper wohl zu fühlen. Ihre Erfahrungen mit ihrem neuen versehrten Körper kann sie in ihr reales Leben integrieren. „Nach dem Unfall hatte ich zuerst Sex im MUD, bevor ich in der Wirklichkeit wieder mit jemandem schlief. (...) Ich habe mich wieder als ganzer Mensch gefühlt“ (Turkle 1999, 428).

Auch wenn der Körper in der netzvermittelten Kommunikation nicht präsent ist, so ist er sehr wohl in seinen Seins-Funktionen als Leib präsenter denn je. Denn nur, was der Leib

selbst wahrnimmt, kann exakt beschrieben und dem Kommunikationspartner mitgeteilt werden. Und das, was der andere mir mitteilt, kann im bewussten Leib als Resonanz nachgespürt werden, hinterlässt Spuren in meinem Leib. Hierdurch wird auch die Fähigkeit zu Empathie, Exzentrizität und gegenseitigem Verstehen gefordert und gefördert.

Während der Körper in seinen sichtbaren Funktionen in der netzbasierten Kommunikation keine Rolle spielt, nimmt er in seiner Inszenierbarkeit im realen Leben (in Werbung und Konsumindustrie) und in seiner Schrift basierten Darstellbarkeit in Chats und MUDs eine große Rolle ein. Jugendliche, die sich nicht sonderlich attraktiv finden, können ihr Äußeres verändern und ausschmücken und damit experimentieren. Sie können ihren Traumleib entwerfen.

Zwischen *Amy* und *Michael*, die mehrere tausend Kilometer voneinander entfernt wohnten und sich im Chat kennen lernten, hatte sich eine intensive emotionale Beziehung entwickelt. Als *Amy* dann zu einem Besuch nach Deutschland kommt, ist sie in Wirklichkeit nicht schlank und blond, wie sie sich *Michael* im Internet beschrieben hatte, sondern übergewichtig. *Michael* ist geschockt. Hätte sie *Michael* ihr wahres Aussehen und nicht ihr Traumaussehen geschildert, wäre das Treffen womöglich nie zustande gekommen, da ihr Aussehen nicht mit seinen Idealvorstellungen übereinstimmte. Die beiden werden dann doch ein Paar, da *Michael* in diesem Punkt in der Lage ist, sich mit seinen Idealen und Prinzipien auseinander zu setzen (Schachtner 2000, 305ff).

Die freie Wahl der Geschlechterrolle

Den Adoleszenten stellen sich u.a. Entwicklungsaufgaben wie „den eigenen Körper bewohnen“, „Umgang mit Sexualität lernen“ (Fend 2001), die eigene Geschlechterrolle finden und entwickeln. Das Internet kann dazu als unverbindliches Experimentierfeld dienen. Rollenverhalten kann eingeübt, die Konstruktion der eigenen Geschlechterrolle als auch die des anderen Geschlechtes kann reflektiert werden. Darüber hinaus haben die Menschen im Internet die Möglichkeit zu bestimmen, ob sie als Mann oder Frau auftreten, sogar, ob sie als rea-

ler Mann eine Frau spielen, die gerne ein Mann wäre oder umgekehrt. *Turkle* nennt dies „virtuellen Transvestismus“ (1999, 343), der, auf das Äußere bezogen, im Netz leichter zu bewerkstelligen ist als im realen Leben. Nicht so einfach ist es ihrer Meinung nach, diese Rolle über längere Zeit im Netz glaubhaft aufrechtzuerhalten. Der Sprachgebrauch, das Verstehen und Interpretieren von Informationen und Situationen, Erwartungen, das Verhaltens- und Handlungsrepertoire als Frau oder Mann, all dies muss in der Reflexion der fiktiven Rolle vorweg gedacht und gefühlt werden.

Zum Beispiel spielt *Garrett*, ein achtundzwanzigjähriger Computerprogrammierer, ein Jahr lang eine weibliche Figur in einem MUD. Er will „mehr über die Erfahrungswelten von Frauen wissen“, er will „wissen, welche Gefühle dieser Unterschied auslöst“ (ibid., 351). Mit seiner *persona* will er für ihn typisch weibliche Eigenschaften wie Hilfsbereitschaft und Kooperation statt des gewohnten Konkurrenzdenkens leben. Als „Frau“ hat er dabei weniger Hemmungen. Seine Beweggründe sind biographischer Natur, von Kindheit an wird er auf Konkurrenz hin erzogen. Seine Erfahrung im MUD ist, dass wenn er in seinen Spielen das Wort „männlich“ durch das Wort „weiblich“ ersetzt, die Spielpartner ganz anders mit ihm umgehen. Sie nehmen ihn anders wahr und ihm selbst ist es möglich, auch andere Dinge zu tun bzw. zu sagen. Zeigt er als weibliche Figur Hilfsbereitschaft, wird das als freundlich und angenehm interpretiert. Will er hingegen als männliche Figur helfen, werden ihm gleich sexuelle Absichten unterstellt (ibid., 354f). Diese Erfahrung hat bei *Garrett* dazu geführt, diese „weibliche“ Seite mehr in sein reales Leben zu integrieren. Als seine Figur ihren Zweck erfüllt hat, kreiert er eine neue Figur, die diese Eigenschaften bereits verinnerlicht hat. Viele MUD-Teilnehmer glauben nun, hier versuche eine Frau einen Mann darzustellen.

In der netzvermittelten Kommunikation geht auf den ersten Blick die Bedeutung des sichtbaren Körpers mit seinen nonverbalen Anteilen und Möglichkeiten zurück. Mimik,

Gestik, Haltung, Stimme, Kleidung, Aussehen, Schönheitsideale oder körperliche Inszenierungen usw. spielen keine Rolle bei der Auswahl, mit wem ich kommunizieren möchte oder nicht. Wie Jugendliche im MUD ihre *persona* erschaffen und ausstatten, welches Geschlecht sie ihnen geben, was sie sie fühlen und handeln lassen, wie intim sie mit anderen werden, wie sie sich im Chat den anderen beschreiben, bleibt ihnen selbst überlassen. In der Netzkommunikation ist der Körper appräsent, nicht sichtbar und damit die Person nicht identifizierbar. In seiner Eigenwahrnehmung und Resonanzfähigkeit ist er als Leib jedoch sehr wohl präsent und spürbar.

6. Konsequenzen für die pädagogische, beraterische und therapeutische Arbeit mit Jugendlichen

Das handlungsleitende Paradigma der Entwicklungspsychologie *Fends* bietet meiner Meinung nach die Grundlage für allgemeine als auch differenzierte individuumszentrierte Forschungsinteressen und -aussagen. Hier wird als Menschenbild der interaktionsfähige, selbstreflexive und eigentätige Mensch deutlich. Es scheint nur logisch, in diesem Zusammenhang auf verfügbare personale und soziale Ressourcen und Stütz- und Verarbeitungsstrategien zu schauen. Weiter geht hier die Theorie der Integrativen Therapie. Der Mensch im Kontext seines Lebensumfeldes (Mikro-, Meso-, Makroebene; *Petzold* 1993, Bd. 2) und seines Kontinuums wird als einzigartiges Wesen in seinen Ko-respondenzprozessen¹⁴ in den Blick genommen, seine Lebensentscheidungen werden immer wieder in einen eigenen Sinnzusammenhang gestellt. Das bedeutet, dass Veränderungen des Kontextes schon theorieimmanent mitgedacht werden und die Möglichkeit besteht, an den neuen gesellschaftlichen Veränderungen und Anforderungen die Beständigkeit und Gültigkeit des Theoriegebäudes zu überprüfen und zu erweitern. Der Begriff des

14 Siehe hierzu ausführlicher: „Das Ko-respondenzmodell als Grundlage der Integrativen Therapie und Agogik“ in: *Petzold, Hilarion G.* (1993, Band 1, S. 19-91).

Kontinuums und der Konstruktion von Sinn in einem gemeinsamen Erkenntnisprozess wird von mir hier besonders hervorgehoben, weil alle vergangenen Erfahrungen in der Gegenwart enthalten sind, wirksam werden und die Zukunftsentwürfe, d.h. die Weiterentwicklung beeinflussen. Meines Erachtens wird der prozesshafte und immer wieder Sinn suchende Charakter der Entwicklung im Lebenslauf dadurch besonders deutlich. Fend (2001, 213, 222) hebt diesen Aspekt nicht besonders hervor. Für die Arbeit mit Jugendlichen bedeutet diese Sichtweise eine gute Ausgangsbasis für theoriegeleitetes pädagogisches und therapeutisches Handeln.

Auf der einen Seite fühlt sich der Mensch nicht mehr zugehörig, traditionelle Instanzen und soziale Netzwerke werden brüchig, auf der anderen Seite entstehen neue Netzwerke und neue Zugehörungsmöglichkeiten und Einbindung durch die Teilhabe am Internet und an virtuellen Gemeinschaften, deren Möglichkeiten in der oben zitierten Forschung vernachlässigt werden. Immerhin nutzt in der bundesdeutschen Wohnbevölkerung von den 15- bis 24-Jährigen jeder Vierte das Internet (Jugend 2000, Bd. 1, 202), d.h., das Internet ist Teil des Alltags von Jugendlichen.

Das handlungsleitende Paradigma erfordert für zukünftige Entwicklungsprozesse ein größeres Maß an individueller moralischer Verantwortungsfähigkeit, Einsichtsfähigkeit und Eigenaktivität, die dem Subjekt zugestanden, aber auch gesellschaftlich von ihm gefordert wird (ibid., 209). Nicht mehr Traditionen und vorgegebene Strukturen sind handlungsleitend für die Orientierung, sondern der Mensch „bastelt“ sich seine Identität aus diesem und jenem. Dass die Medien und der Zugang zu ihnen hier eine große Rolle spielen, wird in diesen Ausführungen deutlich. Das Ganze kann aber meiner Meinung nach nur gelingen, wenn der Jugendliche schon über eine gewisse Grundausrüstung an persönlichen und sozialen Kompetenzen verfügt. Sich eigener Ressourcen bewusst zu sein, über bestimmte Coping-Strategien zu verfügen bzw. zu wissen, wo man sich Hilfe holen kann, das scheinen wichtige Schlüsselqualifikationen für den neuen Erziehungs- und Bildungsprozess zu sein. Eigenständigkeit, Eigenaktivität und Verant-

wortung sind größer denn je und verweisen die Jugendlichen auf sich selbst. Wird damit nicht die Gesellschaft aus ihrer Verantwortung entlassen? Das sind meines Erachtens wichtige Aspekte, die in der therapeutischen Aufarbeitung relevant werden können. Andererseits belegt die *Shell-Studie* 2000 vorhandene Fähigkeiten von Jugendlichen: „Das Gros der Jugendlichen (bastelt sich) bedarfsgerecht ein neues eigenes Orientierungsschema (...), das sich beispielsweise um die Sicherung eigener Lebensbereiche rankt (vgl. Jugend 2000, Bd. 1, 95). Jugendliche seien mit der Aufgabe, sich eine eigene Biographie zu basteln, weder überfordert noch stünden sie ihr ohnmächtig gegenüber. Das würde bedeuten, dass wir Erwachsenen nicht unsere Veränderungs- und Verlustängste auf Jugendliche übertragen, sondern eher in der Rolle der interessierten und aufmerksamen Begleiter beobachten, wie Jugendliche ihren Weg suchen, und ihnen Hilfe und Unterstützung anbieten, wo sie sie brauchen. Weiterhin gilt es mit einem mehrperspektivischen Blick, der sowohl individuelle als auch gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Aspekte einschließt, Möglichkeiten und Verantwortlichkeiten an die richtige Stelle zu rücken und in der Realität zu verankern.

Veränderungen im Kontext, z.B. neue technologische Errungenschaften, von denen hier die Rede ist, werden in Bezug zum Kontinuum des jeweiligen Subjektes in Ko-respondenzprozessen und ko-konstruktiver Auseinandersetzung immer wieder neu integriert werden müssen. Kann das nicht mehr geleistet werden und sind die Ressourcen- und Copingsysteme nicht mehr ausreichend, reagiert der Mensch als Verarbeitungsprozess mit Krankheit. Es stellt sich die Frage, wie viel Veränderung, Auflösung der Mensch verkraften, verarbeiten und kompensieren kann, ob nicht das System krank(machend) ist oder ob der Mensch von seiner psychischen Ausstattung her diesen Problemen nicht mehr in konstruktiver Weise gewachsen ist. Krankheit wäre in diesem Sinne also eine „gesunde“, jedoch nicht immer förderliche Reaktion des eigenaktiven Menschen. Oder brauchen wir neue Theorien (hilft hier eine neue Identitätstheorie, s. Keupp 2000), die untersuchen, ob multiple Teil-Identitäten als Antwort des postmodernen Menschen auf ge-

sellschaftliche Veränderungen angesehen werden können, um die Anpassungsleistung des Menschen besser zu beschreiben und zu erklären?

Es wird deutlich, Identität ist kein Zustand, den man irgendwann einmal erreicht hat und der sich dann nicht mehr verändert, und Identität ist auch kein Korsett, das einmal angelegt ein sicheres, aber auch einengendes Gehäuse bildet, sondern Identitätsentwicklung ist ein Prozess, der erst mit dem Tode endet. Die Integrative Therapie benutzt den Begriff „*life-span-developmental-approach*“, um diesen Prozess des lebenslangen Lernens zu verdeutlichen. Begriffe wie dialogisches Prinzip, Inter-subjektivität, Ko-respondenzprozesse (sowohl in der Theoriebildung als auch in der pädagogischen und therapeutischen Arbeit und als Lebensprinzip), Entwicklung in Kontext und Kontinuum bieten im pädagogischen und therapeutischen Alltag eine gute Handlungsbasis.

Die Nutzung der Neuen Medien ist individuell. Sie ist abhängig von der Grundausstattung der bereits entwickelten Persönlichkeit, der Stabilität der Netzwerke, der Tragfähigkeit der Identitätssäulen, den persönlichen und sozialen Ressourcen einschließlich Bildung und Erfolg sowie der Verfügbarkeit potenzieller Ressourcen, den vorherrschenden protektiven Faktoren und den Copingfähigkeiten. Im Konstruktionsprozess seiner Identität wählt der einzelne Jugendliche aus einer Vielfalt von Optionen aus, legt eigene Bedeutungen in sein Handeln und erschließt Sinn, bestimmt, was er braucht. Das wäre der Idealfall.

Am Beispiel des Amoklaufs von Erfurt wird deutlich, dass eine extensive Nutzung des Computers und von Computerspielen nicht alleine für das Ge- oder Misslingen der Persönlichkeitsentwicklung verantwortlich gemacht werden kann. Mehrdimensionale Bedingungsfaktoren, die den Menschen in seiner Entwicklung fördern oder hemmen, Ketten von gesund oder krank machenden Lebenssituationen oder Lebensereignissen, unkontrollierbare und/oder anhaltende Stresserfahrungen können zum Gelingen von Identitäten oder zur Vernichtung von Menschen oder der eigenen Person führen.

In der pädagogischen, beraterischen und therapeutischen Arbeit haben wir es mit Jugendlichen zu tun, die an der einen oder anderen Stelle ihres Weges Unterstützung oder Hilfe benötigen, damit sie ihren eigenen Weg finden können, wie am Beispiel von *Stewart* deutlich wurde. Während die anderen Personen aus den Beispielen die positiven und sogar heilenden Wirkungen ihrer virtuellen Erfahrungen in ihr reales Leben integrieren konnten, hätte *Stewart* dies möglicherweise mit professioneller Hilfe bewerkstelligen können. Seine virtuellen Figuren mit ihren Wünschen, Phantasien und Handlungen hätten als projektives Material verstanden und in einem gemeinsamen Auslegungs- und Erkenntnisprozess seinem Bewusstsein und dem Verstehen der eigenen Person zugänglich gemacht werden können. *Müller & Petzold* (1998) sprechen hier von einem „neuen, projektiven Ansatz, den wir ‚virtuell-interaktive Exploration‘ nennen.“ (...) „An Stelle ‚kreativer Medien‘ nutzt man hier die Möglichkeiten ‚virtueller Medien‘.“ (ibid., 420)

Verstehen der eigenen Biographie und Konstruktion von Sinn in globalen und pluriformen, schnelllebigen Lebenswelten stellen immer größere Anforderungen an die Identitätskonstruktionen von Individuen. SozialpädagogInnen, PädagogInnen und TherapeutInnen benötigen „Lebensfeld- und Lebensstilwissen“ ihrer KlientInnen, müssen sich mit den Einflussmöglichkeiten der Neuen Medien auseinander setzen, eigene Erfahrungen damit gemacht haben. Dies unterstützt das soziale Sinnverstehen, das nach *Metzmacher & Zaepfel* (1998) neben dem tiefenhermeneutischen Sinnverstehen zu einem besseren Verständnis postmoderner Lebensentwürfe beiträgt. So können z.B. virtuelle Erfahrungen, Selbstgestaltungen in Homepages von KlientInnen in den Beratungs- oder Therapieprozess einbezogen, zum Gegenstand der realen Betrachtungen gemacht und in ihren aufgezeigten Entwicklungspotenzialen genutzt werden. Neue Ressourcen für die Entfaltung von Kompetenz und Selbstwert könnten ko-respondierend erschlossen werden. Der Computer im Therapieraum könnte ein Medium im Sinne eines „Intermediärobjektes“ (*Müller/Petzold* 1998) sein, um mit Jugendlichen in Kontakt zu treten und in Beziehung zu bleiben.

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit vermittelt einen Einblick, wie die Internetnutzung (Chat und MUD) die Identitätsentwicklung von Jugendlichen unterstützen kann, und zeigt die Relevanz für Pädagogik, Beratung und Psychotherapie mit Jugendlichen auf. Strukturmerkmale der Nutzung von Chat und MUD verändern und erweitern das Erleben von Raum, Zeit, Körper, Leib, die Bedeutung von Schrift und Sprache in der Postmoderne. Theoretische Grundlagen zur Identitätsentwicklung und Interpretationsfolie für Praxisbeispiele bilden neuere Untersuchungen der Entwicklungspsychologie (Fend) und der Sozialisationsforschung (Hurrelmann), die *Shell-Studien* 2000 und 2002 sowie das Identitätskonzept der Integrativen Therapie.

Summary: *The Impact of the New Media for Identity Development in Adolescents*

This text gives an overview how the use of internet (Chat and MUD) can support the development of personal identity of adolescents. Moreover it shows the relevance for pedagogics, counseling and psychotherapy with this group. Among other things the utilization of Chat and MUD change and expand the experience of space, time, body, "Leib", the significance of writing and speech in postmodern times. Recent studies of developmental psychology (Fend) and socialisation research (Hurrelmann), the *Shell-studies* 2000 and 2002 as well as the identity concept of Integrative Therapy serve as theoretical foundations for the development of personal identity and as foil to interpret the practical examples.

Keywords: internet, identity, adolescents, integrative therapy

Literatur

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1998): Zehnter Kinder- und Jugendbericht, Bonn.
- Debray, R. (2001): Der Tod des Bildes erfordert eine neue Mediologie. Interview von C. v. Barloewen mit Régis Debray. In: Frankfurter Rundschau vom 17. Juli 2001, Nr. 163 S/R/D, S. 19.
- Deutsche Shell (2000): Jugend 2000, Band 1 und 2, Opladen. Leske & Budrich.
- (2002): Jugend 2002. Opladen. Leske & Budrich.
- Eder, S. (1999): Bleiben Sie dran! Medienpädagogische Zusammenarbeit mit Eltern. In: GMK-Schriften zur Medienpädagogik 27, AJZ Druck und Verlag Bielefeld.
- Eisenberg, G. (2002): Die menschlichen „Ungeheuer“ entspringen unserer Normalität. Nach dem Amoklauf von Erfurt/Götz Eisenberg unternimmt den Versuch, die dortigen Ereignisse zu verstehen. In: <http://www.fr.de/fr/160/t160002.htm> 11.5.02 (abgerufen am 12.5.02).
- (2002): Die niedergerissenen Grenzen im Inneren des Menschen. Über den Zusammenhang von Amok als kulturellem Muster und den Lebensbedingungen in globalisierten Gesellschaften. In: <http://www.fr-aktuell.de/fr/103/t103018.htm> 3.5.02 (abgerufen am 5.5.02).
- Elschenbroich, D. (2001): Weltwissen der Siebenjährigen. Wie Kinder die Welt entdecken können. München.
- Erikson, E.H. (1973): Identität und Lebenszyklus, Frankfurt: Suhrkamp.
- Fend, H. (2001): Entwicklungspsychologie des Jugendalters, Opladen.
- Fink, G., Kammerl, R. (2001): Virtuelle Identitäten. Ein Ausdruck zeitgemäßer Identitätsarbeit. In: *Medien Praktisch* 1/01, S. 10ff.
- Gergen, K.J (1996): Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Heidelberg.
- Hemmer, U. (1985): Zur Situation von arbeitslosen Jugendlichen am Beispiel von Jugendlichen in berufsvorbereitenden Maßnahmen. Unveröffentlichte Diplomarbeit zur Erlangung des Diploms in Erziehungswissenschaften an der Universität Frankfurt am Main.
- Hondrich, K.O. (2001): Mensch und Medien. Vom Charme der Sinne. In: GMK (Hrsg.): Themen. Rundbrief Nr. 44. Mensch & Medien, Bielefeld, S. 48ff.
- Hurrelmann, K. (1995): Lebensphase Jugend, Weinheim.
- Keupp, H. (1996): Wer erzählt mir, wer ich bin. Identitätsofferter auf dem Markt der Narrationen, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 4, 39-64.
- (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek.
- (2000): Identitäten in Bewegung – und die illusionäre Hoffnung auf den Körper. In: *Motorik, Zeitschrift für Motopädagogik und Mototherapie*, Hofmann Schorn-dorf, 3, 23. Jahrgang September 2000, 113-122.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1998): Projektive und semiprojektive Verfahren, „kreative und virtuelle Medien“ für die Diagnostik von Störungen von sozialen Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie mit Kindern und Jugendlichen. In: *Integrative Therapie*, 24. Jahrgang, Heft 3-4/1998, 396ff.
- , — (1999): Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik – Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. In: *Integrative Therapie*, 25. Jahrgang, Heft 2-3/1999, 187ff.
- Petzold, H.G. (1988): Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weh leibbezogener Psychotherapie, Bd. I/1, Bd. I/2, Paderborn.

- (1993): Integrative Therapie, Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. Schriften zu Theorie, Methodik und Praxis Bd. II/1, II/2, II/3, Paderborn. 2. erw. Aufl. 2003.
- (1998): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung, Paderborn.
- Sandbothe, M.* (1999): Virtuelle Temporalitäten, Zeit- und identitätsphilosophische Aspekte des Internet, in: Willems, Herbert (Hrsg.) (1999): Identität und Moderne, 363ff.
- Schachtner, Chr.* (2000): Netfeelings. Das Emotionale in der computergestützten Kommunikation. In: Sandbothe/Marotzki: Subjektivität und Öffentlichkeit. Kulturwissenschaftliche Grundprobleme in virtuellen Welten, Köln.
- (2001): Lernziel Identität, Medienkompetenz als Identitätskompetenz. In: Medien Praktisch, 1/01, 4ff.
- (2002): „Ich bin verbunden, also existiere ich.“ Identität und Kommunikation in virtuellen Räumen. In: GMK (Hrsg.): Nexum, Heft 6, Febr. 2002, 8-11.
- Schmidt, A.* (2000): Chatten. Spiel-ohne-Grenzen-Spiel mit Grenzen? In: Medien Praktisch 3/00, 17ff.
- Seewald, J.* (2000): Durch Bewegung zur Identität? Motologische Sichten auf das Identitätsproblem. In: Motorik, Schorndorf 23 (2000) Heft 3, 94ff.
- Siekmann, I.* (2001): Emotionalität in Internet-Seminaren <http://www.medienpaed.com/00-2/siekmann1.pdf> 29.3.2001 (abgerufen am 28.5.2001).
- Tully, C.J.* (2002): Jugendgeneration @ oder: Die Fortschrittsagenten. Über die Schwierigkeiten, sich in einer Multioptionsgesellschaft zu orientieren. In: Frankfurter Rundschau vom 18. Mai 2002, Nr. 114 S/R/D, 15.
- Turkle, Sh.* (1999): Leben im Netz. Identitäten in Zeiten des Internet, TB, Hamburg.
- Zaepfel, H., Metzmacher, B.* (1996): Postmoderne Identitätsbildung, ein Leben mit riskanten Freiheiten oder: Psychotherapie und die Macht der Verheißung. In: Integrative Therapie, 22. Jahrgang, Heft 4/1996, 451ff.
- , — (1998): Kinder- und Jugendlichentherapie in komplexen Lebenswelten. Das Konzept des Sozialen Sinnverstehens. In: Integrative Therapie, 24. Jahrgang, Heft 3-4/1998, 314ff.

Korrespondenzadresse:

Ursula Hemmer
Geibelstr. 6
60385 Frankfurt